

Neue metaphysische Rundschau



NEUE META PHYSISCHE RUNDSCHAU

CH. F. MORAWE

BAND XIII 1906 HEFT 1

NEUE METAPHYSISCHE RUNDSCHAU

Monatsschrift für philosophische, psychologische und okkulte Forschungen in Wissenschaft, Kunst und Religion

Herausgegeben von PAUL ZILLMANN. Erscheint jährlich 12 mal in zwei Bänden zu je sechs Heften. Bestellgeld für einen Band 6.— Mk. Ausland 7.— Mk. Einzelne Hefte 1.20 Mk. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an. Ausführliche Prospekte mit Inhaltsverzeichnis der erschienenen Bände kostenfrei. Probebände enthalten 12 Nummern aus [illegible] verschiedenen Bänden und kosten nur 1.50 Mk. postfrei (2.50 Mk. Ausland). — Geschäftsstelle: Gross-Lichterfelde West bei Berlin, Ringstr. 47a. Fernsprecher [illegible]

Band XIII 1906 — Inhaltsverzeichnis — Heft [illegible]



Eduard von Hartmann

„Das reale Dasein ist die Inkarnation der Gottheit, der Weltprozess die Passionsgeschichte des fleischgewordenen Gottes und zugleich der Weg der Erlösung des im Fleische Gekreuzigten, die Sittlichkeit aber ist die Mitarbeit an der Abkürzung dieses Leidens- und Erlösungsweges."

Phaenomenologie des sittlichen Bewusstseins.



„Alle Welt ist des unfruchtbaren Agnostizismus müde, und alle Einzeldisziplinen der Philosophie beginnen einzusehen, dass sie sich in Sackgassen verrannt haben, aus denen nur die Metaphysik ihnen den Ausweg zeigen kann. Schon sehnt man sich wieder nach Metaphysik, aber noch wagt man nicht, sie mit fester Hand zu ergreifen. Nur so viel leuchtet bereits ein, dass der Rückweg zur Metaphysik in erster Reihe von der Erkenntnistheorie aus gesucht werden muss, und dass er von da durch die Kategorienlehre führt."

Ed. von Hartmann. Phil. d. Unbew. 1904. Vorw.

Den Manen Goethes.

Dir Bruder, Vater, hocherhabner Meister!
Dem über ein Jahrhundert heut' als Zeichen
Der treusten Lieb' im Bunde freier Geister
Wir unsre fest verschlungnen Hände reichen;
Der Geister grösster und der Freien freister!
Zu dem empor wir streben ihm zu gleichen;
Dir weihn wir uns! Dir weihn wir unsre Söhne,
Dass unsern Bau dereinst Vollendung kröne!

Du hast gestrebt wie wir; doch dein Bestreben
Nach Selbsterkenntnis, die zur Weisheit leitet,
War stets beseelt von urgesundem Leben,
Von Schöpferstärke, die zu Taten schreitet,
Zu Werken, die zum Licht empor sich heben,
Um die der Schönheit Glanz sich ewig breitet:
Du hast wie Israel mit Gott gerungen,
Bis du als Sieger selber dich bezwungen!

Was uns geheimnisvoll mit dir verbindet,
Wird Ungeweihten durch kein Wort verraten;
Doch sei es laut vor allem Volk verkündet
Durch reinster Liebe nimmermüde Taten,
Durch klares Licht, das Geist im Geist entzündet,
Durch ewigen Lebens immergrüne Saaten.
Voran, o Meister! wo du hingegangen,
Zieht uns dir nach sehnsüchtiges Verlangen.

Professor Oswald Marbach.



Die Grundfragen der Erkenntnistheorie.

Eine Kritik des modernen Phänomenalismus.

Nicht nur Philosophen sind es, die sich heute mit der Frage nach dem Wesen und den Grenzen der menschlichen Erkenntnis beschäftigen. Nein, auch in den Kreisen der Naturforscher empfindet man in stetig wachsendem Masse das Bedürfnis, seiner eigenen an sich völlig in der Luft schwebenden Sonderwissenschaft erst einmal eine feste erkenntnistheoretische Unterlage zu verschaffen, während zu gleicher Zeit orthodoxe Theologen beider Konfessionen durch den immer wiederholten Hinweis auf „die Unmöglichkeit aller übersinnlichen Erkenntnis“ für den ungeprüften Offenbarungsglauben freie Bahn zu machen suchen. Unter solchen Umständen wird eine Einführung in die Grundprobleme der Erkenntnistheorie, eine Anleitung zu selbständigem Nachdenken über diese Fragen auch für den Laien immer nötiger. Ist er doch ohne sie so manchen geistigen Taschenspielerkunststücken gegenüber wehrlos oder läuft gar Gefahr, auf die blosse Autorität gewisser grosser Namen hin, sich einem schwankenden, trügerischen Boden anzuvertrauen, auf dem ihm schliesslich die ganze Wirklichkeit der Welt zu einem blossen Traum, einem nichtigen, wesenlosen Schein herabsinken muss. Für die Leser dieser Zeitschrift aber ist eine solche Orientierung schon deswegen von besonderem Interesse, weil durch die idealistischen oder phänomenalistischen Erkenntnistheorien von Hume, Kant, J. St. Mill, Schopenhauer, F. A. Lange und deren zahlreichen Nachfolgern zugleich mit der Wirklichkeit der materiellen Aussendinge notwendig auch das reale Sein der Seele in Zweifel gestellt oder vielmehr rundweg geleugnet wird.

Wenn sonach der Versuch, die Grundfragen der Erkenntnistheorie hier einmal in allgemeinverständlicher Weise zu erörtern, an und für sich keiner weiteren Rechtfertigung bedarf, so dürfte es doch noch nötig sein zu erklären, warum diese Erörterung sich äusserlich als eine fortlaufende Kritik der Anschauungen des bekannten Kathederphilosophen Professor Friedrich Paulsen *) darstellt. Bestimmend dafür waren in der Hauptsache folgende Erwägungen. Eine falsche Theorie, so sagte ich mir, widerlegt sich am besten, indem man einen ihrer Hauptvertreter vornimmt und die offenbaren Widersprüche in dessen eigenen Worten nachweist. Ein solches

*) Friedrich Paulsen „Einleitung in die Philosophie“ (II. „Die Probleme der Erkenntnistheorie“, S. 370—450).

konkretes Beispiel wirkt, auch für den unbeteiligten Leser, mehr als jede allgemein gehaltene Kritik, die niemand im besonderen trifft und deshalb leicht als ein Schlag ins Blaue angesehen wird. Es galt also, um den erkenntnistheoretischen Idealismus oder Phänomenalismus zu bekämpfen, aus dessen zahlreichen Anhängern auf den deutschen Universitätskathedern irgend einen herauszugreifen, und da bot sich in erster Linie Professor Paulsen: nicht nur weil er durch seine Stellung an der grössten deutschen Hochschule einen weitreichenden Einfluss ausübt und, wenigstens in Laienkreisen, besonderes Ansehen geniesst, sondern vor allem deswegen, weil sich bei dem durchaus eklektischen Charakter seines Denkens in seiner „Einleitung in die Philosophie" fast all die verschiedenen Richtungen des modernen Phänomenalismus die Hände reichen, so dass eine Kritik dieses Werkes gewissermassen eine Gesamtabrechnung über all die Irrtümer, Halbheiten, Widersprüche, Ausflüchte und Vertuschungsversuche jener philosophischen Modetheorie darstellt.

* * *

Die erkenntnistheoretische Untersuchung muss, wenn sie sich an weitere Kreise wendet, von der Auffassung des gewöhnlichen, durch keine philosophische Ueberlegung noch hindurchgegangenen Denkens ausgehen. D. h. sie hat mit dem naiven Realismus oder „unmittelbaren Wirklichkeitsglauben" zu beginnen. Dieser naive Realismus aber besteht keineswegs, wie Professor Paulsen meint (370), in der Ueberzeugung, dass unsere Vorstellungen getreue Abbilder der wirklichen Aussendinge seien uud diesen glichen, wie etwa wohlgelungene Kopien ihren Originalen. Er besteht vielmehr, richtig gesagt, in der unbefangenen Verwechselung von Wirklichkeit und Vorstellung, in der Nichtunterscheidung von Dasein und Bewusstsein, Realem und Idealem, Ding an sich und Wahrnehmungsbild. Oder mit anderen Worten: in dem instinktiven Glauben, dass es die Dinge selbst seien, die vom Bewusstsein wahrgenommen werden. Wenn z. B. der naive Mensch einen blauen, harten Stein sieht und mit der Hand fühlt, so glaubt er keineswegs, dass seine Vorstellung dieses Steines ein getreues Abbild des in Wahrheit selbst garnicht wahrgenommenen Steines sei. Nein, er glaubt vielmehr, diesen Stein selbst (das Ding-an-sich des Steines, wie der Philosoph sagt) unmittelbar zu sehen und zu fühlen. Er hält eben das ideale Wahrnehmungsbild in seinem Bewusstsein in vollster Unbefangenheit für ein reales Ding ausserhalb des Bewusstseins und die Eigenschaften jenes innerseelischen Gebildes, z. B. seine Farbe, für die unmittelbar wahrgenommenen Eigenschaften dieses Aussendinges selbst. Aehnlich wie ein Träumender die unwirklichen Gestalten

seines Traumes für wirkliche, wahrhaft seiende Personen ausserhalb seiner Seele hält. —

Sowie nun die philosophische Reflexion erwacht, beginnt dieser naive Realismus zu wanken. U. a. ist es eben die Einsicht in die Unwirklichkeit der Traumbilder und Halluzinationen, die den Zweifel an der Wirklichkeit auch der Wahrnehmungsbilder nahe legt, und, bestärkt durch den Gegensatz zwischen sinnlicher Anschauung und begrifflichem Denken, schon im Altertum zu einer Unterscheidung zwischen Dingen und Ideen, Körpern und Gedanken führte. Indess, diese Gegenüberstellung von Sinnenwelt und Ideenwelt, wie sie zuerst bei Plato zum Durchbruch gekommen ist, fiel doch mehr ins Bereich der Metaphysik als der Erkenntnistheorie (409) oder schillerte zum mindesten unklar zwischen beiden hin und her. Die wirkliche Zersetzung des naiven Realismus aus rein erkenntnistheoretischen Gesichtspunkten beginnt erst in der Neuzeit, teils auf Grund naturwissenschaftlicher Untersuchungen, teils mit rein philosophischen Erwägungen, und heute kann jene unkritische Auffassung des gewöhnlichen Menschenverstandes, der unmittelbare Wirklichkeitsglaube, für die Wissenschaft als prinzipiell abgetan gelten. Zunächst nämlich lehrte die Physik, dass das, was wir wahrnehmen, auf keinen Fall die Dinge selbst sind, sondern höchstens ihre Wirkungen auf uns, aber Wirkungen, die in ihrer eigenartig qualitativen Beschaffenheit (Schall, Licht, Farbe u. s. w.) keinerlei Aehnlichkeit mit den rein quantitativen Vorgängen in der äusseren materiellen Welt der Atome (Luft- und Aetherwellen) haben (371, 72). Dann wies die Physiologie nach, dass aus der äusseren Welt des körperlichen Daseins schlechterdings kein Bestandteil oder Vorgang unmittelbar als solcher in die innere Welt des Bewusstseins hineinschlüpfen kann, dass also das, was wir wahrnehmen jedenfalls nichts Materielles, Dingliches, Wirkliches, Aeusserlich-Daseiendes irgend welcher Art ist, sondern nur der Inhalt unseres eigenen Bewusstseins, die inneren Bilder oder Vorgänge unserer Seele (373, 74). Und schliesslich betonte die Philosophie, dass das Bewusstsein nie über sich selbst hinausgreifen kann, dass also alles, was ich denke, auch nur mein Gedanke, was ich empfinde meine Empfindung, was ich vorstelle meine Vorstellung, was ich fühle mein Gefühl ist: alles insgesamt nur subjektive Zustände oder Vorgänge meines eigenen Innern. D. h. die Welt, die ich wahrnehme, unmittelbar als solche wahrnehme, ist einzig und allein meine eigene Gedankenwelt: ihr Inhalt (Empfindungen u. s. w.) — nur die subjektiven Zustände meiner selbst, ihre Formen (Raum, Zeit u. s. w.) — die nicht minder subjektiven Formen meines eigenen Bewusstseins, also beides: Form und Inhalt oder die gesamte von mir wahrgenommene Welt nur

das Gespinst meiner eigenen Seele. Oder um mit Schopenhauer zu reden: Die Welt (die einzige mir unmittelbar gegebene Welt) ist meine Vorstellung. —

Damit stehen wir nun aber vor der Frage, der Kernfrage der Erkenntnistheorie: ist diese subjektiv bedingte Erscheinungswelt des Bewusstseins, diese innere immanente Welt meiner Seele die einzig vorhandene oder auch nur die einzig erkennbare Welt, — oder aber gibt es ausser ihr noch eine andere, unabhängig von mir und meiner Wahrnehmung daseiende Welt, eine transzendente Welt jenseits des Bewusstseins? Neben der unmittelbar bekannten idealen Welt meiner eigenen Vorstellungen noch eine andere etwa mittelbar zu erkennende reale Welt irgend welcher Dinge-an-sich? — Die idealistische Schule beantwortet diese Frage, die Grundfrage der gesamten neueren Philosophie bekanntlich mit einem runden Nein. Unsere Denk- und Anschauungsformen, sagt sie, dürfen nicht auf etwas Ausserbewusstes angewendet werden: sie haben als die Formen des Bewusstseins auch nur für dieses, also immanente, aber keine transzendente Geltung (377,8). Damit verflüchtet sich die ganze Aussenwelt zunächst zu einem negativen Grenzbegriff, einem unerkennbaren Ding-an-sich als der unbekannten Ursache unserer Empfindungen (Kant) und wird dann weiterhin von Fichte folgerichtig ganz und gar geleugnet. Die gesamte Welt verwandelt sich in einen Traum des Ich. „Meine Vorstellungswelt ist die Wirklichkeit selbst. Darüber hinaus ist nichts“ (378). Der transzendentale Idealismus wird zum subjektiven Idealismus oder Solipsismus. Aber auch dabei kann das folgerichtige Denken noch nicht stehen bleiben. Indem nämlich auch das Ich seine vermeintliche Wirklichkeit einbüsst und sich gleich allen andern Dingen als eine blosse Vorstellung im Bewusstsein erweist, wird die Welt zu einem Traum ohne Träumer, zu einer blossen, sich selbst tragenden Perlenschur bewusster Vorstellungen. „Alle Realität verwandelt sich in einen wunderbaren Traum ohne ein Leben, von welchem geträumt wird, und ohne ein Geist, dem da träumt: in einen Traum, der nur in einem Traum von sich selbst zusammenhängt“ (Fichte, Ww. II 245). D. h. der transzendentale Idealismus führt, wie schon Fichte eingesehen und in der angeführten Stelle klar ausgesprochen hat, unweigerlich zum absoluten Illusionismus.

* * *

Diesen Standpunkt zu widerlegen, ist allerdings eine „überflüssige Mühe“ (379). Aber wie kommen wir bei den idealistischen Voraussetzungen über ihn hinaus? Wie entgehen wir dem unbedingten Bankerott all und jeder menschlichen Erkenntnis, der mit

jener phänomenalistischen Verflüchtigung der Welt zu einem blossen Traum von einem Traume unzweifelhaft gegeben ist? Paulsen versucht es auf zweierlei Weise. Zunächst: indem er, wie er sich ausdrückt, „die realistische Auffassung für die Innenwelt wiederherstellt.“ Sein Gedankengang dabei ist etwa folgender: Der Glaube an ein wollendes und vorstellendes Etwas hinter meinen Begehrungen und Vorstellungen, d. h., die Annahme eines „Ich an sich“ als des beharrenden und einheitlichen Trägers meiner seelischen Einzelerlebnisse oder die Voraussetzung einer wirkenden, wesenhaften Seele hinter dem Bewusstsein ist nichts als eine unberechtigte Verdinglichung blosser Seelenvermögen, „der hypostasierte Schatten eines falschen metaphysischen Begriffes“ (385). Das Verlangen der „Vulgärmetaphysik“ nach einem solchen immateriellen „Wirklichkeits-Klötzchen,“ an das sie die Gedanken „anheften“ könnte, entspringt nur einer „irrtümlichen Gewöhnung“ und ist der Ausdruck einer falschen, blos psychologischen, nicht aber logischen Notwendigkeit. Der wahre Denker braucht kein solches „immaterielles Seelensubstanziale,“ das zu keiner Erklärung irgend etwas beiträgt und „der Anschauung gar keinen Anhalt bietet“ (!394). Die Seele ist nicht ein rätselhaftes Irgend etwas hinter den Bewusstseinsvorgängen, sondern sie ist nichts als die Gesamtheit dieser Vorgänge selbst, die auf nicht weiter angebbare Weise zur Einheit verbundene Vielheit innerer Erlebnisse (387). Also hat die Unterscheidung von Erscheinung und Ding an sich hier keinen Sinn mehr. „Sein und Erkanntwerden fallen hier in Eins zusammen“ (395). Das Dasein der Seele geht völlig auf in ihren Erscheinungen (381). Nehmen wir diese weg, so bleibt nichts wirkliches übrig, kein dunkler, dem Bewusstsein ewig unerreichbarer Kern meines Inneren, kein angeblicher Rückstand irgend einer unfassbaren Realität. Das Wirkliche an mir ist nicht eine Seele hinter dem Bewusstsein, sondern „das Wirkliche sind die Vorstellungen, Begehrungen und Gefühle“ (383) sind „die Bewusstseinsvorgänge an und für sich“ (384). In den Bewusstseinsvorgängen erkennen wir unser eigenes Innere, wie es an sich ist. „Und somit wäre hier ein erster fester Punkt für die realistische Ansicht von der Erkenntnis wiedergewonnen: ich erkenne die Wirklichkeit, wie sie an sich ist, soweit ich selber sie bin“ (395). —

So Professor Paulsen. Aber ist denn mit dieser neuen Auflage des alten „Cogito ergo sum“*) irgend etwas gewonnen? Sind wir, abgesehen davon, dass der erkenntnistheoretischen Entscheidung hier durch eine, obendrein recht mangelhafte metaphysische Erörterung über die Frage einer Seelensubstanz in unberechtigter **Weise vorgegriffen ist, — sind wir abgesehen davon auch nur um**

einen Schritt weiter gekommen? Ich glaube nicht. Paulsen hat ja nichts weiter getan, als die alte Ansicht des Phänomenalismus einfach zu wiederholen. Erst hiess es; „meine Vorstellungswelt ist die Wirklichkeit selbst“ (378), und nun erfahren wir: „die Vorstellungen, die Bewusstseinsvorgänge sind das an und für sich Wirkliche“ (384). Dort erkannten wir mit Fichte, dass der Idealismus die ganze Welt in eine in der Luft schwebende Bilderreihe bewusster Vorstellungen auflöst, und hier hören wir von Paulsen die Bestätigung, dass auch für ihn die Bewusstseinserscheinungen keines ausserbewussten Etwas bedürfen, das sie „halten oder tragen müsste“ (384), sondern dass wir sie als ebenso frei in der Wirklichkeit schwebend zu betrachten haben, wie wir uns die Himmelskörper als frei im Raume schwebend vorstellen (! 394). Eine solche phänomenalistische Verselbständigung der Bewusstseinsvorgänge, die wie Paulsen anfangs selber richtig hervorhebt, nichts weiter ist als „die wirkliche Durchführung der idealistischen Denkweise“ (394), dem erstaunten Leser ohne weiteres, und zwar schon auf der nächsten Seite, als den ersten Schritt zu einer „realistischen Ansicht von der Erkenntnis“ (395) vorzustellen, das ist ohne Zweifel eine merkwürdige Verwechselung. Ich wenigstens bin der Ansicht: wenn die Vorstellungen ohne Träger in der Luft schweben, so werden sie darum doch nie und nimmer etwas anderes als eben „Vorstellungen.“ Wenn die Bewusstseinserscheinungen nicht auf eine unbewusste, sie hervorbringende Seele zurückdeuten, so bleiben sie doch selber darum nur „Bewusstseinserscheinungen“ und haben als solche, als Inhalt des Bewusstseins, eben nur bewusst-Sein, d. h. rein ideelles, gedankliches aber kein reales Sein. „Ihr Sein ist ja nichts anderes als ihr Gedachtwerden“ (395). Und wenn es hinter oder ausser ihnen nichts Wirkliches gibt, so gibt es überhaupt nichts Wirkliches mehr. In Ermangelung eines solchen aber nunmehr die Gedanken oder Vorstellungen selber als das Wirkliche bezeichnen, das heisst nicht nur die gewöhnliche Bedeutung des Wortes „wirklich“ auf den Kopf stellen, sondern auch der schlimmsten Verwirrung Tür und Tor öffnen.

Allerdings hat sich ja die ganze idealistische Schule nach dem leidigen Vorgange Kants immer mehr daran gewöhnt, das blosse tatsächliche Vorkommen einer Vorstellung im Bewusstsein ohne weiteres als ihr „Wirklichsein“ oder ihre „empirische Realität“ zu bezeichnen. Aber das ist offenbar ein ganz ungehöriger Missbrauch der Worte „real“ und „wirklich“: eine jener vielen, bald

*) Vergl. das überaus lehrreiche, klare und tiefsinnige Werk von Prof. A. Drews „Das Ich als Grundproblem der Metaphysik.“ (J. C. B. Mohr, Tübingen.)

gedankenlosen, bald aber auch sehr wohl berechneten Anbequemungen an die naiv realistische Redeweise, mit denen die transzendentalen Idealisten sich selbst und ihre Leser über den Bankerott ihrer erkenntnistheoretischen Grundsätze hinwegtäuschen. Denn diese schlechte Art von Wirklichkeit, die allein in dem „wirklichen" (=tatsächlichen) Gegebensein im Bewusstsein besteht, diese „empirische" oder richtiger: „immanente Realität" kommt offenbar all und jedem Inhalt des Bewusstseins in gleicher Weise zu: den Empfindungen, Gefühlen, Gedanken und Begriffen ebenso wie den Anschauungen: den Traum- und Phantasiegebilden nicht minder wie den eigentlichen Wahrnehmungen. Die Frage, die Kernfrage der Erkenntnistheorie ist ja aber gerade die, welche Art von Realität die sogenanuten äusseren Wahrnehmungen vor jedem andern Inhalt des Bewusstseins voraus haben. Und dieser Frage, die bezeichnender Weise bei Paulsen nirgends klar gestellt wird, ist natürlich von vornherein ein Riegel vorgeschoben, wenn den Bewusstseinsvorgängen ganz im allgemeinen schon „Realität" zuerkannt wird. Denn wenn die Vorstellungen, Bestrebungen, Gefühle und Gedanken selbst schon „das an und für sich wirkliche" sind (383), so hat es offenbar keinen Sinn mehr, bei einer kleinen Gruppe unter ihnen (den sogenannten Wahrnehmungen) noch nach irgend einer andern Realität, einer Wirklichkeit aus zweiter Hand zu fragen. Die phänomenatistische Verselbständigung der Bewusstseinsvorgänge mit Hilfe jenes Unbegriffs einer „immanenten Realität," die Aufbauschung der seelischen Erscheinungen oder subjektiv-idealen Phänomene zu frei in der Luft schwebenden Wirklichkeiten schneidet eben nicht nur, wie Paulsen meint, die Frage nach einer hinter dem Bewusstsein tätigen Seele, sondern genau in derselben Weise auch die andere nach einer neben dem Bewusstsein vorhandenen Aussenwelt ab und wirft uns, ohne irgend einen Ausweg zu lassen, rettungslos in den absoluten Illusionismus zurück. Wenn meine Vorstellungswelt, wie Paulsen mir im Widerspruch mit der tieferen, unbewussten Vernunft der Sprache (385) einreden will, nicht auf ein vorstellendes Etwas, eine Seele hinter den Vorstellungen zurückweist, so begreife ich nicht mehr, warum sie noch auf etwas Vorgestelltes, auf eine Aussenwelt neben meinem Ich hinausweisen soll. Wenn meine Bewusstseinsvorgänge ohne Träger frei in der Luft schweben können, so ist in keiner Weise einzusehen, warum in aller Welt sie dann noch eines anderen bedürfen, das neben ihnen gleichfalls in der Luft baumelt. Beide Fragen: die nach einer vorstellenden Seele und die nach einer vorgestellten Aussenwelt können nur eine mit der andern, in gegenseitiger Uebereinstimmung gelöst werden; denn sie sind in Wahrheit nichts anderes als die zwei zusammengehörigen

Seiten des einen erkenntnistheoretischen Problems. Und wenn Professor Paulsen vier Seiten später doch die Frage nach einer Aussenwelt stellt, wenn er rund heraus erklärt, dass die Welt „mehr als eine blosse Phantasmagorie in seinem Bewusstsein“ sei und dass die immanenten Wahrnehmungsobjekte auf irgend ein An-sich-seiendes ausserhalb seiner selbst hinweisen (398,9), so gibt er damit stillschweigend seine „realistische Auffassung der Innenwelt“ selbst wieder preis und rollt zugleich auch die Frage nach einer vorstellenden Seele hinter dem Bewusstsein von neuem wieder auf. —

Sehen wir nun, ob der andere Versuch, den Paulsen macht, über den Fiebertraum des absoluten Illusionismus hinaus zu gelangen, mehr Erfolg hat als der erste, und ob es ihm, wenn auch in unbemerktem Widerspruch mit seiner realistischen Auffassung der Innenwelt, wenigstens gelungen ist, die Aussenwelt als den nächsten Gegenstand der Erkenntnis wieder herzustellen. — „Die Aussenwelt“, heisst es auf S. 397, „ist der Vorstellung als eine Welt bewegter Körper gegeben.“ „Körper aber sind nichts als Erscheinungen im Bewusstsein“ (399), subjektive Gebilde unseres eigenen Innern (374). Ihr Dasein besteht in ihrem Wahrgenommenwerden. Sie haben also nur relative Existenz (398) und die ganze Körperwelt oder äussere Natur ist, wie Kant sagt, subjektiv bedingte Erscheinungswelt im Bewusstsein (374).

An dieser Darstellung, der üblichen Darstellung fast aller Idealisten, ist zunächst wieder die verkehrte, notwendig irreführende Terminologie zu rügen. Wenn der naive Realist von „Körpern“ redet, so meint er damit etwas ausserhalb seines Bewusstseins wirklich Daseiendes, das er unmittelbar als solches wahrzunehmen glaubt und das gewisse Teile eines äusseren objektiv realen Raumes nach drei Dimensionen hin wirklich ausfüllt. Wenn dagegen der transzendentale Idealist, der diesen laienhaften Glauben an eine unmittelbar wahrgenommene Aussenwelt als Irrtum durchschaut hat, nun das von ihm mit Recht als ein inneres Bild seiner Seele erkannte Wahrnehmungsobjekt des Bewusstseins seinerseits schlankweg als „Körper“ bezeichnet, so ist das wieder, genau wie bei der „immanenten Realität“, eine jener lässigen Anbequemungen an die naiv realistische Redeweise, mit denen man als Kantianer sich und andere über den Wahnsinn des absoluten Illusionismus hinwegtäuscht. Denn die blosse Ausdehnung in dem idealen Raume des Bewusstseins kann dessen Wahrnehmungsobjekten oder räumlichen Anschauungsbildern ebenso wenig zu einer Körperlichkeit verhelfen, wie den nächtlichen Gestalten meiner Träume, und nur wenn man, wie Paulsen, diesen naheliegenden Vergleich mit den Tatsachen des Traumlebens völlig ausser Acht lässt, nur dann kann man in den

folgenschweren Irrtum verfallen, die in wachem Zustande wahrgenommenen Bilder äusserer Gegenstände ohne weiteres zu „Körpern“ zu verdinglichen. Nein, wer mit Kant unsern beiden Anschauungsformen jede transzendentale Geltung abspricht, wer den Raum nicht als die Form oder „Ordnung einer an sich seienden Wirklichkeit“ (377) ausserhalb des Bewusstseins gelten lassen will, der soll, wenigstens in wissenschaftlichen Untersuchungen, das Wort „Körper“ überhaupt nicht mehr gebrauchen, sondern immer nur von „Wahrnehmungsobjekten“ reden, wenn er nicht von vornherein das ganze erkenntnistheoretische Problem fälschen und sich selbst samt seinen Lesern irreführen will.

Noch schlimmer als mit dieser unberechtigten Verdinglichung der innerseelischen Wahrnehmungsbilder zu vermeintlichen Körpern steht es mit jener wunderlichen Hypostasierung blosser Wahrnehmungsmöglichkeiten, durch die Paulsen im Anschluss an J. St. Mill den Phänomenalismus annehmbar und haltbar zu machen sucht. Eine „Wahrnehmungsmöglichkeit“ oder „mögliche Wahrnehmung“ ist nach Paulsen, wie nach Mill, eine Wahrnehmung, die unter gewissen Umständen (beim Oeffnen der Sinne, bei Ortsveränderung u. s. w.) eintreten kann. „Ich sehe einen Gegenstand, schliesse dann die Augen und sehe ihn nun nicht; aber ich bin überzeugt, ich kann ihn jeden Augenblick wiedersehen und der Versuch ist die stets bereite Bestätigung der Ueberzeugung“ (405). Ebenso steht es mit allen andern sogenannten Aussendingen: „sie sind nichts als permanente Möglichkeiten der Empfindung“. Möglichkeit der Wahrnehmung meinen wir (nach Paulsen), wenn wir von der Wirklichkeit körperlicher Dinge reden (398). „Einem körperlichen Dinge Dasein und Bestimmungen beilegen, heisst immer, es als Inbegriff möglicher Wahrnehmungen für ein mögliches Bewusstsein setzen.“ Und so baut sich denn für uns die ganze Aussenwelt aus solchen möglichen Wahrnehmungen auf: in jedem ihrer Teile, der „Wiedererneuerung durch wirkliche Wahrnehmung stets gewärtig“. Die möglichen Wahrnehmungen oder „Sensibilien“ sind also etwas Beständiges und von der Willkür Unabhängiges, während die wirklichen Wahrnehmungen oder „Sensationen“ fortwährend wechseln und beliebig hervorgerufen werden können. „Jene sind es, was in gewöhnlicher Rede die objektive Wirklichkeit heisst; und die wirklichen Wahrnehmungen werden als Einwirkungen dieser objektiven Welt auf das Bewusstsein des Subjekts konstruiert: Die Sensibilien Ursache der Sensationen.“ (405). —

Paulsen fühlt also mit J. St. Mill das Bedürfnis, sich in dem Wirrsal seiner unbeständigen und regellos vorüber rauschenden Empfindungen durch den Rückgang auf irgend etwas Beständiges ausser-

halb seiner selbst zu orientieren. Aber er gelangt in Wahrheit doch nicht über sich hinaus, sondern bleibt bei der blossen Möglichkeit von Empfindungen innerhalb seiner Seele stehen, und das angeblich beständige Sein der von ihm „Aussenwelt" genannten Summe von Wahrnehmungsmöglichkeiten erweist sich durch die Notwendigkeit ihrer jeweiligen „Wiedererneuerung" als ein fortwährend unterbrochenes, durchaus unbeständiges Sein. Paulsen begreift auch, dass es die Wissenschaft nicht „mit den zufälligen Zusammenhängen der wirklichen Wahrnehmungen im Einzelbewusstsein" (406), ja, überhaupt nicht mit irgend welchen subjektiven Verknüpfungen von Vorstellungen zu tun hat, sondern lediglich mit transsubjektiven Vorgängen, mit bestimmten gesetzmässigen Zusammenhängen (Naturgesetzen), die jeder Willkür seines Ich entrückt und „für verschiedene Beobachter gemeinsam", in gleicher Weise berechenbar sind. Aber er gewinnt diese Mehrzahl von verschiedenen Subjekten ausserhalb seiner selbst nur durch einen völlig unbegründeten Luftsprung und verflüchtigt auch dann noch jene transsubjektiven Zusammenhänge oder die jeder menschlichen Willkür entrückten Naturgesetze zu blossen Verknüpfungen subjektiver Vorgänge im Bewusstsein, von denen man in keiner Weise absieht, wie sie für verschiedene Subjekte dieselben seien und als solche nachgewiesen werden können. Er erkennt an, dass jeder Mensch sich unbewusst (406) die Vorstellung einer Aussenwelt als der transzendenten Ursache seiner inneren Empfindungen aufbaut, aber er setzt diese unbewusste Tätigkeit der Seele zu einer blossen unerklärlichen Prellerei herab. Paulsen fühlt also offenbar, dass es mit seiner phänomenalistischen Verflüchtigung der Körper zu einem blossen Wahrnehmungsinhalt nicht ganz geheuer ist, und greift in begreiflicher Verlegenheit nach dem rettenden Arme des englischen Positivisten, gerät damit aber aus dem Regen in die Traufe. Denn wenn die Körperwelt vorher doch wenigstens noch etwas tatsächlich Vorhandenes, nämlich ein, obwohl überaus luftiges, so doch zeitweils wahrhaft gegebenes Gebilde innerhalb des Bewusstseins war, verduftet sie nun „zu dem hypostasierten Schatten eines logischen Begriffes" (385), zu einer blossen „Möglichkeit" oder einem unwirklichen Nichts, das weder im Bewusstsein noch ausserhalb desselben — „beständig" da ist. —

Uebrigens hat Paulsen die Unzulänglichkeit eines solchen Aufbaus der Wirklichkeit aus blossen Wahrnehmungsmöglichkeiten anscheinend selbst schon empfunden. Er merkt offenbar, dass er mit der Millschen Umdeutung des Phänomenalismus im Grunde noch um keinen Schritt über die subjektive Vorstellungswelt seines eigenen Bewusstseins, d. h. über den Solipsismus hinaus gekommen ist. Denn nachdem er die Körper solchermassen als blosse mögliche

Erscheinungen in und für ein Bewusstsein oder auch als „permanente Möglichkeiten der Empfindung für ein Subjekt“ bezeichnet hat (397,8), knüpft er daran mit einemmal die Frage, ob diesem relativen Sein, diesem Sein für ein Bewusstsein etwa am Ende doch ein absolutes Sein, ein Sein an und für sich entspreche. Oder mit andern Worten: ob jene Wahrnehmungsobjekte, die er voreilig „Körper“ nennt, nicht in Wahrheit blos „Hinweisungen auf ein Wirkliches sind, dass ohne alle Rücksicht auf sein Bewusstsein an und für sich existirt?“ — Aber nachdem er „die gemeine Vorstellung“, dass es Körper an sich ausserhalb des Bewusstseins gebe, entschieden zurückgewiesen und seine Wahrnehmungsobjekte selbst schon zu Körpern aufgebauscht hat, bleibt ihm begreiflicherweise keine andere Wahl, als das Wirkliche, auf das diese Wahrnehmungsobjekte hinweisen, für etwas Unkörperliches auszugeben. Nachdem er erst die ganze materielle Aussenseite der Welt zu einer blossen Phantasmagorie in seinem Bewusstsein herabgesetzt hat, behält er jetzt nur ihre seelische Innenseite übrig. Nachdem er zuvor die ganze objektive Wirklichkeit in blosse subjektive Wahrnehmungsmöglichkeiten aufgelöst hat, weiss er, um dem absoluten Phänomenalismus zu entgehen, nur noch einen Ausweg: den salto mortale aus „dem erkenntnistheoretischen in den metaphysischen Idealismus“ (399), wobei er unter metaphysischem Idealismus hier einfach das versteht, was man sonst Hylozoismus nennt, nämlich die Allbeseelung der Natur bis hinab zu den Atomen. —

All das ist wohl begreiflich. Nur irrt Paulsen, will mich dünken, sehr, wenn er diesen Sprung ins übersinnliche Gebiet vor seinen erkenntnistheoretischen Grundsätzen „rechtfertigen“ zu können meint. Er irrt, wenn er über den Phänomenalismus hinausgehen zu können wähnt, ohne vorher den Grundfehler des Phänomenalismus: die Verwechslung von Sein und Bewusstsein zu überwinden. Er irrt, wenn er die als blosse subjektive, gleichviel ob mögliche oder wirkliche Erscheinung in seinem Bewusstsein aufgefasste Körperwelt als sichtbaren Träger eines selbständigen Innenlebens deuten zu können meint. Ich sollte denken: um die Körperwelt ohne Widerspruch zu beseelen, muss ich erst eine selbständige, an sich seiende Körperwelt ausser halb meiner Seele haben. Um von einer Innenseite der Natur zu reden, muss ich erst einmal ihre Aussenseite gelten lassen. Wenn die Materie nichts ist als eine permanente Möglichkeit von Empfindungen in mir, so ist es offenbar der reine Aberwitz zu verlangen, dass ich diesen blossen Empfindungen oder Empfindungsmöglichkeiten meiner Seele ein selbstständiges Innenleben zuschreiben soll. Wenn die materielle Aussenseite des Kanarienvogels, den ich eben in der Hand halte, nichts als „Erscheinung im Bewusstsein“ ist, (sc. in

meinem Bewusstsein, denn von einem andern weiss ich vorderhand nichts), so wäre es offenbar widersinnig, wollte ich dieser nur in meinem Bewusstsein vorhandenen Aussenseite eines Vogels flottweg eine ausserhalb meines Bewusstseins bestehende Innenseite andichten. Wenn der Körper meiner Frau nichts als eine subjektive Wahrnehmungsmöglichkeit meinerseits ist, so möchte ich wissen, warum die Seele meiner Frau mehr sein soll als eine subjektive Denkmöglichkeit meinerseits. Wenn ich, nach Paulsen, zu dieser meiner Vorstellung einer Frauenseele ein selbständiges, an sich seiendes Gegenstück, ein wirkliches Ding-an-sich einer Frauenseele ausserhalb meines Bewusstseins annehmen soll, so muss Paulsen mir zuvor das äussere, objektiv reale Dasein eines Franenkörpers als eines wirklichen Dinges-an-sich ausserhalb meines Bewusstseins einräumen. Kurz: wer sich einmal dem Phänomenalismus in die Arme geworfen hat, wer, wie Paulsen, nicht zwischen subjektiv idealer Erscheinung im Bewusstsein und objektiv realer Erscheinung ausserhalb desselben unterscheidet, sondern vielmehr die ganze Körperwelt kurzweg als (subjektiv ideales) Phänomen, als eine Summe wirklicher oder möglicher Erscheinungen in und für sein Bewusstsein ausgibt, der kann in keiner Weiso mehr das selbstständige Sein oder gar wohl die Erkennbarkeit von irgend welchem Seelenleben ausserhalb seines eigenen begründen. Er ist unrettbar dem Agnostizismus verfallen, und zwar nicht nur in Bezug auf das Unbedingte oder Absolute, wie Paulsen zu glauben scheint, sondern überhaupt in Bezug auf alles, was die subjektive Sphäre seines eigenen Innenlebens überschreitet. —

Paulsen meint allerdings für sich das Recht zu jener seelischen Deutung der körperlichen Erscheinungswelt aus der Tatsache zu entnehmen, dass „jeder sich auf doppelte Weise gegeben ist": einerseits als wollendes, fühlendes, empfindendes und vorstellendes, andererseits als körperliches Wesen, wobei „zwischen den Vorgängen des Innenlebens und des leiblichen Lebens eine regelmässige Korrespondenz stattfindet," so dass ich diese als den Spiegel jener, meinen Körper als die Sichtbarkeit oder die Erscheinung meiner Seele ansehen und das gleiche dann nach Analogie bei allen andern Körpern tun kann (399,400). — Das wäre nun ganz schön, wenn nur dem „Idealisten" Paulsen dabei nicht das Unglück zugestossen wäre, dass er, vielleicht getäuscht durch den Doppelsinn des Wortes „Erscheinung," das blosse Wahrnehmungsbild seines Leibes, d. h. dessen Vorstellung oder subjektiv ideale Erscheinung im Bewusstsein mit einem Male für otwas ausserhalb seines Bewusstseins wirklich Daseiendes ansieht. Er wird natürlich einen solchen unkritischen Rückfall in die „gemeine Ansicht" des naiven Realismus in Abrede

stellen und allerdings sagt er zunächst auch: „ich nehme meinen Leib wahr und stelle ihn vor als ein körperliches Objekt unter den übrigen“ (399), d. h. er wahrt dem Scheine nach seinen idealistischen Gesichtspunkt. Aber er vergisst leider schon in der allernächsten Zeile, dass er dann auch nicht diese blos von ihm „vorgestellten“ Vorgänge seines Leibes den inneren Vorgängen seiner Seele als etwas anderes, ihnen äusserlich Korrespondierendes gegenüberstellen kann, da sie doch in Wahrheit nur einen kleinen Teil oder Ausschnitt derselben bilden. Er übersieht, dass er seinen Leib unmöglich als „die Sichtbarkeit einer Seele“ hinstellen kann (400), nachdem er ihn zuvor für einen blossen Inhalt seiner Seele („Vorstellungsinhalt“ 397) ausgegeben hat. Er verkennt, dass er kein Recht hat, sich selber für ein Doppelwesen und seinen Körper für die Erscheinung seiner Seele auszugeben, nachdem er ihn soeben erst (399) zu einer blossen Erscheinung in der Seele oder im Bewusstsein herabgesetzt und früher ganz im allgemeinen schon der Unterscheidung zwischen Erscheinen und Ansichsein bei der Seele jeden Sinn abgesprochen hat (395). Er beachtet auch nicht, dass er, der mit Schopenhauer und W. Wundt den Willen unmittelbar als solchen im Bewusstsein zu ergreifen wähnt, für sich keiner anderen „äusserlich wahrnehmbaren Darstellung dieses Willens“ mehr bedarf. Ja, er bemerkt ebenso wenig, dass ein solcher „Spiegel seines Seelenlebens“ (400) völlig überflüssig ist, wenn er sein ganzes Seelenleben, wie es an sich ist, schon im Bewusstsein erkennt (394). Und wenn er all diese Ausdrücke doch braucht, wenn er rundheraus „sein leibliches Leben als den Spiegel seines Seelenlebens, das leibliche Organsystem als die äusserlich wahrnehmbare Darstellung des Willens und seines Triebsystemes und den Leib als die Sichtbarkeit oder die Erscheinung seiner Seele“ auffasst (400), so hebt er damit, ohne es zu merken, all seine früheren Ansichten wieder auf. Wenn er jenes „Nebeneinander der Innen- und der Aussenseite der Wirklichkeit im Eigenleben“ als „Schlüssel zu einer Deutung der Aussenwelt überhaupt“ braucht (400), so erkennt er, ohne es zu wollen und zu wissen, seinen Körper als ein wirkliches, ausserhalb seines Bewusstseins daseiendes Ding an sich an, gleichviel ob er dieses transzendente Ding an sich in seinem Wahrnehmungsbild eines Körpers unmittelbar oder auch nur mittelbar zu erfassen glaubt. D. h. Paulsen ermöglicht sich, hier wie an vielen anderen Stellen, den Fortgang über die illusorische Traumwelt des reinen Phänomenalismus oder konsequenten Idealismus nur durch eine unvermerkte Anleihe bei der einen oder andern, naiven oder transzendentalen Form des Realismus, und diese **überall zerstreuten realistischen Gedankenkeime** sind es, die wir aufsuchen und weiter

fortbilden müssen, wenn wir zu einer einheitlichen, widerspruchslosen und brauchbaren Erkenntnistheorie gelangen wollen.

* * *

Die einzelnen Stufen dieses Ueberganges von dem als unhaltbar erkannten transzendentalen Idealismus zu einem kritisch geläuterten transzendentalen Realismus sind nun kurz angedeutet etwa diese:

1. „Es hat niemals einen gesunden und vielleicht auch keinen kranken Kopf gegeben, dem es auch nur einen Augenblick zweifelhaft gewesen wäre, dass es eine Welt unabhängig von seinen eigenen Vorstellungen gebe. Auch Fichte ist es nie eingefallen zu meinen, dats er, Johann Gottlieb, und seine Gedanken die ganze Wirklichkeit sei" (378/9). Damit ist von Paulsen zugestanden, dass noch kein Idealist oder Phänomenalist seinen eigenen Grundsätzen treu geblieben ist. Der erste Schritt über den reinen Idealismus hinaus ist geschehen, die erste transzendentale Anwendung einer immanenten Denkform gemacht: Paulsen erkennt wie jeder andere Idealist an, dass es irgend etwas ausserhalb seines Bewusstseins gibt und dass er dieses Etwas ohne Widerspruch denken, sich ein Ding an sich jenseits des Bewusstseins durch eine Vorstellung im Bewusstsein irgendwie vergegenwärtigen kann und darf. —

2. „Kant sagt: wir wissen nicht was das Ansichseiende ist und können es niemals wissen; es ist das Jenseits alles Bewusstseins, das Transzendente. — Liegt die Sache wirklich so hoffnungslos?" „Ich meine nicht", beantwortet Paulsen seine Frage selbst (399) und nimmt dann, um über die blosse „Phantasmagorie seines Bewusstseins" hinaus zu gelangen, eine Vielheit von wirklichen Aussendingen an, auf die die Erscheinungen (Wahrnehmungsobjekte) seines Bewusstseins „hinausweisen" (398/9). — Damit ist von Paulsen wieder eine neue Denkform (Kategorie), nämlich die der Vielheit auf das Jenseits seines Bewusstseins angewendet und ausserdem zugestanden worden, dass zwischen diesem Jenseits des Bewusstseins (den vielen Aussendingen) und dem Inhalt des Bewusstseins (den vielen Wahrnehmungsbildern) ein bestimmter Zusammenhang besteht; denn sonst könnten diese ja nicht auf jene „hinausweisen". Und damit nicht genug: da eine Vielheit ohne einen Raum als principium individuationis für uns schlechterdings undenkbar ist, so ist stillschweigend auch die Räumlichkeit als eine Form der äusseren an sich seienden Wirklichkeit angenommen worden. Denn alles Gerede von irgend welchen, dieser transzendenten Wirklichkeit zukommenden „intelligiblen Ordnungen", die unsern Anschauungsformen zwar auf irgend eine rätselhafte Weise korrespondieren, aber doch für uns nicht erkennbar sein sollen (445), alle solche Kant nachgesprochenen Behauptungen sind ein müssiges

Spiel mit leeren Worten, ja sogar ein heilloser Widerspruch im Munde eines jeden, der daneben doch nur irgend welche, wenn auch nur beschränkte Erkennbarkeit dieser in angeblich unerkennbaren Formen daseienden Wirklichkeit behauptet. Wenn Raum und Zeit nur subjektive Anschauungsformen meines Bewusstseins und nicht zugleich auch objektive Formen jenes ausserbewussten Daseins sind, so ist dieses letztere, ist die ganze Welt ausserhalb meines Bewusstseins nichts weiter als jenes X, jener negative Grenzbegriff, jenes eine ewig unerkennbare und unbestimmbare Ding-an-sich Kants, über das Paulsen mit Recht hinauszugehen wünscht und sich berechtigt erachtet (399). —

3. „Wie entsteht nun der Glaube, dass eine von meiner Vorstellung unabhängige Wirklichkeit da ist? Unmittelbar gegeben sind mir nur meine Bewusstseinsvorgänge; wie kommt es, dass ich darüber zu einer transzendenten Wirklichkeit hinausgehe und mich und mein Bewusstsein mit seinem Inhalt als ein abhängiges Glied dieser seienden Welt sehe?“ — „Seiner ersten allgemeinen Möglichkeit nach“, antwortet P., „beruht dieser Glaube wohl auf den Erlebnissen, die das Ich als wollendes Wesen macht. Indem es seiner eigenen Bestrebungen und ihrer Tendenz inne wird, wird es zugleich hemmender Widerstände inne . . . Innere Erlebnisse von dieser Art sind gewiss die erste Bedingung der Konstruktion der Wirklichkeit nach dem Schema von Ich und Nichtich.“ — Also auch Paulsen erkennt an, dass es nur die Einwirkung eines fremden Willens ist, die in mir „die Vorstellung einer objektiven Wirklichkeit hervorbringt“. Auch er erkennt, freilich in ungelöstem Widerspruch mit seinen anderweitigen Behauptungen, an, dass allein eine solche transzendente Kausalität meine Vorstellung einer äusseren an sich seienden Wirklichkeit erklärt und darum auch für den erkennenden Verstand die einzige Brücke zur Erkenntnis dieser Aussenwelt bildet. Tatsächlich hat ja auch Paulsen nicht die geringste Berechtigung mehr, eine solche transzendentale Anwendung der Kausalkategorie oder die Beziehung seiner Wahrnehmungsbilder auf irgend welche ausserbewusste Ursachen zu verpönen, nachdem er selbst mit der Annahme einer an sich seienden Wirklichkeit vieler (immaterieller) Dinge ausserhalb seines Bewusstseins schon eine ganze Reihe seiner subjektiven Geistesformen in genau derselben Weise transzendental angewendet hat. Wenn das Verbot eines solchen transzendentalen Gebrauches unserer Denk- und Anschauungsformen bei dem konsequenten Idealisten schon nichts weiter als ein grundloses negatives Dogma ist, so ist die Aufrechterhaltung eines solchen von ihm selbst bereits vielfach durchbrochenen Verbotes im Munde eines inkon-

sequenten Idealisten geradezu eine bodenlose Willkür und unbegreifliche Gedankenlosigkeit.

4. „Jeder ist sich selbst auf doppelte Weise gegeben“: einerseits als wollendes, fühlendes, empfindendes, vorstellendes, andererseits als körperliches Wesen (399). „Mein leibliches Leben ist der Spiegel meines Seelenlebens; das leibliche Organsystem ist die äusserlich wahrnehmbare Darstellung des Willens und seines Triebsystems, der Leib ist die Sichtbarkeit oder die Erscheinung der Seele“ (400). — D. h. Paulsen erkennt das Dasein seines Körpers als eines wirklichen Dinges an sich ausserhalb seines Bewusstseins an. „Dieses Nebeneinander der Innen- und der Aussenseite der Wirklichkeit im Eigenleben wird nun zum Schlüssel für die Deutung der Aussenseite überhaupt“ (400). „Alle Dinge sind als psycho-physische Wesen anzusehen“, alle Körper bis hinab zu den letzten Elementen der Materie „als sichtbare Träger eines Seelenlebens“ (401). D. h. die ganze Welt der Körperlichkeit, der Materie ist etwas ausserhalb des Bewusstseins, meines wie jedes anderen Bewusstseins, wirklich an sich Daseiendes. Nur so haben die angeführten Aussprüche Paulsens einen Sinn, nur so sind sie etwas anderes als völlig unverständliche Worte. Was Paulsen daran verhindert, diese hier von ihm selbst angenommene transzendente Realität der Materie unumwunden einzugestehen, ist, wie mir scheint, zweierlei: zunächst der soeben schon als unhaltbar erwiesene und von Paulsen selbst durch die Annahme einer Vielheit von Aussendingen preisgegebene Glaube an die rein subjektive, immanente Geltung der Raumform oder Räumlichkeit; vor allem aber doch die unkritische Verwechselung seiner immanenten Wahrnehmungsobjekte oder blossen Vorstellungen von Körpern (vergl. S. 374) mit wirklichen Körpern, aus der dann allerdings logisch richtig gefolgert wird, dass ein Körper nicht ohne wahrnehmendes Bewusstsein gedacht werden kann. Denn keine Wahrnehmung ohne Bewusstsein, kein Objekt ohne Subjekt! — Indes, wir haben schon gesehen, dass die räumlich ausgebreiteten Wahrnehmungsbilder des Bewusstseins ebenso wenig „Körper“ sind, wie die nächtlichen Gestalten unserer Träume. Und nicht darum handelt sich's, ob diese von Paulsen in Uebereinstimmung mit dem naiven kritischen Realismus fälschlicherweise als Körper angesehenen Wahrnehmungsbilder unserer Seele, diese instinktiv als äussere Gegenstände angeschauten Objekte des Bewusstseins ausserhalb desselben existieren können: denn das ist selbstverständlich ausgeschlossen; sondern darum handelt es sich in Wahrheit allein, ob diese immanenten Wahrnehmungsobjekte, diese blossen für mich seienden Bilder von Körpern nicht auf irgend welche transzendente Korrelate, auf wirkliche, an sich seiende Körper ausserhalb meines

Bewusstseins hinweisen. Und diese Frage, die einzige, auf die es in unserm Falle ankommt, kann in keiner Weise durch den Hinweis auf die Zusammengehörigkeit von Subjekt und Objekt beantwortet werden. —

Gewiss, wir haben keine Berechtigung, ohne wirklich triftige Gründe kurzweg „zu behaupten, dass ein unserer Vorstellung von einem Körper ähnliches Etwas auch ausser unserer Vorstellung vorhanden sei“ (374)*). Denn das wäre ein offenbarer Rückfall in einen unkritischen Dogmatismus. Wohl aber haben wir gerade auf dem Standpunkt eines wirklichen Kritizismus, der ebenso wenig ein negativer wie ein positiver Dogmatismus ist, die unzweifelhafte Berechtigung, ein solches ausserbewusstes Dasein von wirklichen Körpern anzunehmen, wenn uns ohne eine solche Annahme jede Erkenntnis der Aussenwelt und jede Erklärung unserer eigenen Innenwelt unmöglich wird. Und das ist in der Tat der Fall. Wenn der Körper eines Menschen, Tieres oder Baumes nicht etwas wirklich an sich Seiendes, nicht eine objektiv reale Erscheinung, unabhängig von jeder subjektiven Vorstellung ist, sondern nur Wahrnehmungsbild, nur immanente, subjektiv ideale Erscheinung in und für dieses oder jenes Einzelbewusstsein, so ist er auch nichts weiter als eine blosse Halluzination: gleichviel ob eine in dem betreffenden Bewusstsein spontan auftretende oder durch Gott von Ewigkeit her angeordnete oder auch durch magische Wunderwirkung von Seiten eines anderen Bewusstseins hervorgerufene Halluzination. Nun nehme ich aber ohne Zweifel unmittelbar nie etwas von dem seelischen Innenleben eines fremden Menschen oder andern Aussendinges wahr, sondern schliesse einfach aus der Wirklichkeit seiner körperlichen Handlungen auf die Wirklichkeit irgend welcher sie begleitenden Empfindungen oder Willensregungen (400/2). D. h. nur auf die wahrgenommene Realität eines fremden Körpers stützt sich die angenommene Realität einer fremden Seele. Hat jener nur eine immanente, „empirische Reelität“ im Sinne einer Vorstellung für mein Bewusstsein, so kann auch diese keine andere als eine solche halluzinatorische Realität innerhalb meines Bewusstseins beanspruchen. Ohne das vorherige Zugeständnis einer materiellen ausserhalb meines wie jedes anderen Bewusstseins an sich daseienden Körperwelt ist die Annahme irgend einer Geisterwelt ausser und neben meinem Ich immer nur eine rein dogmatische, in keiner Weise zu begründende Behauptung. Blosse Seelenwesen ohne Körper, wie Paulsen (399 ff.) sie in seinem „metaphysischen Idealismus“ (richtiger: immateriellen

*) Hier spricht Paulsen, wie man sieht, ganz richtig von der blossen „Vorstellung eines Körpers“, während er andererseits diese blosse Vorstellung selbst schon zu einem Körper aufbauscht!

Spiritualismus) einzuführen sucht, sind eben blosse Innenseiten ohne Aussenseiten, fensterlose, von einander abgeschiedene Monaden, zwischen deren in sich abgeschlossenen Vorstellungswelten höchstens noch durch prästabilierte Harmonie oder magisch mystische Wunderwirkung irgend eine, für jedes einzelne Bewusstsein jedoch völlig unerkennbare Uebereinstimmung hergestellt werden könnte.

5. „Zwischen den Vorgängen des Innenlebens und des leiblichen Lebens findet regelmässige Korrespondenz statt; Gefühle und Affekte werden von Veränderungen im Blutumlauf und in der Körperhaltung, Triebe und Bestrebungen von Bewegungen des Organsystems im einzelnen oder im ganzen begleitet; Einwirkungen auf den Leib erscheinen in innern Vorgängen, in Gefühlen oder Empfindungen" (399). „Der Reiz bestimmt die Qualität der Empfindung" (464). „Nicht ausgedehnte Bilder, sondern qualitativ verschiedene Erregungen, die durch die einzelnen Fasern der Sinnesnerven zum Gehirn geleitet werden, sind es, auf deren Grund die Seele selbst das räumliche Wahrnehmungsbild aufbaut" (374). D. h. es findet eine Wechselwirkung zwischen Leib und Seele statt und die von Paulsen so eifrig verfochtene Theorie des antikausalen Parallelismus ist ein Irrtum, was übrigens auch schon daraus hervorgeht, dass mit ihr jegliche Erkenntnis der Aussenwelt abgeschnitten und das unbedingte Nichtwissen von allem jenseits des Bewusstseins liegenden erklärt wird. Ueberhaupt ist dieser psycho-physische Parallelismus eine überaus wunderliche Theorie. Er behauptet das Nebeneinanderherlaufen körperlicher und seelischer (bewusst geistiger) Vorgänge ohne irgend eine Wechselwirkung zwischen beiden und weiss doch von den körperlichen Vorgängen garnichts, wenn er sie nicht vorher am Leitfaden einer transzendenten Kausalität als die Ursache der seelischen Vorgänge erschlossen hat. Darüber hilft auch die von Paulsen beliebte idealistische Auslegung dieses Parellelismus nicht hinweg. Denn bei folgerichtiger Beschränkung auf mein Bewusstsein habe ich garnicht zwei verschiedene Reihen von unräumlichen und räumlich angeschauten Innenvorgängen, zwischen denen von einem Parallelismus die Rede sein könnte, sondern nur eine einzige Erscheinungsreihe von mehr oder weniger lokalisierten, aber ohne Grenze ineinander übergehenden Empfindungen.

6. „Die Seele baut sich auf Grund der zum Gehirn geleiteten Sinneserregungen selbst das räumliche Wahrnehmungsbild auf" (374). „Gegeben sind nur vereinzelte Empfindungen mit qualitativer Bestimmtheit; dagegegen ist alle Verbindung, alle Anordnung auf die synthetischen Funktionen des Subjekts zurück zu führen" (435), die „eine Vielheit von Empfindungselementen zur Einheit einer Anschauung zusammenfassen" (445). „Empfindungen sind

Betätigungen des Subjekts, zu denen es durch die Umgebung herausgefordert wird, der Reiz bestimmt die Qualität mit; die Empfindung wird wieder zum Reiz, der das Subjekt zur Hervorbringung der Anschauung herausfordert" (446). D. h. wie der antikausale Parallelismus, so ist auch der aktuelle Seelenbegriff, die phänomenalistische Auffassung der Seele als einer blossen Summe psychischer „Erscheinungen" falsch. Es gibt eine seelische Tätigkeit hinter den seelischen Erscheinungen, eine ewig unbewusste Geistestätigkeit, die die allein wahrgenommenen Bewusstseinserscheinungen (Empfindungen, Vorstellungen, Anschauungen usw.) erst hervorbringt. Denn im Bewusstsein — das leidet keinen Zweifel — ist eine solche synthetische Funktion, eine solche verbindende und ordnende Tätigkeit niemals zu entdecken. Hier ist vielmehr „das Produkt allein: die Vorstellungswelt, gegeben" (433) und nur dem wissenschaftlichen Denken des Menschen gelingt es, nachträglich die verschiedenenen Faktoren dieses fertigen Produktes zu bestimmen und so die gegebene Anschauung begrifflich wieder in ihre vorbewussten Bestandteile aufzulösen.

7. Alle halben Zugeständnisse, die Paulsen an anderer Stelle selbst der Annahme eines unbewussten Seelenlebens macht, reichen hier nicht aus. Die unbewusste synthetische Funktion des Subjektes, als deren Ergebnis sich die fertige, leuchtende, räumlich ausgebreitete Erscheinungswelt des Bewusstseins darstellt, ist zunächst weder eine Mill'sche Wahrnehmungsmöglichkeit oder „potentielle innere Wahrnehmung" (138), denn sie wird eben nun und nimmer wahrgenommen; noch ist sie bloss etwas „minderbewusstes, unmerklich gewordenes oder zeitweilig vergessenes" (139), das, wenn nötig, nach Belieben ins Bewusstsein zurückgerufen werden kann (136). Ebensowenig ist sie ein für gewöhnlich ausserhalb des innern Blickpunkts gelegener Inhalt des Bewusstseins, der indessen jederzeit zum Gegenstand der besonderen Aufmerksamkeit gemacht werden kann (141,3). Und sie ist endlich auch kein mehr oder minder klar bewusster Inhalt der verschiedenen Sonderbewusstseine, die wir in den niederen Nervenzentren unseres Organismus nach Analogie des Bewusstseins niederer Tiere annehmen müssen (153—162); denn wir können unmöglich unsern niedern Hirnzentren oder gar den einzelnen Hirnmolekülen eine Einsicht und Fähigkeit zuschreiben, die wir selber nicht einmal besitzen: um so weniger, da es sich hier ja gerade darum handelt, die Empfindungen dieser untergeordneten Hirnteile zur Einheit zusammen zu fassen. Kurz: die fragliche synthetische Funktion gehört keiner von all diesen Formen an, unter denen Paulsen ein unbewusstes oder unterbewusstes Seelenleben anerkennt. Sie ist eben nicht nur relativ un-

bewusst, d. h. blos zeitweilig oder blos für das oberste Bewusstsein unbewusst, sondern absolut unbewusst, für immer und für alle Individualitätsstufen unbewusst. Und sie ist eine Tätigkeit, während all und jeder Inhalt des Bewusstseins sich bei jeder näheren Untersuchung immer nur als passiver Zustand, als blosse Wirkung von etwas hinter dem Bewusstsein verborgen liegendem erweist. Eine solche Hypothese apriorischer Funktionen als aus dem Bereich der Wissenschaft hinausfallend ablehnen oder gar die absolut unbewusste Geistestätigkeit leugnen, weil sie nicht im Bewusstsein gegeben und durch unmittelbare Erfahrung nachzuweisen ist, sondern immer nur mitttelbar durch Denken erschlossen werden kann, wäre überaus töricht. Denn, wie Paulsen den blossen Physiologen und bornirten Fanatikern des Empirismus mit Recht vorhält: „psychische Wirkungen setzen psychische Ursachen voraus; sind diese Ursachen nicht im Bewusstsein, so müssen wir sie als unbewusst psychisches konstnierenund dieses muss also existieren, denn non entis nullus effectus“ (138).

8. So führt eine wirklich kritische Erkenntnistheorie, die sich nicht eigensinnig in das negative Dogma des absoluten Nichtwissens einspinnen will, notwendig zum transzendentalen Realismus, und der transzendentale Realismus ist eo ipso auch Philosophie des Unbewussten. Das geht gerade aus dem berechtigten Grundgedanken des kantischen Idealismus unzweifelhaft hervor. Denn wenn alles Sein, sofern es Inhalt des Bewusstseins ist, eben damit nur bewusst-Sein oder ideelles, gedankliches Sein ist, so folgt daraus offenbar, dass alles reale, wirkliche Sein, wenn es solches überhaupt gibt, nur ausserbewusst, unbewusst sein kann. Oder: wenn all und jedes bewusste Sein als Inhalt irgend eines Bewusstseins diesem selbstverständlich immanent ist, so kann das transzendente nur das Unbewusste sein. Wenn Subjekt und Objekt als die beiden Pole des Bewusstseins sich gegenseitig bedingen und kein Objekt ohne Subjekt gedacht werden kann, so muss das nicht mehr subjektiv bedingte von vornherein ausser jedem Bewusstsein gesucht werden. Oder, um Paulsens eigene Worte zu gebrauchen: wenn alles Sein für ein Bewusstsein immer nur „ein relatives Sein“ ist (398), so ist das absolute Sein nur als unbewusstes zu bezeichnen. „Das Ansichseiende ist das Jenseits alles Bewusstseins“ (399): das ist die grosse, die bleibende Wahrheit der Kantischen Philosophie und diese selbst führt so, durch den von Paulsen als unhaltbar zugestandenen transzendentalen Idealismus, unweigerlich hinüber zu der Weltanschauung unseres grössten lebenden, ja unseres grössten Denkers überhaupt: zu der Philosophie E. von Hartmanns. — Transzendentaler Idealismus oder

transzendentaler Realismus, Philosophie des Bewusstseins (Cogito ergo sum) oder Philosophie des Unbewussten: das ist die grosse Alternative vor der in unserer Zeit jedes philosophische Denken steht, eine Alternative, so offenbar und unvermeidlich, dass es schwer zu begreifen ist, wie sich heute noch irgend jemand dazwischen durchzudrücken versuchen kann. Aber unsere idealistischen Philosophieprofessoren haben sich nun einmal so in ihre Abneigung gegen ihren grossen unzünftigen Mitbewerber hineingeredet, dass sie sogar blind werden gegen die offenbarsten Konsequenzen ihrer eigenen Prinzipien, sobald diese irgend wie auf den Gedankenkreis E. von Hartmanns hinweisen. Natürlich nur zu ihrem eigenen Schaden. Denn da sich nun einmal mit der illusorischen Traumwelt des konsequenten Idealismus nach Paulsens treffendem Ausdruck (378 9) nicht einmal ein kranker, geschweige denn ein geistig gesunder Kopf zufrieden geben kann, so gibt es allerdings für all diese Gegner Hartmanns keine andere Rettung mehr als — unvermerkte Anleihen bei dem naiven Realismus: Anleihen, die man denn in Wahrheit nicht nur bei Paulsen, sondern auch bei allen andern mit Leichtigkeit nachweisen kann. Aus der schwindelhaften Höhe eines hyperkritischen, in die Wolken verstiegenen Idealismus, der alle Wirklichkeit unter seinen Füssen verloren hat, gleitet man, um nur wieder einmal festen Boden zu gewinnen, alle Augenblicke zurück in die unkritische Anschauungsweise der vorkantischen Philosophie und des gemeinen Denkens, das in dem Wahrnehmungsinhalt des Bewusstseins bald eine wirkliche Aussenwelt, bald auch nur sein eigenes Selbst unmittelbar zu ergreifen wähnt, und in diesem Sinne kann man wohl mit Recht sagen, dass der ganze Widerstand, den die Philosophie des Unbewussten bis auf diesen Tag gefunden hat, am letzten Ende nur aus solchen unvermerkt stehen gebliebenen Ueberresten des naiven Realismus seine scheinbare Berechtigung zieht.*)

*) Vergl. E. von Hartmanns „Kategorienlehre" (S. 506), die hiermit als der Gipfel der gesamten neueren Philosophie jedem ernsthaft nach philosophischer Bildung strebenden Leser angelegentlich empfohlen sei.

W. v. Schnehen.





Das Geheimnis der Runen.

Es wurde bisher der Schrift unserer germanischen Vorfahren, den „Runen“, eine viel zu geringe Beachtung gezollt, weil man von der irrigen, durch keine Beweise begründeten Meinung ausgegangen war, dass die Germanen überhaupt keine Schrift gehabt hätten, und deren Schriftzeichen, die „Runen“, mangelhaft der lateinischen Unicialschrift nachgebildet gewesen seien, trotzdem Julius Cäsar ausdrücklich von Rechnungsbüchern bei den „Helfetsen“ (nicht Helvetiern) und deren Schrift berichtet, welche der griechischen Schrift geglichen haben soll.

Ohne hier durch Beweise das höhere Alter der Runen, welche ja auf Bronzefunden und Topfscherben sich schon finden, belegen zu wollen, sei gleich erwähnt, dass das „Runenfuthark“ (Runen-A-B-C) in der Urzeit aus sechzehn, nach der Edda (Runatâls-thattr-Odhins) schon aus achtzehn Schriftzeichen bestand, mit welchen man alles schreiben konnte, da der Germane weder ein „v“ noch ein „w“, weder ein „x“ noch ein „z“ oder ein „qu“ kannte, ebensowenig ein „c“, ein „d“ und ein „p“. Das „v“ wurde durch das „f“ (fator, Vater) gegeben; „v“ und „w“ entstanden aus „u“, „uu“, „uo“ oder „ou“; das „x“ aus „ks“ oder „gs“; das „z“ wurde wohl gesprochen, aber mit „s“ geschrieben, das „qu“ entstand aus „kui“, „gui“, das „c“ aus „ts“, das „d“ aus „th“ (thorn = Dorn) und das „p“ aus „b“, bis es erst spät eine eigene Rune erhielt, wie auch die anderen Laute nach und nach ihre besonderen Runen bekamen, deren Zahl bald über dreissig betrug.

Will man die Sprachstämme auf die Wurzelworte der urgermanischen Sprache zurückverfolgen, und diese weiter auf die Keim- und Urworte der arischen Ursprache zurückführen, so muss man immer die Stammworte in Runen schreiben, — oder sich diese Schreibart wenigstens vor Augen halten — um die richtige Wurzel zu finden, wobei der Name der Rune selbst die wichtigsten Dienste leisten wird.

Jede Rune hat nämlich — ähnlich dem griechischen Alphabet — einen ganz bestimmten Namen, der gleichzeitig der Träger des Wurzelwortes sowie der Keim- und Urworte ist. Dabei ist aber zu beachten, dass diese Runennamen einsilbige Worte, also Wurzel-, Keim- und Urworte sind, von welcher Regel nur die Runen „hagal“, „gibor“ und „othil“ eine — scheinbare — Ausnahme machen.

Da nun die Runen eigene Namen haben, und diese Namen einsilbige Worte sind, so ergibt es sich von selbst, dass die Runen —

in fernen Urtagen — die Bedeutung einer Silbenschrift, eigentlich Wortschrift hatten — da das Urarische, wie jede Ursprache einsilbig war —, und erst in späten Tagen zur Buchstabenschrift zusammenschrumpften, als die Ausgestaltung der Sprache eine Wort- oder Silbenschrift als zu schwerfällig erkennen liess.

Sind nun aber die Runen als Wortzeichen der Urzeit erkannt, so ist die Frage nach dem Verbleib der übrigen Wortzeichen — welche im Runenfuthark nicht enthalten sind, eine berechtigte Folgefrage, denn eine Wortzeichenschrift, und sei dieselbe noch so arm — was die Schrift der arischen Sprache nicht war — musste doch über weit mehr als nur dreissig Schriftzeichen verfügen, und tatsächlich verfügte sie auch über eine sehr grosse, viele Hunderte von Zeichen überschreitende Zahl von Schriftzeichen, welche eine hochausgebildete, wunderbar systematisch und organisch gegliederte Hieroglyphik begründete, an deren tatsächlichen Bestand bis heute niemand dachte. So unglaublich es klingen mag, so besteht diese uralte, weit in die vorchristliche Urzeit des Germanen-, ja des Ariertums zurückreichende Hieroglyphik noch heute in voller Blüte; sie erfüllt ihre eigene noch heute gepflegte Wissenschaft, ihre eigene Kunst, welche beide ihre ganz eigenartigen Gesetze und Stylrichtungen ausgebildet haben und über eine reiche Literatur verfügen, ohne — und das ist eben das Tragikomische an der verblüffenden Tatsache! — ohne dass die Pfleger und Wahrer dieser Kunst und Wissenschaft auch nur eine Ahnung davon hätten, was sie pflegen und weiterbilden.

Da es also viele Hunderte von Runenzeichen gab und noch gibt — die Zahl derselben ist noch nicht festgestellt — aber aus deren Masse nur etwa dreissig als Buchstaben im Sinne unserer heutigen Schriftzeichen in Verwendung gekommen sind, so ergeben sich vorerst zwei Hauptgruppen dieser Schriftzeichen, nämlich die „Buchstaben-Runen“ und die „Heilszeichen-Runen“, welche in gesonderter Weise gepflegt wurden und ihre besonderen Entwicklungswege gegangen sind, nachdem sich jene Scheidung vollzogen hatte. Alle diese Zeichen waren Runen, welcher Name jedoch heute nur mehr den „Buchstaben-Runen“ beigelegt wird, während die „Heilszeichen-Runen“ fernerhin, als eigentliche Schriftzeichen, weiter keine Beachtung mehr fanden, und hier der Unterscheidung wegen als „Heilszeichen“ oder „Hieroglyphen“ angesprochen werden sollen, wobei bemerkt sein mag, dass das Wort „Hieroglyphe“ schon im Urarischen als „Hiroglif“ *) bedeutungsvoll ist, und schon seine Bedeutung hatte, ehe es überhaupt schon eine griechische Sprache gab.

*) Ueber das urarische Wort „h-ir-og-lif“ weiter unten näheres.

Die „Buchstaben-Runen", welche hier der Kürze wegen einfach als **Runen** angesprochen werden sollen, blieben in der Entwicklung stehen, sie behielten nicht nur ihre einfachen Linienzüge, sondern auch ihre einsilbigen Namen bei, während die **Heilszeichen** sich fortwährend auf Grundlage ihrer alten Linienzüge entwickelten, sich bis zur kunstvollendetsten, reichgegliedertsten Ornamentik ausgestalteten, und ebenso in ihren Benennungen manche Wandlungen erfuhren, da die Begriffe die sie versinnbildeten und noch heute versinnbilden sich erweiterten, und sich mit der Sprache auch vervollkommneten.

Schon das **mystische** Lied „Runatâls thattr Odhins" [: Wuotans Runenkunde :] der Edda kennt jene achtzehn Runen als „**Schriftzeichen**", bewahrt aber noch deren Gedächtnis als „**Heilszeichen**" im Sinne der späteren „**Zaubercharactere**" oder „**Geistersigille**" [: nicht Siegel :], und mag die Deutung jenes Zaubersanges hier geboten werden, um weiter das eigentliche Runengeheimnis, darauf fussend, zu enträtseln.

Kein zweites Lied der Edda gibt so klaren Einblick in die urarische Weltanschauung, über das Verhältnis von Geist zum Körper, von Gott zum All, bringt so deutlich das Erkennen der „zwiespältig-zweieinigen Zweiheit" im Kleinsten wie im Grössten durch das Ariertum zum Bewusstsein, als das „Hâvamâl" und das in dieses [: Vers 139-165 :] eingeschlossene „Runatâls-thattr-Odhins".

Im ewigen Wandel vom „Entstehen" zum „Sein", und über dieses zum „Vergehen zum Nichtsein", das neues „Entstehen zu kommendem Sein" einleitet, in welch ewigem Entwicklungswandel Wuotan, wie das All und jedes Einzelne, stetig sich fortentwickelnd immer das „Ich" bleibt, das an Geistiges und Körperliches untrennbar gebunden eben stets und unabänderlich die „beideinig-zwiespältige Zweiheit" ist, so stellt das „Hâvamâl" — das „Lied des Hohen" — in hoher Mystik Wuotan uns vor Augen, als das Spiegelbild des Alls wie des Einzelindividuums. Wuotan lebt im Menschenleibe um unterzugehen; „er weiht, sich selber geweiht, sich selber," er weiht sich dem Vergehen um neuzuerstehen. Je näher er den Zeitpunkt seines „Vergehens zu neuem Entstehen" — seinen Tod — herannahen fühlt, um so klarer erwächst ihm das Wissen vom Geheimnis des Lebens, das ein ewiges Entstehen und Vergehen, eine ewige Wiederkehr ist, ein Leben von stetem Gebären und Sterben. Ganz geht ihm dieses Wissen erst in dem Augenblicke der Dämmerung auf, in welchem er in das „Ur" sinkt, aus dem er wiedererstehen wird, und in diesem Augenblicke der Dämmerung [:Sterbens:] gibt er sein eines Auge als Pfand für erhöhtes Wissen. **Dieses eine Auge bleibt aber — wenn auch verpfändet — sein Eigen,**

das er bei seiner Wiederkehr aus dem „Ur“, bei seiner Wiedergeburt einlöst, denn es ist sein ,,Körper'', während sein anderes Auge, das er behält, sein ,,Geist'' ist. Das „körperliche Auge“, nämlich der Körper selbst, dessen er sich nur vorübergehend entledigt, der aber sein Eigen bleibt, vereinigt sich im Augenblicke seiner Rückkehr aus dem Ur — bei seiner Wiedergeburt — wieder mit seinem andern „geistigen Auge“ — seinem Geist — aber das aus Mimes Quell geschöpfte Urwissen bleibt sein Eigen, das Eigen des Alls, es ist die Summe der Erfahrung von tausenden von Generationen, das durch die Schrift erhalten und weiter vererbt wird. So erhöht sich Wuotans Wissen im Tode, er bereichert es durch den Trunk aus Mimes Urquell, ebenso bei der „Todten-Wala“ wie bei „Mimes Haupt“*); er trennt sich nur scheinbar von der Körperwelt — der er auch im scheinbaren körperlichen Nichtsein angehört — da er eben als Geistiges und Körperliches, die „beideinig-zwiespältige Zweiheit“ bildet, die scheinbare Einheit. Sein eigenes „Tagleben“ kann er von dem „Nachtleben“ — im Tode — nicht trennen, aber in dem Nachtleben — dem scheinbaren Nichtsein — gewinnt er das Wissen seines ewigen Lebens, das ihn im ewigen Wechsel durch die Wandlungen vom Entstehen über das Sein zum Vergehen für neues Entstehen durch die Ewigkeit geleitet. Durch jenes Erkennen weise geworden, fand er durch sein eigenes totgeweihtes Leben die Kunde des Weltgeschickes, die Lösung des Weltenrätsels, das „er ewig nie einem Weib oder Mädchen künden will.“ Und da eben Wuotan, er selber, aber auch gleichzeitig das All ist, — wie ja jedes „Ich“ auch gleichzeitig das „Nicht-Ich“ oder „All“ ist — so macht jedes einzelne „Ich“, jeder „Mensch“ für sich die gleichen Wandlungen über die gleichen Erkenntnisstufen durch, von deren Erkenntnis und Lösung jedes Einzelnen Geistesschatz [:nicht das tote Gedächtniswissen:] bewertet wird, den er auch im Sterben nicht verliert und den er wiederbringt, wenn er bei seiner nächsten Wiederverkörperung wieder zur Menschenwelt zurückkehrt.**)

---

*) „Mime“ = Erinnern, Wissen. — „Urquell“ = Das Mysterinm des All-Erstehens, All-Seins nnd All-Vergehens znm Neuerstehen. — „Todten-Wala“ = Erdgöttin, Todtengöttin, welche die „entgeistigten Körper“ im Friedhofe bewahrt, während die „entkörperten Geister“ nach Walhall oder zur Helia fahren. — „Mimes Hanpt“ = Das Hauptwissen, nämlich das Urwissen vom Entstehen, Sein und Vergehen zu neuem Entstehen aller Dinge. Das sind die drei Stufen, durch die Wuotan „weise ward“, d. i. zum Allerkennen gelangte; durch das Mysterium zum wahren Wissen.

**) Wir nennen diesen „Geistesschatz“, den der wiedergeborene Mensch mit zur Welt bringt, „natürliche Veranlagung“, „Talente“, oder „geborenes Genie“; es ist der regsamere Geist, der alles schneller und leichter erfasst, als andere,

Darum hat jedes einzelne „Ich“ — für sich! — seinem Geistesschatz“ entsprechend seine eigene Auffassung vom geistigen Umfange des Begriffes der Worte, und darum können unter den Millionen lebender Menschen nicht zwei Individuen gefunden werden, deren Gottheitsbegriffe sich vollkommen gleichen — trotz aller Dogmenschablonen, — und deshalb finden sich auch nicht zwei Individuen welchen das gleiche Begriffserfassen des geistigen Wesens der Sprache nnd ihrer Worte — im Einzelnen wie im Gesamten — zu Eigen sein könnte.

Ist solches auch heute noch, trotz des von anderen Sprachen unerreichten Reichtumes unserer Sprache der Fall, um wie vieles mehr musste das in Urtagen zugetroffen haben, in welchen der Wortschatz noch ein kleiner und unzureichender war, in welchen die Seher und Wissenden, der noch dürftigen Sprache mühsam begriffsversinnlichende Ausdrücke abringen mussten, um in anderen ähnliche Begriffe loslösen zu können, als sie selber solche in ihrem geistigen Schauen erfasst hatten. Sie waren gezwungen ihre Rede durch Gesten — den späteren „Zaubergeberden“ — zu unterstützen und durch eigentümliche sinnverdeutlichende Zeichen zu bekräftigen, welche als „raunend“, d. i. als sinnvermittelnd gedacht, und daher „Runen“ genannt wurden. Das alles sagt die Mystik von Wuotans Runenkunde im eddischen „Liede des Hohen“, das Wuotans Opfertod schildert, der in mehr als nur einer Beziehung an das Mysterium von Golgatha erinnert.

Das Lied führt anfangs Wuotan selber sprechend auf, wonach der Skalde, — der das Lied verfasste — zum Sprecher wird, und den Sang beschliesst. So aber hebt das Lied an:

Ich weiss wie ich hing am windkalten Baum
Nenn ewige Nächte,
Vom Speere verwundet dem Wuotan geweiht:
„Ich selber geweiht mir selber —“
An jenem Baum, der Jedem verbirgt
Wo er den Wurzeln entwachsen.
Sie boten mir weder Brot noch Meth;
Da neigt ich mich spähend nieder;
Auf klagenden Rnf wurden „Runen“ mir kund,
Bis ich vom Banme herabsank.

Nach weiteren erklärenden Strophen bringt nun das Lied die Kennzeichnung der achtzehn Runen im mystischen Verstande, welcher aber mit den Namen der Runen in Vergleich gezogen, diese auf ganz besondere Art beleuchtet und die Lösung des „Runengeheim-

---

von weniger regsamem Geiste belebte Individnen, und diese erhöhte Regsamkeit ist eben jener Geistesschatz.

nisses" wesentlich fördert. Jener Kennzeichnung der Runen gehen noch folgende Verse voraus, worauf der Skalde sofort zu dem eigentlichen Runenliede übergeht:

Vor Weltenentwicklung war Wuotans Wissen,
Woher er gekommen, dahin kehrt er zurück;
Nun kenn' ich die Lieder wie keiner der Männer,
Und wie kein fürstliches Weib.

ᚠ fa, feh, feo = Feuer, Feuerzeugung, Feuerbohrer, Vieh, Besitz:

Hilfreich zu helfen verheisst Dir das Eine (Erste)
In Streit und in Jammer und in jeglicher Not.

Das Wurzelwort „fa", das als „Urwort" sich in dieser Rune versinnbildet, ist der Grundbegriff von „Entstehen" „Sein" [:Tun, Wirken, Walten:] und vom „Vergehen zu neuem Entstehen" also von der Vergänglichkeit alles Bestehenden und darum von der Beständigkeit des „Ichs" im steten Wandel. Diese Rune birgt daher den skaldischen Trost, dass wahre Weisheit nur der Entwicklung für die Zukunft lebt, während nur der Tor um das Versinkende trauert: „Zeuge dein Glück, und du wirst es haben!"

ᚢ ur = Ur, Urewigkeit, Urfeuer, Urlicht, Urstier [:Urzeugung:], Auerochse:

Ein Anderes lernt' ich, das Leute gebrauchen,
Die Aerzte zu werden wünschen.

Der Urgrund aller Erscheinungen ist das „Ur." Wer die „Ur"-Sache eines Ereignisses zu erkennen vermag, dem bietet auch das Geschehnis selbst — sei dieses ein Uebel oder ein Glück — kein unlösbares Rätsel, und daher vermag er Mittel zu finden das Uebel zu bannen oder das Glück zu erhöhen, aber auch Scheinübel und Scheinglück als solche zu erkennen. Darum: „Erkenne dich selbst, dann erkennst Du alles!"

ᚦ thorr, thurs, thorn = Thorr [:Donar, Donnerkeil, Blitz:] Dorn:

Ein Drittes kenn' ich, das kommt mir zu gut
Als Fessel für meine Feinde;
Dem Widerstreiter verstumpf ich das Schwert,
Ihn hilft weder Waffe noch Wehr.

Der „Todesdorn," mit dem Wuotan die ungehorsame Walküre Brunhilt in den Todesschlaf versetzte (vergl. Dornröschen, u. a.) aber dem entgegengesetzt auch wieder der „Lebensdorn" (Phallus)

mit welchem der Tod durch die „Wiedergeburt" besiegt wird. Dieses dreuende Zeichen verstumpfte allerdings die widerstreitende Waffe des zu Tod Getroffenen ebenso, wie die Macht der Todesgewalten durch die stete Erneuerung des Lebens in der Wiedergeburt. Darum: „Wahre Dein Ich!"

ᚨ os, as, ask, ast = Ase, Mund; Entstehung, Esche, Asche.

Ein Viertes noch weiss ich, wenn man mir wirft
Arme und Beine in Bande:
Alsbald ich es singe, alsbald kann ich fort,
Vom Fusse fällt mir die Fessel,
Der Haft von den Händen herab.

Der Mund, die Macht der Rede! Die durch die Rede wirkende geistige Macht (Suggestionsgewalt) zersprengt die körperlichen Fesseln und gibt die Freiheit, sie besiegt selbst jene Sieger, die nur mit körperlicher Macht Vorteile erringen, und vernichtet alle Gewaltherrschaft.*) Darum: „Deine Geisteskraft macht Dich frei!"

ᚱ rit, reith, rath, ruoth, Rita, Rath, Roth, Rad, Rod, Rott, Recht usw.:

Ein Fünftes erfuhr ich, wenn fröhlichen Flugs
Ein Geschoss auf die Scharen daherfliegt;
Wie stark es auch zuckt, ich zwing es zu stehen,
Ergreif ich es blos mit dem Blicke.

Die dreimal geheiligte „Rita", das „Sonnen-Rad", das „Urfyr" [: Urfeuer, Gott.] selbst! — Das hohe Innerlichkeitsgefühl der Arier war ihr Bewusstsein der eigenen Göttlichkeit, denn „Innerlichkeit" heisst eben das „Bei-Sich-Sein", und bei sich sein, ist bei Gott sein. So lange ein Volk als Naturvolk**) seine ganze ursprüngliche Innerlichkeit noch ungetrübt besitzt, hat es auch keine Veranlassung zu einer äusserlichen Gottesverehrung, einem äusserlichen, an Zeremonien gebundenen Gottesdienst, welche sich erst bemerkbar machen, wenn man seinen Gott nicht mehr in seinem eigenen innersten Wesen zu finden vermag, sondern denselben ausserhalb seines Ichs, ausserhalb der Welt – „droben im Sternenhimmel" – zu sehen beginnt. Je

*) Immer bleibt im Kampfe um das Dasein dasjenige Volk, welches sich bei Erhaltung seiner moralischen Kraft entwickelt, dauernd Sieger, nicht das nur geistig höher stehende; mit dem Schwinden der Moral geht auch die höhere geistige Stellung verloren, wie solches die Geschichte — „das Weltgericht" — beweist.

**) Das „Volk als Naturvolk" ist nicht der Zustand der Wildheit, denn gerade die „Wilden" leben in den Fesseln des schauerlichsten Schamanismus. Das „Volk als Naturvolk" bedingt im Gegenteile schon eine hohe Kulturstufe, jedoch frei von aller und jeder Ueberkultur.

weniger innerlich der Mensch ist, desto äusserlicher wird sein Leben, und jemehr ein Volk seine Innerlichkeit verliert, desto pomphafter und zeremonieller werden dessen äussere Kundgebungen im Wesen der Verwaltung, des Rechtes und des Kultes, welche da schon als Sonderbegriffe auftauchen, während sie eins sein sollen in dem Erkennen: „Was ich glaube, das weiss ich, und darum lebe ich es auch aus." Die arische Gottinnerlichkeit begründete daher auch die stolze Todesverachtung der Arier und deren grenzenloses Gott- und Selbstvertrauen, welches sich glänzend in der „Rita" ausspricht, deren sinndeutliches Wortzeichen eben die fünfte Rune war. Darum sagt diese Rune: „Ich bin mein Rod (Recht), dieses Rod ist unverletzbar, darum bin ich selber unverletzlich, denn mein Rod bin ich!"

ᚴ ka, kaun, kan, kuna, kien, kiel, kon, kühn, kein (nichts) usw.:

Ein Sechstes ist mein, wenn ein Mann mich sehrt
Mit fremden Baumes Wurzel;
Nicht mich versehrt, den Mann verzehrt
Das Verderben, mit dem er mir drohte

Der „Weltbaum" Yggdrasil*) galt im engeren Verstande als der arische Volksstamm, neben dem die fremdrassigen Volksstämme als „wilde Bäume" galten. Der Runenbegriff „kaun", „kunna" (Mädchen, z. B. in Adelgunde) bezeichnet das weibliche Prinzip im All, im rein sexuellen Verstande. Der Stamm, die Rasse ist rein zu erhalten, sie darf nicht durch „wilden Baumes Wurzel" (Phallus) verunreinigt werden. Geschähe es aber dennoch, so würde solches dem „wilden Baume" wenig nützen, denn dessen „wildes Pflanzreis" würde trotzdem zu dessen wütendstem Feinde erwachsen; darum: „Dein Blut, Dein höchstes Gut!"

ᚼ hagal = das All hegen, einschliessen, Hagel, vernichten.

Ein Siebentes kenn' ich, seh ich den Brand
Hoch um der Menschen Behausung:
Wie weit er auch brenne, ich bring ihn zur Ruh'
Mit zähmendem Zaubergesange**)

Hagal! — Das Innerlichkeitsgefühl, das Bewusstsein seinen Gott mit allen seinen Eigenschaften in sich eingeschlossen zu tragen, erzeugte jenes hohe Selbstvertrauen in die Kraft des eigenen Geistes, welches Wunderkraft verleiht, welche Wunderkraft allen jenen Menschen innewohnt, die starken Geistes zweifellos

*) Ueber die Wortdeute des Begriffes „Yggdrasil" später näheres.
**) „Feuerzauber", noch heute als „Feuerbesprechung" geübt.

überzeugt an dieselbe glauben. Christus der einer dieser seltenen Menschen — wie Wuotan — war, sagte: „Wahrlich, wahrlich, ich sage Euch, so jemand zu diesem Fels spräche, „hebe Dich hinweg!“ — und er glaubt daran — so würde dieser Fels sich heben und in das Meer stürzen.“ Von diesem zweifellosen Bewusstsein getragen, beherrscht der Auserlesene das Körperliche und das Geistige, dass er allumschliessend hegt, und dadurch sich allmächtig fühlt. Darum: „Umhege das All in Dir, und Du beherrschest das All!“

ᚾ nauth, noth, norn, Schicksalszwang.

Ein Achtes eignet mir, Allen gewiss,
Am Nötigsten zu benutzen:
Wo irgend Hader bei Helden erwächst,
Da weiss ich ihn schnell zu schlichten.

„Die Nothrune blüht am Nagel der Norn!“ Es ist nicht die „Noth“ im heutigen Verstande des Wortes, sondern der „Zwang des Schicksals“ — das eben die Nornen nach Urgesetzen bestimmen — somit die organische Kausalität aller Geschehnisse darunter zu verstehen. Wer den Urgrund eines Ereignisses zu erfassen vermag, wer die organisch-gesetzmässige Entwicklung der daraus sich ergebenden Folgegeschehnisse erkennt, der vermag auch die sich erst vorbereitenden Folgen zu ermessen, er beherrscht das Wissen der Zukunft, und versteht daher auch durch die „Nöthigung des klarerkannten Schicksalsganges“ allen Streit zu schlichten; darum; „Nütze Dein Schicksal, widerstrebe ihm nicht!“

ᛁ is, Eis, Eisen:

Ein Neuntes versteh ich, wenn Not mir entsteht,
Mein Schiff auf dem Meere zu schützen:
Da still' ich den Sturm auf der steigenden See
Und beschwichtige den Schwall der Wogen.

Durch das „zweifelslose Bewusstsein der eigenen Geistesmacht“ werden die Wellen gebändigt, — „gefroren gemacht“ — sie erstarren wie Eis. Aber nicht nur die Wellen allein, alles Leben ist dem zwingend-starken Willen gehorsam, und zahllose Beispiele vom „Ag = is = schild“ Wuotans, dem der Athene, dem „Ag = is = helm,“ dem „Gorgonenhaupte“ bis herauf zum Jüngerglauben und Jüngerbrauch des „Gefrorenmachens“*) und der modernen Hypnose, fussen auf der durch diese neunte Rune versinndeutlichten hypnotischen Macht des willenskräftigen Geistes;

*) Der Zauber des „Gefrorenmachens“ im Jägerglauben und Jägerbrauch; als „Hypnose“ begründet.

darum: „Gewinne Macht über Dich selbst, und Du hast Macht über alle dir widerstrebende Geistes- und Körperwelt."

ᛅ ar, Sonne, Urfyr, Arier, Adler, usw.:

Ein Zehntes verwend ich, wenn durch die Luft
Spukende Reit'rinnen sprengen;
Fang ich den Zauber an, fahren verwirrt
Sie aus Gestalt und Bestreben.

Das „Ar", das „Urfyr" (Urfeuer, Gott), die „Sonne", das „Licht" zerstören sowohl das geistige wie das körperliche Dunkel, die Zweifel und das Ungewisse. Im Zeichen des Ar's gründeten die Arier — die Sonnensöhne — ihre Rita, das arische Urgesetz, dessen Hieroglyphe der „Aar" (Adler) ist, der sich, sich selber, opfert indem er sich im Urfyr selber dem Flammentode weiht um wiedergeboren zu werden. Darum ward er auch „Fanisk"*) und später „Phönix" genannt, und darum liess man — als sinndeutliche Hieroglyphe — vom Leichenbrande eines Gefeierten einen Adler auffliegen um anzudeuten, dass der Gestorbene sich im Tode verjüngend sich zur Wiedergeburt vorbereite, um noch herrlicherem künftigem Leben im Menschenleibe zuzustreben, aller Hemmung der Dunkelgewalten zum Trotz, welche kraftlos vor dem „Ar" zusammenbrechen: „Achte das Urfyr!"

ᛋ sol' sal, sul, sig, sigi, Sonne, Heil, Sieg, Säule usw.:

Ein Eilftes kann ich auch noch im Kampf,
Wenn ich den Liebling geleite:
Ich sing's in den Schild und er siegt in der Schlacht
Zieht heil dahin und heil wieder heim
Verharrt im Heil allenthalben.

„sal and sig!" — „Heil und Sieg!" — Dieser vieltausendjährige urarische Gruss- und Kampfruf, der auch in dem erweiterten Begeisterungsruf: „alaf sal fena!"**) variiert sich wiederfindet, ist in der „Sigrune" (Siegrune), dem elften Zeichen des Futharks zum Symbol geworden: „Der Schöpfergeist muss siegen!"

ᛏ tyr, tar, tur, Tyr, Thier usw. (Tyr, der Sonnen- und Schwertgott; Tiu, Zio, Ziu, Zeus; tar — zeugen, wenden, verbergen; daher Tarnhaut; usw.):

*) Fanisk: fan = Zeugung; ask (isk) = Entstehung, Gründung; somit „Fanask" oder „Fanisk" = Zeugungsgründung durch Wiedergeburt. Fanisk wurde zum späteren „Phönix", und somit ist der Sinn der Phönix-Mythe erklärt. Vergleiche „Wnotans Runengesang": „Ich weiss wie ich hing am windkalten Baum" usw.

**) Alles Sonnenheil dem Kraftbewussten! (Zeugungsfähigen.)

Ein Zwölftes hab' ich: Hängt am Baum
Droben Einer erdrosselt;
Ritz' ich es dann mit Runen ein,
Herab steigt der Mann und redet mit mir.**)

Der wiedergeborene Wuotan, d. h. der nach seiner Selbstopferung vom Weltenbaume verjüngt herabgestiegene Wuotan, so wie der aus der Asche verjüngt auffliegende „Fanask" (Phönix). personifizirt sich in dem jungen Sonnen- und Schwertgott Tyr, Der Regel der Mystik gemäss bewegt sich eben jeder Zauberglaube stets in Parallelen zur Mythe, indem das mythische Vorbild in Gleichungen auf menschlich-irdische Vorgänge angepasst wird, um ähnliche Ergebnisse zu erzielen, wie die Mythe sie berichtet, während die Esoterik, auf Grundlage der erkannten „beideinig-zwiespältigen Zweiheit," das „mystisch Eine" in dem „mystisch Vielen" erkennt, und darin das Schicksal Aller und folglich auch jedes Einzelnen erblickt, im ewigen Wandel vom Vergehen zum Wiedererstehen. Wie Wuotan nach seinem Selbstopfer, — als welches nicht nur sein Tod, sondern sein ganzes Leben zu betrachten ist — in einem erneuten Körper wiederkehrt, so kehrt auch jeder einzelne Mensch nach jedem Leben im Menschenleibe, — das gleichfalls ein Selbstopfer ist, — mit erneutem Körper durch die Wiedergeburt zum Menschenleben zurück. Darum heisst „tar" zeugen, leben und vergehen, darum ist „Tyr" die wiedererstandene junge Sonne, und darum ist auch die zwölfte Rune ebenfalls eine „Siegrune", und dieserhalb als sieggewährendes Zeichen auf Schwertklingen und Speerblättern eingeritzt worden. Es sollte sagen: „Fürchte nicht den Tod, er kann Dich nicht töten!"

bar, beork, biörk, Geburt, Gesang,**) Bahre, usw.

Ein Dreizehntes nenn' ich, netz' ich den Sohn
Eines Edlen im ersten Bade (vorchristliche Taufe)
So kommt er in Kampf, er kann nicht fallen,
Es schlägt kein Schwert ihn zu Boden.

Dem Geistesleben im All, dem ewigen Leben, in welchem das Menschenleben zwischen Geburt und Sterben nur einen Tag bedeutet, steht in der Barrune dieses Eintagleben im Menschenkörper gegenüber, das vom „bar" (Geburt) über das „bar" (Das Leben ein Gesang) zum „bar" (Bahre, Tod) geht, und welches durch das „Wasser des Lebens" in der Taufe geweihet und gefeiet wird. Dieses (Tag)-Leben ist begrenzt von Geburt und Sterben, und hat das Schicksal

**) Darauf begründet sich der Glaube an die „Passauerkunst", des „Festmachens" der Unverwundbarkeit gegen Hieb, Stich und Schuss.

***) bar = Gesang; bardit = Volksgesang. dit, diet, diut, diutsch = Volk, Deutsch.

dem Geborenen denn auch gleich nicht den Schwerttod bestimmt, so ist er doch dieser und manch anderer Gefahr ausgesetzt, denn trotz Bestimmung und Schickung des Schicksales waltet doch der dunkle Zufall im freien Willen der Menschen begründet, und gegen solche böse Zufallsfügung sollte der Weihesegen wirken. Der Germane anerkannte kein „blindes Fatum"; er glaubte wohl an eine Vorbestimmung in grossen Zügen, aber er sah es intuitiv, dass viele Hemmungen — Zufälle! — der Ausführung und Erfüllung der Vorbestimmung im Wege stehen, um die Kraft, diese zu erfüllen zu stählen. Ohne jene Zufälle müsste z. B. jede Tanne in allen ihren Teilen streng symmetrisch sein, müsste eine der anderen gleichen, während nicht zwei vollkommen gleiche findbar sind, und genau so müsste es im Menschenleben sein; alle unterschiedslos einförmig und gleich. Darum sollte der Geborene durch das „Wasser des Lebens" *) gegen hemmende Zufälle geheiliget werden. Darum: „Dein Leben steht in Gottes Hand, vertraue ihm in Dir!"

*) Darum verlangt auch die Kirche mit deutlichem Bezug auf das Wasser des Lebens, als Taufwasser sogenanntes „lebendiges Wasser", nämlich Quellen- oder fliessendes Wasser, und lehnt stehendes Wasser aus Teichen oder Seen ab.

(Fortsetzung folgt.) *Guido von List.*

„Gottes Wille steht allen Menschen offen, er sei, wes Namens er wolle. Es kann ein Heide selig werden, wenn er sich zu dem lebendigen Gotte wendet, in rechter Zuversicht sich in Gottes Willen ergibt. Wird doch der Stumme und Taube selig, der von Gott nichts gehört hat! Wer will richten, Du Sophist, der Du aus Meinungen Glauben machst? Meinungen sind nicht der Geist, der Zeugnis gibt unserem Geiste, dass wir Gottes Kinder sind. Es ist in uns, was suchen wir lange nach Meinungen? Häng' nicht am Buchstaben allein, sondern am lebendigen Wort, dass Du Gott und Mensch bist; das ist die Schrift, die Du lesen sollst und predigen. Bist Du aber dessen unfähig, was lehrst Du denn viel und erdenkst Meinungen? Meinst Du Gott sei ein Lügner wie Du und halte Deine erdichteten Meinungen für sein Wort, wo Du doch tot bist an Gott?

Jakob Boehme, vom dreifachen Leben.



RUNDSCHAU

Das erste Heft des dreizehnten Bandes widmen wir einem der bedeutendsten zeitgenössischen Philosophen, dem Metaphysiker Eduard von Hartmann (geb. 23. Febr. 1842 in Berlin). Wir müssen uns hier begnügen auf einige Züge seiner umfassenden geistigen Arbeit hinzuweisen, so auf seine Erkenntnistheorie in diesem, auf seine Ästhetik und Stellung zur Musik in einem der nächsten Hefte. Wer sich eingehender mit Hartmann beschäftigen möchte, lese die treffliche Arbeit von Drews: Ed. von Hartmanns philosophisches System im Grundriss (18.—). Die neue metaphysische und theosophische Bewegung hat in einer begreiflichen und wohl auch entschuldbaren Begeisterung für die Gedanken ihrer Führer bislang alles, was nicht dem theosophischen Lager entstammte, zurückgewiesen als unnütz. Diese Selbstüberhebung, die gerade dem Theosophen fremd sein sollte, hat unseren Bestrebungen schwer geschadet. Es ist in unserer Umgebung viel gearbeitet worden, was uns fördern kann, viel, was turmhoch über der heute so sehr verflachten theosophischen Literatur steht, und es muss unsere Pflicht sein das nicht nur anzuerkennen, sondern an all diesem Bauen mitzuarbeiten. Wird es doch nicht unsere Zeit sein, die die Früchte unseres Lebens erntet, wie also wollen wir heute entscheiden, welches die bessere Saat ist?

Dass Hartmann der Geheimlehre, wenn auch nicht feindlich, so doch ablehnend gegenübersteht, ist bekannt. In einer Kritik der Geheimlehre sagt er: „Wir könnten die Grossartigkeit und Konsequenz dieser Phantasiegespinnste bewundern, wenn uns nur nicht ihre grundlegende Voraussetzung so abstossend wäre: Einerleiheit des Anfangs und des Endes in jedem kleineren und grösseren Manvantara, welche eben auf der Nichtunterscheidung von Geist und Stoff beruht . . . . . niemals werden wir als letztes Ziel des geistigen Ringens einen Zustand gelten lassen, der mit dem Urstoffe eines neubeginnenden Universums zusammenfällt . . . . . Der letzte Grund dafür, dass alle indischen Weltanschauungen aus dem Schwanken zwischen sensualistischem Materialismus und akosmistischem Illusionismus nicht herauskommen, scheint mir darin zu suchen, dass den Indern der Begriff der objektiven Erscheinung fehlt. Weil sie das natürliche Individuum nicht als eine relativ konstante Funktionengruppe des Allgeistes zu deuten wissen, bleibt ihnen nichts übrig, als in demselben entweder einen wesenlosen Schein oder aber eine sinnlich-stoffliche Sonderwesenheit zu sehen, welche letztere dann dazu nötigt, auch dem absoluten Wesen, von dem sie abgeleitet ist, eine sinnliche Stofflichkeit zuzuschreiben. Erst wenn man zu dieser Einsicht gelangt, dass der Stoff blosser Schein der Sinnlichkeit, die ihm objektiv korrespondierende Materie aber ein Produkt stoffloser, räumlich wirkender Kräfte und diese Kräfte Funktionen der einen unbewussten Urkraft sind, erst dann kommt man aus dieser Alternative heraus und damit zugleich zu einem geläuterten Begriffe vom Geist."

So lautete sein Urteil in den achtziger Jahren abweisend. Inzwischen hat die Theosophie grosse Verbreitung gefunden und ist im Wesen besser erfasst

worden. Wir sind uns heute wohl alle klar geworden, wenigstens diejenigen, welche mit philosophischem Ernst an unsere Bewegung herangetreten sind, dass wir in der Geheimlehre nicht ein fertiges philosophisches System zu erblicken haben, sondern nur einzelne grosse Leitgedanken, die Anregung und Hilfe beim Aufbau der grossen Synthese des Weltbildes sein sollen. H. P. Blavatsky war nichts weniger, denn ein systematischer Philosoph und wollte und sollte es auch nicht sein. Und ihre Lehrer werden sich ebenfalls bewusst gewesen sein, dass es eine schlechte Hilfe bedeuten würde, wollte man uns ein philosophisches System vollendet in den Schoss legen. Noch dazu hier eine Weltanschauung, die alles Wissen und Können des Menschenwesens in sich vereinigen will. Deshalb ist es nicht angängig, sich mit der Geheimlehre als einem geschlossenen System abzufinden. Die Versuche der verschiedenen theosophischen Gesellschaften, diese Lehren zu dogmatisieren, sind, vom Selbsterhaltungstriebe diktiert, gewiss gutgemeint, doch erscheinen sie uns keineswegs einwandfrei, obwohl sie mit recht pomphafter Autorität auftreten. All die gnostischen Gedanken, die zur Zeit mit grosser Begeisterung allerorts aufgenommen werden, die Esoterik, das okkulte Moment ist unserem Leben, ist unserer äusseren Kultur noch viel zu neu, als dass es in seiner vollen Tiefe von der grösseren Menge erfasst werden könnte. Es fehlt die innere Erfahrung, die durch kein philosophisches Denken ersetzt werden kann. Und diese Erfahrung ist ein Entwicklungsprodukt der Rasse, das sich heute im Keim bei einzelnen Individuen zeigt, nach Generationen aber allgemein sein wird. Es handelt sich dabei durchaus nicht um „pathologische Gehirnzustände", sondern um eine ganz einfache und gar nicht besonders seltsame Steigerung der im Menschen liegenden noch unentwickelten Fähigkeiten. Ein grosses Gebiet unbekannter Naturwissenschaft öffnet sich dabei und eine noch grössere Perspektive für die Metaphysik, die eben auf Grund der intuitiven Fähigkeiten der Seele hoffen darf durch neue Erkenntnismöglichkeiten ihre Behauptungen beweisen oder korrigieren zu können. Unser Ziel ist also ein Hinauswachsen aus den Grenzen unseres gegenwärtigen Bewusstseins und Vermögens in ein Bewusstsein höchster und umfassendster Art, nicht aber ein Einzwängen des uns unbewussten Weltinhaltes in unsere Denkformen, wodurch wir zwar mehr Gehirnwindungen und Zellen aufbauen, nicht aber über uns hinauskommen. Die Tatsache des Ätherkörpers und die Möglichkeit ihn in seinen verschiedenen Zuständen entwickeln zu können, gibt uns allein schon ein Recht in dieser Weise zu sprechen. Hartmann behauptet an anderer Stelle einmal, dass wir nur das Seelenproblem oder sagen wir Bewusstseinsproblem hinausschieben, wenn wir zwischen Seele und Körper noch einen Aetherkörper stellen. Damit hat er bis zu einem gewissen Grade recht. Eine grosse Zahl der Anhänger der Theosophie glaubt tatsächlich mit der theoretischen Annahme des Aetherkörpers in seinen verschiedenen Stufen irgend etwas geleistet zu haben, und doch ist diese ebenso nur Hypothese wie die gegnerischen Ansichten, so lange wir nicht unseres Aetherkörpers „bewusst" geworden sind, das heisst ihn in allen seinen Teilen so unmittelbar erkennen und fühlen, wie wir es mit unserem „grobstofflichen" tun. Dieses Be-

wusstsein ist also das Fühlen eines mir zukommenden Zustandes oder Vermögens, nicht aber das „Glauben“ oder „Denken“ über oder an das Vorhandensein eines solchen. Erschliesst sich uns also der Aetherkörper mit seinen feineren Zuständen, so werden wir tatsächlich der Erkenntnis unseres Wesens näher geführt und erreichen Bewusstseinsinhalte, die unsere gegenwärtigen überragen, ohne dass wir deshalb im Stande wären, diese Erkenntnisse dem Denken in einer adaequaten Form aufzuprägen. Wir wachsen aber dabei aus unserer Persönlichkeit heraus und erlangen die Fähigkeit jenes überpersönliche Wesen, in welchem auch Hartmann Gott erblickt, zu realisieren. Und so gelangen wir zu einer annähernden Uebereinstimmung mit Ed. von Hartmann, der sein neues Werk über das Christentum des Neuen Testaments beschliesst mit den Worten: „Nur wenn Gott ein unpersönlich-überpersönlicher ist, kann er selbst der menschlichen Persönlichkeit immanent sein und bedarf keines von ihm ausgehenden Immanenzprinzips mehr, und nur wenn das unpersönliche Immanenzprinzip mit Gott schlechthin identisch und weder inhaltlich noch formell von ihm verschieden ist, ist ihm die Minderwertigkeit im Vergleich zu Gott selbst abgestreift, und kann es dem religiösen Bedürfnis des Menschen voll und ganz genug tun, d. h. ihn zum gottdurchwohnten, gottinnigen Menschen oder Gottmenschen machen, oder die Christusidee der christlichen Mystiker in ihm verwirklichen.“ = =

— Das Gedicht „Den Manen Goethes“, mit dem wir den gegenwärtigen Band glücklich einzuleiten glauben, entnehmen wir einem soeben erschienenen Werke des Hofrats Dr. Wernecke: „Goethe und die königliche Kunst.“ Prof. Oswald Marbach, der bekannte Freimaurer, widmete es zum Johannisfest 1880 der Loge Amalia in Weimar am 100 jährigen Gedenktage von Goethes Aufnahme in den Freimaurerbund. = =

— Es macht uns besondere Freude Herrn Guido von List für die Mitarbeit an der Rundschau gewonnen zu haben. Die theosophische Bewegung ist im letzten Sinne nichts anderes als das Wiedererwachen arischen Denkens und Lebens, und deshalb gehört List in unsere Reihen, denn er ist ein Erwecker des Ariertums. Einige seiner Schriften finden unsere Leser in der Bücherschau des zweiten Heftes erwähnt. Was er uns zu sagen hat, vermittelt uns seine tiefsinnige und wertvolle Arbeit, welche wir in Kürze auch in Buchform in den Handel bringen werden. = =

— Den Artikel über die arktische Heimat in den Veden mussten wir wegen Raummangel für das nächste Heft zurückstellen. = =

Neues von und über Leo Tolstoi. Man schreibt der „N. Fr. Pr.“ aus Petersburg: Es steht in der russischen Hauptstadt an der Newa ein Ereignis bevor, welches schon jetzt die studierende Jugend und die literarische Welt von Petersburg in Atem hält: Graf Leo Tolstoi soll beschlossen haben, zu literarischen Zwecken demnächst nach Petersburg zu reisen und in der russischen Kapitale längere Zeit zu verweilen. Tolstoi will eine Geschichte der freiheitlichen Bewegung der russischen Gesellschaft in den letzten fünfundzwanzig Jahren schreiben und begibt sich daher nach Petersburg, um in den Geheimarchiven Material für diese Geschichte zu sammeln. Wenn die Reise des greisen Dichters

nach Petersburg im letzten Augenblick von Amtswegen nicht verhindert werden wird, dürfte die Anwesenheit Tolstois an der Newa zu imponierenden Kundgebungen für den Dichter Anlass geben. Tolstois Reise nach Petersburg steht aber auch mit der Publikation seiner neuesten Werke in Verbindung, welche die russische Zensur nicht freigeben will. Sein grösserer Anfsatz: „Die grosse Sünde“, in welchem Tolstoi die russische Regierung angeklagt, die Leiden und die Sorgen der Bauern ganz ignoriert zu haben, sollte in der Moskauer Monatsschrift „Russkaja Mysil“ (Russischer Gedanke) erscheinen, wurde aber von der Zensur zurückgehalten. Unter den anderen Arbeiten Tolstois, welche demnächst erscheinen sollen, befinden sich: eine Novelle, in welcher das tragische Leben eines den Verfolgungen der Polizei sich entziehenden Staatsverbrechers geschildert wird; eine kritische Abhandlung über Shakespeare; ein Aufsatz über die gegenwärtige Lage des russischen Bauerntums; ein Artikel über die Nationalisierung des Grundes und Bodens und ein Anfsatz über die Bestimmung des Staates.

Grösse der Atome und der Elektronen. Bis vor wenigen Jahren nahm man als den kleinsten Teil eines Elements die Atome an, die für sich unteilbar sein sollten. Erst in der neuesten Zeit lässt man auf Grund von Beobachtungen jedes Atom aus noch kleineren elektrischen Teilchen bestehen, die man Elektronen nennt und die dem Atom eine elektrische Ladung verleihen. Einen Begriff von der „Grösse“ der Elementarteilchen geben nun Forschungsergebnisse von Prof. Spring in Lüttich; er hat aus der Teilbarkeit des Fluorescein, eines roten, stark schillernden Farbstoffs, eine obere Grenze für das Gewicht eines Atoms abgeleitet. Er stellte sich, nach der „Umschau“ (H. B. Bechholds Verlag, Frankfurt a, M.), eine Lösung von 0,0023 g Fluorescein in 230 Raumzentimetern (cm^3) Wasser her, also eine Lösung, die auf den cm^3 0,00001 g enthielt und im Tageslicht einen schönen Schiller zeigte. Weiter wurde die Lösung mit Wasser bis zu 0,0000001 g auf den cm^3 verdünnt; danach verschwand der Schiller im Tageslicht für das Auge. (Bemerkenswert ist, dass bei der gleichen Verdünnung auch die Farbe anderer Farbstoffe verschwindet.) Mit gesammeltem elektrischem Licht trat jedoch wieder starkes Schillern auf, und die Verdünnungen konnten weiter fortgesetzt werden, bis zwischen der zehnten und elften das Schillern aufhörte; im cm^3 der Lösung war bei der zehnten Verdünnung 0,000000000000001 g Fluorescein enthalten. Bei dieser Verdünnung war das Schillern nur bei stärkster seitlicher Belichtung wahrnehmbar; die elfte Verdünnung ergab selbst bei Vergleichung mit reinem Wasser zweifelhafte Wahrnehmungen, und wenn auch vielleicht bei noch stärkerem Licht eine Fortsetzung des Versuches möglich wäre, so wurde zunächst die zehnte Verdünnung als Grenze genommen. Bei dieser muss ein Würfel von 1 Mm. Seite noch mindestens ein Molekül Fluorescein enthalten. In diesem Raummillimeter Lösung ist 0,000000000000000001 g Fluorescein vorhanden. Da aber ein Molekül Fluorescein 408 mal so schwer ist als ein Atom Wasserstoff, erhält man für das Gewicht des letzteren 0,000000000000000000001 g. Dieser Wert bildet die nach

dem eingeschlagenen Verfahren ermittelte obere Grenze, die von der Wahrheit noch weit entfernt sein mag; jedenfalls kommt das hier durch einen Versuch ermittelte Gewicht des Wasserstoffatoms dem berechneten schon ziemlich nahe. Nun besteht nach unseren jetzigen Anschauungen ein Wasserstoffatom aus einem positiven Elektron und einem negativen Elektron, das nur ein Tausendstel der Masse des positiven hat. Das Gewicht eines negativen Elektrons wäre somit höchstens 0,000 000 000 000 000 000 001 g oder : 1000 Millionen mal einer Million Millionen negativer Elektronen sind erst ein Gramm. Andere Abschätzungen haben für ein negatives Elektron den billionsten Teil eines Millimeters ergeben, während der Durchmesser eines kleineren Moleküls etwa ein Millionstel Millimeter beträgt."

Die Untersuchungen werfen ein interessantes Licht auf das Vorhandensein wirksamer Substanzen in homoeopathischen Hochpotenzen.

Die Lebensdauer eines Radiumatoms ist neulich von Prof. Rutherford in Montreal ähnlich wie von Becquerel auf Grund der Zahl von Massenteilchen, die in einer Sekunde vom Radium ausgeworfen werden, berechnet worden. R. hat gefunden, dass ein Gramm Radium mindestens 62 Milliarden Massenteilchen in jeder Sekunde allein in den sogenannten Alphastrahlen aussendet. Da wahrscheinlich bei der Zersetzung eines Radiumatoms nur ein einziges Massenteilchen für die Alphastrahlen geliefert wird, so müssen in jedem Gramm Radium und in jeder Sekunde gleichfalls 62 Milliarden Atome zersetzt oder, wie man sich in der Chemie jetzt ausdrückt, aufgebrochen werden. Nun enthält aber ein Gramm Radium etwa 3600 Trillionen Atome, und danach würde in einem Jahr etwa ein halbes Milligramm Radium zersetzt werden. Zum Verständnis der letzten Zahlen sei daran erinnert, dass eine Trillion soviel bedeutet wie eine Eins mit 18 Nullen, sodass die Zahl geschrieben folgendermassen aussehen würde: 3 600 000 000 000 000 000 000. Das Tempo der Zersetzung ist aber kein gleichmässiges, sondern nimmt vermutlich mit der Zeit ab. Durchschnittlich ist die Lebensdauer des Radiumatoms nach dieser neuesten Berechnung 1850 Jahre (Vergl. dazu den Artikel von Dr. Ziegler, die wahre Ursache der Radiumstrahlung, N. M. R. XII, 6.)

Im nächsten Hefte werden wir uns mit den Angriffen beschäftigen, welche neuerlich gegen H. P. Blavatsky und die Theosophische Bewegung gerichtet wurden und zu gleicher Zeit den dritten Band der Geheimlehre, der soeben unter dem Titel: Esoterik von H. P. Blavatsky zu erscheinen beginnt, ausführlich besprechen.





Wernecke, Dr. H., Goethe und die königliche Kunst. Leipzig 1905. (5.— Mk., geb. 6.— Mk.) (Logen wird der Preis bei direktem Bezug mehrerer Exemplare vom Verlag Pöschel und Kippenberg, Leipzig, auf 4.— bezgl. 5.— Mk. ermässigt).

Das mit elf trefflichen Bildnissen und drei Facsimiles geschmückte höchst interessante Werk füllt eine lange empfundene Lücke in der Goethe-Literatur aus. Es enthält eine wohl erschöpfende Darstellung von Goethes Beziehungen zur Freimaurer-Loge Amalia in Weimar.

Die Loge in Weimar wurde am 24. Okt. 1764, dem 25. Geburtstage der Herzogin Anna Amalia gegründet. Der Legationsrat J. F. von Fritsch war zum Meister vom Stuhl bestellt, die übrigen Mitglieder stammten meist aus Hofkreisen. Am 13. Febr. 1780 ersucht Goethe um seine Aufnahme mit folgendem Schreiben an den inzwischen zum Minister emporgestiegenen Herrn v. Fritsch: „Ew. Excellenz nehme mir die Freiheit mit einer Bitte zu behelligen. Schon lange hatte ich einige Veranlassung zu wünschen, dass ich mit zur Gesellschaft der Freimaurer gehören möchte; dieses Verlangen ist auf unserer letzten Reise (nach der Schweiz, Z.) viel lebhafter geworden. Es hat mir nur an diesem Titel gefehlt, um mit Personen, die ich schätzen lernte, in nähere Verbindung zu treten, und dieses gesellige Gefühl ist es allein, was mich um die Aufnahme nachsuchen lässt" u. s. w.

Am 23. Juni 1780 wird Goethe unter dem Vorsitz von Br. Bode in die Loge aufgenommen. Am 31. März 1781 ersucht er um Beförderung in den Meistergrad. Am 23. Juni desselben Jahres findet die Beförderung in den Gesellengrad statt. Am 2. März 1782 erlangt er den Meistergrad. Am Johannistage desselben Jahres wird beschlossen zunächst die Logenarbeit ruhen zu lassen, da die Loge „bei den derzeitigen Vorgängen den Frieden nicht behaupten könne, ohne dem der Zweck des Instituts nicht bestehen kann." Es waren heftige Streitigkeiten über den Wert der Hochgrad- und Johannis-Maurerei ausgebrochen. Goethe ersucht zugleich mit Carl August und von Witzleben am 10. Dez. 1782 um Aufnahme in den 4. schottischen Grad des Maurerordens zugleich unter Zusicherung strengsten Stillschweigens. Seine Aufnahme hat wohl am selben Datum stattgefunden. „In dem „Alphabet. Verzeichnis der inneren Ordensbrüder der stickten Observanz" von Br. v. Lindt (Dresden 1846) ist von Witzleben als Eques a Vulpe angeführt, während bei Goethe ein solcher Ordensname fehlt, was in der langen, 1190 Namen umfassenden Liste höchstens ein halbdutzendmal vorkommt. Der innere Orden war eben in der Auflösung begriffen." Auch dem Illuminatenorden ist Goethe in jener Zeit beigetreten, wie ein von seiner Hand stammendes Schriftstück vom 11. Febr. 1783 im Logen-Archiv in Gotha nachweist. Nähere Umstände sind nach Wernekke nicht bekannt.

26 Jahre lang blieb nun die Loge Amalia geschlossen und ihr Wiederaufleben erfolgt erst, nachdem eine Loge in Jena, die sich an das Ritual der Berliner

Loge zu den drei Weltkugeln anschliessen will, um landesherrliche Genehmigung ersucht. Goethe weist in einem ganz eigenartigen Gutachten das Ansinnen der Jenaer zurück. Aus diesem Schriftstücke geht deutlich hervor, dass Goethe in der Freimaurerei durchaus nicht das sah, was sie sein wollte oder sollte, sondern lediglich „eine Anstalt zu einer Form der Geselligkeit", welche zu gestatten von allerlei sozialen und politischen Erwägungen abhängen müsste. Um nun „gegen die unbefugten Freimaurer in Jena" in geeigneter Weise vorzugehen und den „Zudrang zu diesen Quasi-Mysterien" in geeignete Bahnen zu lenken, beschliesst Karl August die Loge Amalia wieder zu beleben. Am 24. Okt. 1808 wird unter Meister Br. Bertuch den Älteren die Loge wieder eröffnet. Goethe wünscht ihr „Alles Gute und viel Freude zum gedeihlichen Anfang." Am 4. April 1809 wird der 76jährige Wieland, der früher aller Maurerei abhold war, feierlich aufgenommen. Goethe hat sich seit der Wiedererweckung der Loge fast völlig von allem freimaurerischen Vereinsleben zurückgezogen. Am 5. Oktober 1812 richtet er an den damaligen M. v. St. Riedel das Ersuchen ihm „auf irgend eine schickliche, der maurerischen Form nicht unangemessene Weise als Abwesenden betrachten" und ihn seiner Verpflichtungen gegen die Gesellschaft entheben zu wollen. „Ungern würde ich diese ehrenvolle und interessante Verbindung ganz aufgeben, möchte aber doch, da es mir unmöglich fällt, den Logen regelmässig beizuwohnen, nicht durch mein Ausbleiben ein böses Exempel geben."

Am 18. Feb:. 1813 hielt Goethe wiederum die Trauerloge für Wieland ab. Seine Rede ist im Wortlaut dem Werke eingefügt. Am 24. Oktober 1814 beim 50. Stiftungsfeste der Loge ist Goethe wiederum anwesend. Am 5. Dez. 1815 hat er bei der Aufnahme seines Sohnes Julius August Walter von Goethe seine letzte ritualmässige Arbeit getan. Von da ab hat sein Sohn den Verkehr des Vaters mit der Loge vermittelt und ihn vertreten. Nach dem Tode des Grossherzogs am 14. Juni 1828 zog sich Goethe immer mehr von der Aussenwelt zurück. Am 23. Juni 1830 wurde ihm die Ehrenmitgliedschaft der Loge Amalia zur „Feier der 50. Wiederkehr seiner Aufnahme in ihre Hallen". Bei der darauffolgenden Johannisfeier hält Br. von Müller eine erhebende Rede auf Goethes Bedeutung als Freimaurer. Wir erfahren aus ihr, dass Goethe in der Maurerei „die alles umschlingende, aus lebenden Elementen geflochtene Kette, den Ernst einfacher, immer wiederkehrender und doch immer genügender und ausreichender Formen" erblickt.

Am Johannistage des Jahres 1832 am Vorabend von Schillers Geburtstag wird die Trauerloge für den am 22. März gestorbenen Goethe abgehalten. Die Trauerrede ergreift uns noch heute aufs tiefste. Aus ihr seien einige Stellen noch hergesetzt:

„Die ganze Richtung seines Sinnes und Gemütes weihte ihn zum Freimaurer. Der Begriff, dass grosse und edle Zwecke nur durch ein treues Zusammenwirken vieler Gleichgesinnten erreicht werden können, dass jede höhere Wahrheit eines sinnlichen Symbols, jede gemeinsame Tätigkeit streng geordneter Formen und Regeln bedürfe, war ihm eigentümlich, ging aus seiner vollsten

Überzeugung, aus seinem tiefen Studium der Geschichte und der Natur hervor. Diesen Begriff zu befestigen, auch in unserem Bunde zu betätigen, hat er nicht leicht eine Gelegenheit vorüber gelassen ..... Gleich fern von aberwitziger Schwärmerei, wie von politischer Einwirkungssucht, die jene, übrigens zum Teil ausgezeichneten Männer des Illuminaten-Ordens ergriff, hat er nie die hohe Bedeutung verkannt, die unser Bund nach seinem reinen Grundcharakter für edlere Gesittung und Ausbildung seiner Glieder, für echte Humanität und Zivilisation und dadurch für die Ruhe und Sicherheit der Staaten haben kann und soll." —

Im zweiten Teile unserer Schrift: Goethe und das Maurertum entwirft Wernekke in grossen Zügen ein Bild von Goethes inneren Beziehungen zur Maurerei. Eine Quelle dieser Betrachtungen ist Wilhelm Meister, dessen Anfänge mit Goethes Eintritt in die Loge zusammenfallen. Es würde uns zu weit führen, diese Betrachtungen hier auszugsweise wiederzugeben. Auch könnten sie aus Goethes Werken gut um das Zehnfache vermehrt werden. Daran anschliessend finden wir Goethes Logenreden abgedruckt, voran die „zum brüderlichen Andenken Wielands". Dann folgt die Gedächtnisrede auf Ridel u. A. und Auszüge aus Wilhelm Meisters Lehrjahren Buch VII, Kap. 9 und Wanderjahren Buch III, Kap. 9 welche „nicht eigentlich für die Loge bestimmt, doch ihren Zwecken sehr angemessen sind." (W.) Goethes Logenlieder und Gesänge, die von Brüdern ihm zu Ehren und zum Gedächtnis verfasst sind, machen den Beschluss des Buches.

Hartmann, Ed. v., Philosophie des Unbewussten. Elfte erweiterte Auflage in drei Teilen. Leipzig. Sachsa (Haacke) 1904. 3 Bände.

Der neuen Auflage sind im Vorwort hinzugefügt die Abschnitte: Mein Verhältnis zu früheren Philosophen. Der Zusammenhang meiner Schriften. Der Begriff des Unbewussten. Zur Geschichte der Philosophie des Unbewussten. — Bei der Bedeutung, welche die Hartmannsche Philosophie für unsere Zeit zu gewinnen beginnt, genügt es wohl auf das Erscheinen dieser neuen Auflage hingewiesen zu haben, um unsere Leser zum Studium dieses auch dem nicht philosophisch-Vorgebildeten zugänglichen Werkes anzuregen.

Hartmann, Ed. von, das Christentum des neuen Testaments. Zweite umgearbeitete Aufl. der Briefe über die christliche Religion. Sachsa 1905. (Haacke.)

„Die erste Auflage dieses Buches erschien unter dem Titel „Briefe über die christliche Religion und unter dem Pseudonym F. A. Müller. Der Hauptgrund dieser Pseudonymität war der, dass ich die damals noch im ersten Flusse befindliche Beurteilung meiner philosophischen Arbeiten nicht durch den Seitenblick auf diese Schrift beeinflussen lassen wollte. Da das Buch kurz vor Ausbruch des Krieges von 1870 erschien, so konnte es in jener politisch aufregenden Zeit schon aus äusseren Gründen auf keine Beachtung rechnen", sagt Hartmann im Vorwort. Weiter formuliert er seine Ausgabe: „Die Behandlung des Gegenstandes musste bei mir eine andere sein, als in jedem theologischen Werk, weil die Fragestellung eine andere war ... ich hatte die Lehrstandpunkte des neuen

Testamentes unmittelbar so zu nehmen, wie sie an und für sich sind und wie sie selbst sich gehen, sie dem religiösen Bewusstsein des heutigen Gebildeten gegenüber zu stellen und zu fragen, einerseits ob und wie weit sie diesem noch genug tun können, und andererseits ob dieses an ihrem Massstabe hemessen noch christlich heissen kann. Aus dieser Verschiedenheit der Aufgaben folgt, dass die Kritik der Theologen sich nur auf die Quellen, bei mir auch auf die aus ihnen zu schöpfenden Lehren selbst erstrecken darf und muss. Aber auch in meinen Augen ist jede Stufe des religiösen Bewusstseins geschichtlich wohl berechtigt als Stufe der Entwicklung, die über vergangene hinausschreitet, um selbst wieder von späteren Stufen überwunden zu werden; meine Kritik richtet sich nicht gegen das, was ihrer Zeit an ihr wertvoll war, sondern lediglich gegen den anachronistischen und antievolutionistischen Irrtum, ihr einen Wert für unsere Zeit zuzuschreiben, der ihr nicht mehr zukommt.“ Unsere Zeit ist von lebhafter Sehnsucht nach religiöser Erneuerung durchdrungen, aber infolge ihrer langen Abwendung von metaphysischer Spekulation fehlt es ihr an Ideen; die Sehnsucht nach einem Ideal muss ihr das fehlende Ideal vertreten und wird in die Geschichte zurückprojiziert, dahin, wo der Kirchenglaube so lange die singuläre Personifikation der absoluten Idee gesehen hat. Dem gegenüber gilt es an Lessing, Kant, Fichte, Schleiermacher und Hegel anzuknüpfen und deren Lehren in die Erinnerung zurückzurufen, dass das religiöse Leben nicht auf zufälligen Geschichtswahrheiten, sondern nur auf ewigen Heilswahrheiten, nicht auf äusseren einmaligen, vergangenen Begebenheiten, sondern nur auf inneren, allgemeinen, gegenwärtigen Erlebnissen beruhen kann, dass die Geschichte samt ihren Urkunden uns genommen werden könnte, ohne dass wir darin die Religion verlören, und dass in der Geschichte nur Relatives zu finden ist, die Religion aber Absolutes braucht.“ Vergl. J. D. Buck, mystische Maurerei, N. M. R., Bd. X—XII.

Diese Worte mögen genügen, um die Absicht des Verfassers zu charakterisieren. Das Ergebnis seiner mit gründlicher Kenntnis der Literatur und mit vorurteilsfreiem Kopfe durchgeführten Kritik der neutestamentlichen Schriften fassen wir auch wiederum am besten in seinen eigenen Worten: „Die gemeinsame Grundanschauung des neuen Testamentes ist eine den modernen Kulturideen durchaus widersprechende Welthass und Weltverachtung einerseits und der Glaube an die, sei es unmittelbar, sei es nicht allzufern bevorstehende Nähe des Weltendes andererseits oder die Verbindung von irdischem (bei Johannes realem) Pessimismus und transzendentem (beziehungsweise idealem) Optimismus) in Wahrheit seit mehr als einem Jahrhundert überwundene, und nur dadurch noch in den unteren Volksschichten dürftig fortglimmende, dass sie durch die mit den Staatsgewalten verbündeten Mächte der mittelalterlichen Reaktion mit Hilfe hierarchischer Schul- und Kirchenverwaltung künstlich aufrecht erhalten wird. Was nun die einzelnen Lehrstandpunkte insbesondere betrifft, so liegt uns die Lehre Jesu vollständig fern. Was an ihr dauernden Wert hat, ist nichts als die aphoristische Hinstellung der beiden Gebote der Gottes- und Menschen-Liebe, die aber erst von Johannes zum Prinzip erhoben wurde . . . . .

Unsere ganze Ausbente aus dem neuen Testamente beschränkt sich mithin auf das Paulinische Prinzip der Gewissensfreiheit oder die negative Forderung des Ausschlusses jeden äusseren Autoritätszwanges in religiösen Dingen und das Johanneische Prinzip der Liebe.“ Ersteres ist identisch mit dem Prinzip des Protestantismus, letzteres das Positive des gesamten Evangeliums, das evangelisch-christliche Prinzip in seiner exoterischen Fassung. „Weiterhin aber ist „die Liebe nur eine Form der Gefühlsmoral neben vielen anderen, die Gefühlsmoral wieder nur eine Form der subjektiven Moral neben Geschmacksmoral und Vernunftsmoral etc. . . . . . erst die absoluten Moralprinzipien haben unmittelbare Beziehung zum religiösen Bewusstsein; soll also die Sittlichkeit als Frucht der Religiosität erwachsen, so muss sie sich auf die absoluten, metaphysischen Moralprinzipien stützen . . . . Alle Erneuerung und Erhebung zu höherer Stufe kann nur von dem esoterischen Gesichtspunkt ausgehen, d. h. von der Immanens Gottes im Menschen.“ Damit wäre von Hartmann wiederum bei unseren theosophischen Ideen angelangt, die er aber wohl immer noch trotz ihrer Kongruenz mit den seinigen als „trübe gnostisierende Phantasiegespenste“ bezeichnen wird.

Die vorliegende Schrift verdient uneingeschränkt das Prädikat einer mutigen; sie ist vom Geiste echten Wahrheitsdranges durchweht und wird in diesem Sinne trots aller Anfeindungen befruchtend wirken.

Kant, J., Kritik der reinen Vernunft. Neudruck (anastatisch) der Auflage von 1781. (Riga) Gotha (Thienemann). (Hfrz. 14.— Mk., brosch. roh. 12.— Mk.)

Ludwig Goldschmidt (der Herausgeber obigen Neudrucks setzt dem Werke folgendes Geleitwort vor: „Die erste Originalauflage der Kritik der reinen Vernunft ist so selten geworden, dass sie nur hin und wieder antiquarisch zu erlangen ist. Schon aus diesem Grunde mag vielen Interessenten, namentlich auch den Bibliotheken, diese auf meinen Anlass hergestellte, technischem Fortschritt verdankte Erneuerung des berühmten Buches erwünscht kommen. Als getreues Abbild wird die faksimilierte Ausgabe mit dazu beitragen, das Kantische Wort unverändert und unverstümmelt kommenden Geschlechtern aufzubewahren. Aber auch für das Studium und für den wissenschaftlichen Gebrauch kann dem Leser nur empfohlen werden, sich der Kantischen Schriften im Original zu bedienen. Trots kleiner Mängel sind sie den neueren Ausgaben vorzuziehen, weil diese durch willkürliche und kleinliche Veränderungen vielfach entstellt sind, zum Teil auch durch solche, die den Leser irreführen. Unter vermeintlichen Verbesserungen finden sich einige, die den ursprünglichen Sinn in das Gegenteil verändert haben. Das ist auch bei der neuen Ausgabe der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften der Fall, bei der ausserdem „sachliche Erläuterungen“ ohne hinreichendes Verständnis gegeben worden sind. Auf das Unzureichende aller der Ausgaben, die beide Auflagen künstlich in einem Bande vereinigen, braucht kaum besonders hingewiesen zu werden. Sie sind ein Notbehelf, dem die ungehinderte Benützung beider Originalauflagen immer vorgezogen werden wird.

Über das Verhältnis der ersten zur „zweiten hin und wieder verbesserten Auflage“ hat sich Immanuel Kant in seiner Vorrede ausführlich und bestimmt geäussert. Wie er dem Leser bündig erklärt, ist in Ansehung „der Sätze und ihrer Beweisgründe“ bei der verbesserten Darstellungsart der neuen Auflage „schlechterdings nicht verändert“. Angesichts seines Werkes scheuen wir uns, an dieser Stelle auch nur verteidigungsweise auf den ebenso bekannten, ebenso oft wiederholten als unerhörten und empörenden Widerspruch einzugehen, der gegen diese unzweideutigen Worte eines Mannes von unbestechlicher Wahrheitsliebe erhoben worden ist. Aber die Erklärung mag wohl hier am richtigen Orte sein: Jeder Zweifel an der prinzipiellen Übereinstimmung und logischen Einheit der beiden Auflagen bekundet nichts anderes als vollkommenes Missverstehen der Gedanken und der Persönlichkeit des grossen Philosophen.

Jener Widerspruch begünstigt und lobt die erste Auflage auf Kosten der zweiten. Hierzu ist nicht der mindeste Grund vorhanden. Wohl aber kann auch die erste Auflage als unentbehrlich bezeichnet werden. Das ist sie namentlich für den heutigen Leser, weil sie in einzelnen Teilen sich minder abstrakter Begriffe und Ausführungen bedient, die an der Vorarbeit des Philosophen teilnehmen lassen. Erleichtert die transzendentale Deduktion der Kategorien in der ersten Fassung ein vollkommenes Verstehen, so wird auch niemand die ausführlichere erste Darstellung der „Paralogismen der reinen Vernunft“ ohne Belehrung aus der Hand legen.

Mit der gleichen Ursprünglichkeit einer völlig neuen Wissenschaft wendet sich, wie bei dem ersten Erscheinen, die Kritik auch in dieser neuen Ausgabe an die Vernunft ihrer Leser. Das Werk erhebt sich frei über die Vergangenheit und lässt sich in seiner systematischen Geschlossenheit an keine frühere Lehre anknüpfen. Dennoch vermöchte niemand in das Verständnis auf leichte Weise einzudringen, der nicht mit der Metaphysik früherer Zeiten und mit den Problemen vertraut ist, die hier von dem historischen Hintergrunde befreit als Anmassungen der Vernunft kritisiert, d. h. vor ihrem eigenen Gerichtshofe geprüft werden. Völlig unverständlich wird das Buch für den Leser bleiben, der sich nicht von im vorigen Jahrhundert und in neuester Zeit angehäuften Vorurteilen einer oberflächlichen, nirgends vom Wort zum Begriff vordringenden Behandlung freizumachen gewillt ist.

Wir sind bei dieser Herausgabe in der glücklichen Lage, für das Werk selbst im Sinne seines Urhebers einzustehen. Seine Wahrheit ist über den Streit der Meinungen erhaben; sie wird, solange Vernunft unter Menschen anerkannt wird, niemals mit zwingenden Gründen angetastet werden. Denn was in diesem Werke gelehrt und behandelt wird, ist nichts anderes als die Vernunft selbst, auf die sich ein jeder geltend gemachte Grund immer stillschweigend beruft. Heute wie bei seinem ersten Erscheinen vor langer Zeit rechnet es einzig und allein auf die „Geduld und Unparteilichkeit eines Richters“, der seinen Spruch erst nach genauer Kenntnis der Sache fällen darf. Immanuel Kant will nicht gepriesen, er will nur verstanden sein. Für seine Arbeit wird dereinst, wenn

der Parteigeist in der Philosophie vernünftiger Anerkennung wahrhafter Gedanken gewichen sein wird, das so oft gebrauchte Wort des Dichters gelten: Was glänzt, ist für den Augenblick geboren; das Echte bleibt der Nachwelt unverloren."

Kant, J., Logik, ein Handbuch zu Vorlesungen, (zuerst) herausgegeben von Gottlob Benjamin Jäsche. 3. Aufl. Neu herausgegeben, mit einer Einleitung sowie einem Personen- und Sach-Register versehen von Dr. Walter Kinkel, Prof., Leipzig (Dürr) 1904. (2.—) Philosoph. Bibl. Bd. 43.

—, Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können. 4. Aufl. Herausgegeben und mit einer Einleitung, drei Beilagen, sowie einem Personen- und Sachregister versehen von Karl Vorländer. Lpzg. (Dürr) 1905. (2.—.) Philosoph. Bibl. Bd. 40.

—, Physische Geographie. 2. Aufl. Herausgegeben und mit einer Einleitung, Anmerkungen, sowie einem Personen- und Sachregister versehen von Paul Gedan. Lpzg. (Dürr) 1905. (2.80.) Philosoph. Bibl. Bd. 51.

—, Kleinere Schriften zur Logik und Metaphysik. 2. Aufl. Herausgegeben und mit Einleitung sowie Personen- und Sachregister versehen von Karl Vorländer. Lpzg. (Dürr) 1905. (5.20.) Philosoph. Bibl. Bd. 46.

Ad 1) In der Einleitung beschäftigt sich der Herausgeber mit der Stellung der Logik im System Kants, wobei er insbesondere auf das Verhältnis der formalen zur transzendentalen Logik eingeht. Letztere ist ihm die einzig berechtigte. „Die transzendentale Logik ist, wie alle Philosophie, im platonischen Sinne „Ideenforschung“: sie sucht die Ideen, die Grundlagen und Hypothesen des Wissens. Sie ist nicht Psychologie, indem sie es weder mit der Gelegenheitsursache der Entstehung unserer Begriffe, noch überhaupt mit dem Individuum, dem Subjekt zu tun hat; sie muss den engsten Zusammenhang mit der Wissenschaft, insbesondere Mathematik und mathematischer Naturwissenschaft bewahren; denn nur vom Wissen, von der anerkannten, sicheren Erkenntnis aus kann man die Grundlagen der Erkenntnis finden. Innerhalb der Logik aber kann es verschiedene Stufen der Betrachtung geben: durch diese wird der berechtigte Kern in jener durch Kant versuchten Scheidung der formalen von der transzendentalen Logik bezeichnet. — Demnach kann schon die rein systematische Betrachtung dem vorliegenden Werke nur den Wert einer die Hauptwerke ergänzenden, erläuternden, nicht aber einer in sich selbständigen Schrift zugestehen."

ad 2) Die sorgfältige Einleitung unterrichtet uns über die Entstehung der Prolegomena, soweit wir einer solchen auf den Grund kommen können. Die Prolegomena sind als eine Art Einleitung, ein „allgemeiner Abriss“ der Kritik der reinen Vernunft aufzufassen. „Sie sollen ausdrücklich den Beschwerden wegen Dunkelheit und Weitläufigkeit der K. d. r. V, abhelfen und dazu beitragen „einige Punkte aufzuklären.“ Für den Studierenden der Metaphysik ist natürlich die Lektüre dieses Werkes absolut unentbehrlich.

ad 3) „Zur Weltkenntnis gehört mehr, als die Welt sehen. Man muss wissen, was man auswärts zu suchen habe," sagt Kant. Deshalb hat er, der

selbst nie über Königsbergs Weichbild hinausgekommen ist, sich mit Geographie beschäftigt und hat als der erste Universitätslehrer neben Gatterer in Göttingen selbständige Vorlesungen über Geographie abgehalten, welche sich, wie alle seine naturwissenschaftlichen Arbeiten dadurch auszeichnen, dass in ihnen Kant mit einer „Anzahl der glücklichsten Gedanken seiner Zeit weit vorauseilt und in seiner physischen Geographie mit grossem und verständigem Sinn ähnlich umfassenden Gesichtspunkten wie später A. v. Humboldt nachstrebte" (Helmholtz). Trotzdem hat aber das Werk für uns heute nur noch historisches Interesse.

ad 4) Enthält die 16 kleineren Schriften in 4 chronologisch geordneten Gruppen von 1755—65, von 1766—86, von 1790—93, von 1796—98 und ist der Schlussband der schönen Kantausgabe der Philosoph. Bibliothek. Es wird vielleicht der Band sein, den philosophisch gebildete Laien am häufigsten zur Hand nehmen werden, um Kant kennen zu lernen, wenn er sich mit Problemen befasst, die auch heute noch aktuelle sind.

Hier ist auch der Platz um insgesamt empfehlend auf die Kantausgabe der Philos. Bibl. (Dürr) hinzuweisen. Sie kostet broschiert 38,40, in Liebhaberband geb. 47.— Mk., ist gegenwärtig die einzig vollständige Ausgabe und zeichnet sich durch sorgfältigste Bearbeitung der Texte verbunden mit guten Einleitungen, ausführlichen Personen- und Sachregistern aus. Druck und Ausstattung sind vorzüglich, das Format handlich.

Da die Bände zu recht billigen Preisen einzeln zu haben sind, so wird sicher mancher unserer Leser sich diesen oder jenen Band gern in seine Bibliothek einreihen, ohne den er in seinen Studien nicht vorwärtskommt. Es sei an dieser Stelle nochmals darauf hingewiesen, dass wir bei aller Begeisterung für die indische Philosophie eines Kant nicht entraten können, wollen wir in fruchtbringender Weise die uns durch die moderne theosophische Bewegung bezeichneten Bahnen verfolgen.

Angelus Silesius, Cherubinischer Wandersmann; n. d. Ausg. letzter Hand von 1675 vollständig herausgegeben und mit einer Studie „über den Wert der Mystik für unsere Zeit" eingeleitet von Wilhelm Bölsche. Jena (Diederichs) 1905. (5.—, in Halbprgmt. 6.50.)

Ich hörte über dieses Buch einen kleinen Geist eifern, es sei ein Widerspruch, ein Hohn auf alle Mystik, dass dieses Buch so schön und kostbar ausgestattet wäre, es müsste vielmehr auf ganz gewöhnlichem Papier gedruckt zu 50 Pfg. zu haben sein. Und weiter ereiferte sich der gute Herr über den Luxus in unserer Bewegung, den ich zwar nicht gelten lassen kann, mag hinsichtlich eines Übermasses an Geschmacklosigkeit und Geistesarmut leider gelten lassen muss. Gerade an diesem Bande sieht man recht deutlich den Wert einer guten Ausgabe. Soll sich Angelus Silesius wieder als Hauspostille unserer besseren Familien einbürgern, und er wird dies in der neuen Ausgabe sicher tun, so muss eine solche eben etwas Besonderes sein. Ein Buch, das man mit Liebe und Freude vom Bücherspind holt, ein kleines Heiligtum, in dessen Gegenwart und durch dessen Vermittelung uns Feierstunden bereitet werden. Ein Buch, durch

dessen Worte wir in jene „ewige Stille“ hineingeführt werden, in der der Mystiker und Religiöse seine wahren Lebensmomente findet. Ein solches Buch kann doch gar nicht kostbar genug ausgestattet sein. Und dabei ist die neue Ausgabe des Wandersmann nur schlicht und wohltuend einfach gehalten. Ihr Herausgeber ist einer von jenen, in denen die grosse Wandlung zum Mystiker in den letzten Jahren uns allen sichtbar vor sich gegangen ist. In seinen Werken können wir die langsame und sichere Entwickelung verfolgen, ebenso wie bei Bruno Wille, der ja auch einer der Unseren geworden ist.

Bölsche gibt dem Buche eine Einleitung bei „über den Wert der Mystik für unsere Zeit.“ Es ist eine Art Rechtfertigung, dass er selbst unter „jene“ Leute gegangen ist, die ihm doch früher keineswegs „diese sicheren Nachtwandler des Welt-Sinnes“ waren, ohne die die Menschheit überhaupt nicht bestände. Vorsichtig sucht er den Weg von der Naturwissenschaft, dem Zeit- und Raumgeschehen hinüber ins „Schweigen“, wo es „noch die Möglichkeit eines Sinnes gibt“, und damit einer Erlösung des Individuums. „Die echte mystische Vorstellung von einer Aufhebung des Zeitlichen und Räumlichen tritt nicht an das Licht als ein Verstandesschluss, sondern sie tritt hervor als eine Empfindung, eine Schau, ein Erlebnis.“ . . . . der Grundgedanke ist erfasst, sobald das Kausalgesetz in seiner Allgültigkeit erfasst ist: — der einfache Gedanke, dass Ewigkeit und Endlichkeit tatsächlich nur durch eine „Schau“ getrennt sind, dass in jedem Vorgang, in jedem Zeitmoment, in Wahrheit eigentlich alles steckt, und dass auch die Ewigkeitsschau wenigstens logisch auch uns dabei gegeben ist.“ .... ein Schritt, vor dem die Forscherlogik für uns reisst, brauchte auch das nicht zu sein, denn es war selber nur ein Schitt der Logik, wenn auch einer intuitiven“, erläutert Bölsche weiter und findet schliesslich im Intuitiven einen Begriff, der ihm die Mystik und Kunst als die beiden Strahlen gewissermassen einer Geistessonne zusammenschliesst. Und die Geistessonne selbst ist ihm, gleich uns die Liebe. „Die Liebe ist in gewissem Sinne der einzige Angelpunkt, in dem die beiden Welten, das Ewige und das Endliche, sich decken.“ „Auch dieses Wort (Liebe) hat eine simpelste Logik, die unwiderstehlich ist, dass es besser sei für uns Menschen in diesem Hagel der Dinge, unter diesen ragenden Mauern der Geheimnisse auf der Erde. die, niemand weiss, wo und wohin, im grenzenlosen Raume schwebt, — dass es da besser sei, sich zu vertragen, anstatt sich zu zerfleischen, dass es angenehmer sei sich mit Begeisterung an Forschungs- und andere Arbeit hinzugeben, dass es schöner sei, Frieden und Lächeln um sich zu verbreiten, als das Gegenteil.“

Verantwortlicher Redakteur: Paul Zillmann.

Redaktion und Verlag: Gross-Lichterfelde, Ringstrasse 47a.

Druck von Robert Schumann, Cöthen (Anhalt).



Guido von List.

Nach dem Oelbilde von Adolf Wolf-Rothenban.

Mag Missgunst auch und Scheelsucht mich umschleichen,
Mag Hass und Neid die Wege mir verrammeln,
Mag schnöder Undank alle Brücken mir verbrennen
Und mordend mir sogar den Leib vernichten,
Die Wahrheit werd' ich trotzdem immer künden;
Mein Geist strebt ungehemmt dem hehrsten Ziel entgegen,
Nicht rechts, nicht links, nur aufwärts stets der Sonne zu.

G. List.



„Gleichwie der Musiker, der Künstler, soweit er wahrhaft ein Musiker und kein blosser Nachahmer und Handwerker ist, nur darum Stil hat, weil ihn Alles anregt und nicht nur das, was er nachahmt und in Händen hat, weil alle, alle Formen — ein Blatt, eine Blume, ein Tier, ein Bauernhaus und ein Palast, das Geschwätz auf dem Markte und die gemessene Sprache hoher Werke jeder Kunst, ein junges Mädchen und die Dirne — in seinem Stil sind, weil er dort überall nur Motive findet, wo er Symbole eines Ganzen wahrnimmt, ebenso begründe Du Dein Leben überall! Du wirst dann nicht nur die im Einzelnen oft recht lästigen Tugenden deiner Freunde haben, nein: Du wirst dann ein Ganzes und Deine Tugend wird jede Tugend und stets nur symbolisch sein, und Du wirst Deine Tugenden Dir aus Deinen Sünden schneiden können, wenn — noch einmal — Du alle Gründe und keine Gründe mehr hast und frei und unerschrocken bist."

R. Kassner, Moral der Musik. 204.

Die arktische Heimat in den Veden.

Unter dem obigen Titel hat Bal Gompadhac Tilak, der Autor der Werke „Der Orion“ und „Untersuchungen über das Alter der Veden“ die Ergebnisse jahrelanger eifriger Studien und unermüdlicher Forschungsarbeit der Oeffentlichkeit übergeben. Er zitiert mehr als 600 Stellen aus den Veden und 36 aus dem Zend-Avesta, um die Annahme einer arktischen Urheimat der Arier vor der Eiszeit zu beweisen, und er zeigt, dass einige dieser Stellen, die bisher dunkel und sinnlos waren, wenn man sie mit Hilfe des wahren Schlüssels, der Theorie einer arktischen Heimat der Arier liest und im Lichte dieser Bedeutung betrachtet, sofort völlig klar erscheinen und einen tieferen Sinn enthüllen.

Manche Stellen, deren wahre Bedeutung entweder vollständig unbekannt war oder von früheren Forschern nur unvollkommen verstanden wurde, zeigt Tilak in ihrem seiner Meinung nach wahrem Lichte, wobei er in jedem Falle seine Gründe hierfür darlegt und sich gleichzeitig auf die Erörterung des direkten Beweismateriales beschränkt, das für seine Theorie von Bedeutung ist, und das er nach den Methoden geschichtlicher oder naturwissenschaftlicher Untersuchung einer näheren Prüfung unterzieht.

Der Verfasser hat, wie er versichert, seine Arbeit nicht mit irgend einer vorgefassten Meinung zugunsten der arktischen Theorie begonnen, — so dass er nicht das fand, was er zu finden wünschte, — sondern er hielt im Gegenteil jene Anschauung für höchst unwahrscheinlich und nur die Menge des gesammelten Beweismateriales zwang ihn zu dieser Annahme.

Er hält es für wahrscheinlich, dass dies Beweismaterial dieselbe Wirkung auf den Leser hervorbringen werde. Der Gegenstand ist sehr interessant insbesondere für den Jünger der Theosophie,

dem in der Geheimlehre von einer nördlichen Heimat der zweiten Rasse berichtet wird. Die ersten 3 Kapitel von Tilaks Buch „Praehistorische Zeit“ „Eiszeit“ und „Die arktische Region“ bilden eine Art Einleitung zu dem genannten Werk. Da der Verfasser selbst die wichtigsten Ergebnisse dieser 3 Kapitel zusammengefasst hat und dies zugleich gerade die Punkte sind, auf die wir Gewicht legen, so halten wir es für das beste, hier zuerst den Autor zu zitieren:

Hauptinhalt des ersten und zweiten Kapitels:

1. Im Anfang des neolithischen Zeitalters war Europa von Rassen bewohnt, von denen die europäischen Rassen der Gegenwart, welche arische Sprachen sprechen, abstammen.

2. Obwohl das Vorhandensein einer arischen Rasse in der neolitschen Vorzeit hiermit erwiesen ist und daher die Theorie einer Einwanderung aus Asien nach der Eiszeit unhaltbar erscheint, so folgt daraus dennoch nicht, dass die arische Rasse in Europa autochton war und die Frage nach der Urheimat kann daher nicht als entgiltig gelöst betrachtet werden.

3. Es gibt ausreichende Gründe für die Annahme, dass die Begründer des Metallzeitalters in Europa fremde Völkerschaften waren.

4. Die verschiedenen Perioden der Steinzeit, Bronze- und Eisenzeit traten in den einzelnen Ländern nicht gleichzeitig auf und die hohe Kulturstufe Aegyptens widerspricht daher nicht der neolithischen Stufe europäischer Kultur zur gleichen Zeit.

5. Nach den letzten geologischen Forschungen, die man nicht leichthin ausser Acht lassen darf, trat das Ende der letzten Eiszeit-Periode frühestens vor ungefähr 10000 Jahren oder 8000 vor Chr. ein und spricht der wohl erhaltene Zustand der sibirischen Fossilien für diese Annahme.

6. Der Mensch reicht nicht nur bis zur Eiszeit zurück, sondern wir besitzen überzeugendes geologisches Beweismaterial für seine weite Verbreitung in der Quaternär- vielleicht sogar in der Tertiärzeit.

7. Es hat wenigstens 2 Eiszeiten und eine Zwischen-Periode gegeben und die geograph. Verteilung von Land und Wasser auf der Erde während dieser Zwischenzeit war wesentlich verschieden von der der Gegenwart.

8. Während der Pleistocen-Periode haben sehr grosse klimatische Veränderungen stattgefunden. Es war kalt und rauh in der Eiszeit, während in der Zwischenperiode eine gemässigte Temperatur sogar bis zum Nordpol herrschte.

9. Es ist durch genügendes Beweismaterial zweifellos festgestellt, dass die Polar-Gegend sowohl in Asien als in Europa in der Interglazial-Zeit durch kühle Sommer und warme Winter, einer Art

ewigen Frühlings (nach Herrschel) gekennzeichnet wär, und dass Orte wie Spitzbergen, wo die Sonne vom November bis März unter dem Horizont steht, einst der Sitz einer üppigen Vegetation waren, wie sie gegenwärtig nur die gemässigte tropische Zone aufweist.

10. Es war das Heranrücken der Eiszeit, das jenes (lebenfördernde, milde) Klima zerstörte und die nördlichen Regionen für tropische Tiere und Pflanzen unbewohnbar machte.

11. Es gibt mehrere Schätzungen über die Dauer der Eiszeit, doch ist es nach dem jetzigen Stande unseres Wissens sicherer, sich in dieser Hinsicht auf die Geologie als auf die Astronomie zu verlassen, wenn auch betreffs der Ursachen der Eiszeit die astronomische Erklärung grössere Wahrscheinlichkeit für sich hat.

12. Nach Professor Geikie sind ausreichende Beweise für die Annahme vorhanden, dass es im ganzen 5 Eiszeiten und 4 Interglazial-Zeiten gegeben hat, und dass sogar nach der letzten Eiszeit noch zweimal ein Wechsel zwischen kaltem und mildem Klima wenigstens im Nordwesten von Europa stattgefunden hat.

13. Schon mehrere hervorragende Gelehrte haben die Theorie aufgestellt, dass die Wiege der menschlichen Rasse in der arktischen Region zu suchen sei, und dass auch das Pflanzen- und Tierleben dort seinen Ursprung nahm.

„Wenn daher aus den Veden Beweise für eine arktische Urheimat der Vorfahren der Vedischen Rishis geschöpft werden können, so folgt auf alle Fälle aus obigen Darlegungen, dass die neuesten wissenschaftlichen Entdeckungen ein solches Ergebnis nicht a priori als unwahrscheinlich erscheinen lassen. Es sprechen im Gegenteil viele Forschungsresultate für die Richtigkeit einer solchen Hypothese und tatsächlich sind viele Gelehrte zu der Anschauung gelangt, das wir die Wiege der Menschenrasse in der arktischen Region zu suchen haben. —

Hauptinhalt des III. Kapitels: I. Die Eigentümlichkeiten des Poles. 1. Die Sonne geht im Süden auf. 2. Die Sterne gehen weder auf noch unter; sondern drehen sich unaufhörlich um den Beschauer in Kreisen parallel zum Horizont, wobei sie einen Umlauf in 24 Stunden beenden. Die nördliche Hemisphere des Himmelsgewölbes ist während des ganzen Jahres allein sichtbar; die südliche bleibt stets unsichtbar.

3. Das Jahr besteht aus einem langen Tag und einer langen Nacht, deren Dauer je 6 Monate beträgt.

4. Es gibt nur einen Morgen und einen Abend und die Sonne geht nur einmal im Jahre unter. Die Dämmerung vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang dauert ununterbrochen 2 Monate. Der rötliche Schein der Dämmerung ist nicht wie in unseren Brei-

ten auf einen besondern Teil des Horizontes (Osten oder Westen) beschränkt, sondern bewegt sich gleich den Sternen rings um den Horizont wie eine Töpferscheibe einen Umlauf in 24 Stunden ausführend. Diese Drehung der Morgendämmerung findet solange statt bis die Sonnenscheibe sich über den Horizont erhebt; die Sonne behält dann dieselbe Bewegung bei, indem sie sich durch 6 Monate ununterbrochen um den Beschauer dreht ohne unterzugehen und einen Umlauf gleichfalls in 24 Stunden beendet.

II. Die Eigentümlichkeiten der Polar-Region.

1. Die Sonne bleibt immer südlich vom Zenith des Beschauers. Da dies jedoch auch in der gemässigten Zone stattfindet so kann es nicht als Eigentümlichkeit der Polar-Region gelten.

2. Eine grosse Anzahl von Sternen sind zirkumpolar d. h. sie sind über dem Horizont während ihrer gesamten Umlaufszeit und daher stets sichtbar.

Die andern Sterne gehen auf und unter wie in der gemässigten Zone, doch sind ihre Bahnen gegen den Horizont stärker geneigt.

3. Das Jahr zerfällt in 3 Teile: a) Eine lange ununterbrochene Nacht um die Zeit der Winter-Sonnenwende, deren Dauer je nach der geographischen Breite des Ortes zwischen 24 Stunden und 6 Monaten schwankt. b) Ein dieser Winternacht genau entsprechender ununterbrochener Tag um die Zeit der Sommer-Sonnenwende und c) eine Aufeinanderfolge von gewöhnlichen Tagen und Nächten während der übrigen Zeit des Jahres, wobei ein Nykthemeron, d. h. eine Tag- und Nachtperiode, 24 Stunden nicht überschreitet. Der erste Tag nach der langen Winternacht ist zuerst wesentlich kürzer als die darauffolgende Nacht, doch nehmen die Tage zu, bis sie in den langen die Dauer von 24 Stunden überschreitenden Sommertag übergehen. Die erste Nacht nach dieser Periode ist wieder wesentlich kürzer als der darauf folgende Tag, doch gewinnen die Nächte allmählich die Oberhand bis zum Beginn der langen unterbrechungslosen Winternacht, mit welcher das Jahr abschliesst.

4. Die Dämmerung am Ende der langen Nacht dauert mehrere Tage, doch ist ihre Ausdehnung und Farbenpracht je nach der geographischen Breite des Ortes entsprechend geringer als am Nordpol.

An Orten, die nur um einige Breitegrade vom Nordpol entfernt sind, wird die Erscheinung der um den Horizont kreisenden Morgendämmerung während des grösseren Teiles der Gesamtdauer der Dämmerung noch zu sehen sein. Die übrigen Dämmerungen zwischen gewöhnlichen Tagen und Nächten dauern wie in der gemässigten Zone nur wenige Stunden.

Die Sonne dreht sich, solange sie während des langen Sommertages über dem Horizont steht, um den Beobachter ohne unterzu-

gehen, doch nicht wie am Pol in horizontalen, sondern in schiefen Kreisen, und während der langen Nacht bleibt sie ununterbrochen unter dem Horizont. Während der beiden Uebergangsperioden folgen entsprechend der Stellung der Sonne in der Ekliptik Tage und Nächte verschiedener Dauer auf einander, wobei der längste Tag 27 Stunden nicht erreicht. —

An Hand dieser beiden Gruppen charakteristischer Eigentümlichkeiten wird die Deutung der in den Veden enthaltenen Beschreibungen und Ueberlieferungen versucht.

Die im ersten Teil zitierten Stellen beziehen sich direkt auf die lange Nacht oder die lange Dämmerung, während wir im zweiten Teile Mythen finden, welche den ersten Teil indirekt bestätigen.

Im IV. Kapitel, „Die Nacht der Götter“ betitelt, werden verschiedene Stellen der vedischen Literatur wiedergegeben, welche die Zeiteinteilung jener längst vergangenen Tage in der Polar-Region kennzeichnen. Der Verfasser zeigt, dass in der Taittiryîa Samhitâ und in den Brâmanas nicht nur der Mond-Monat von 30 Tagen und das aus 12 solcher Monate bestehende Jahr, zu welchen gelegentlich ein Schaltmonat hinzugefügt wird, um das Mondjahr mit dem Sonnenjahr in Uebereinstimmung zu bringen, mit voller Klarheit erwähnt wird, sondern dass auch das Jahr von 360 Tagen mit einem gelegentlichen Schaltmonat oder das aus 12 Mond-Monaten mit 12 jährlichen Schalttagen bestehende Jahr den Sängern des Rig-Veda bekannt war und in den Hymnen oft genannt wird. Vor weiterer Untersuchung muss darauf hingewiesen werden, dass die Vedische Literatur nicht chronologisch angeordnet ist, so dass man Schritt für Schritt vorwärts schreiten könnte, und dass auch die Ueberlieferungen und Mythen des Rig-Veda nicht das Erzeugnis einer einzigen Zeitperiode sind, so dass eine chronologische Klassifikation sehr viel Mühe und Geduld erfordert.

Von Indra heisst es: „dass er Himmel und Erde trägt in gleicher Weise wie die beiden Räder eines Wagens von der Axe getragen werden“, und dort, wo er mit Surya, dem Sonnengott, gleichgestellt wird, weiss der Vedische Sänger von ihm zu melden, dass er den fernsten Weltraum dreht wie die „Räder eines Wagens“.

Diese Stellen sollen zeigen, dass die Drehung des Himmelsgewölbes um den Zenith des Beschauers eine von den Vedischen Barden und deren Vorfahren beobachtete Erscheinung war.

Nun ist dies ein Phaenomen, das nur am Nordpol oder in dessen Nähe gesehen werden kann, während in der gemässigten und tropischen Zone das Himmelsgewölbe sich von Ost nach West und dann wieder zurück nach Ost zu bewegen scheint, wobei der zweite Teil dieses Kreislaufes dem Beschauer unsichtbar bleibt.

Der in der Indischen Literatur weit verbreitete Gedanke, dass der Tag und die Nacht der Götter je 6 Monate dauern, ist mit ziemlicher Ausführlichkeit behandelt und von der nachvedischen Literatur bis zu den ältesten Quellen verfolgt. Es können hier natürlich nur einige von den zitierten Stellen wiedergegeben werden. In der Surya-Siddhanta XII. 67 lesen wir: Auf Meru sehen die Götter die Sonne nach deren einmaligem Aufgang während der Hälfte ihres mit Aries beginnenden Kreislaufes durch die „Thierkreiszeichen" über dem Horizont. Der Berg „Meru" ist der astronomische Nordpol der Erde und die Heimat der Götter nach den „Puranas". „Ein Jahr ist ein Tag und eine Nacht der Götter und zwar sind diese beiden so verteilt, dass der nördliche Umlauf der Sonne dem Tag, der südliche der. Nacht entspricht" sagt Manu (I. 67) bei der Erklärung der Zeiteinteilung. In einem Bericht von dem Besuch Arjunas auf Berg „Meru" heisst es: „Auf Meru kreisen Sonne und Mond ebenso wie alle Sterne von links nach rechts". und weiter „Der Berg überstrahlt durch seinen Glanz so sehr die Dunkelheit der Nacht, dass diese kaum vom Tage zu unterscheiden ist.

Weiter: „Ein Tag und eine Nacht sind für die Bewohner des Berges zusammen gleich einem Jahre." Diese Stellen scheinen dem Verfasser hinlänglich zu beweisen, dass die indischen Schriftsteller zur Zeit der Dichtung des Mahâbhârata mit den astronomischen Eigentümlichkeiten der Polar-Region wohl vertraut waren und zwar nicht durch mathematische Berechnung, sondern durch Beobachtung. Der „Glanz des Berges" wird als eine Beschreibung des Nordlichtes gedeutet.

Die Behauptung der Taittiriya Brâhmana (III. 9, 22, I.) „dass ein Jahr einem einzigen Tage der Götter gleich kommt," ist fast identisch mit einer Stelle in der Parsi Literatur [Vendidad, Fargard II. para 40], welche lautet: „Sie sehen für einen Tag an, was sonst ein Jahr ist." In demselben Fargard kommt ein Gespräch zwischen Ahuramazda und Yima vor, aus welchem hervorgeht, dass die ursprüngliche Heimat der Iranier durch Vereisung unbewohnbar wurde, und dass dort die Sonne nur einmal im Jahre auf- und unterging, und dass für die Bewohner jener Gegend ein Jahr gleich war einem Tage.

Es wird ferner gezeigt, dass der Gedanke eines halbjährigen Tages und einer halbjährigen Nacht der Götter nicht nur Indoiranisch sondern auch Indo-germanisch war, und dass daraus mit Notwendigkeit auf eine nordpolare Urheimat der Arier geschlossen werden muss.

Im Rig-Veda finden sich zahlreiche Hinweise auf die „lange, ununterbrochene Dämmerung mit ihrer kreisenden Pracht," das be-

sonders charakteristische Merkmal des Nordpoles. Eine der Vedischen Lieblings-Gottheiten „Ushas“, die Göttin der Dämmerung, ist in ungefähr 20 Hymnen mehr als 300mal genannt und zwar mit einer überschwenglichen Begeisterung, wie sie durch die kurzlebige Dämmerung der gemässigten oder heissen Zone unmöglich hätte hervorgerufen werden können.

Zu den verschiedenen Anhaltspunkten in den Veden, welche auf die lange Dämmerung hinweisen, gehören die 3 Opferspenden, von denen die erste der Dämmerung vor deren Erscheinen, die zweite der aufgehenden Dämmerung, die dritte der voll entfalteten Dämmerung darzubringen ist, wobei die ersten beiden Opferungen nach der Taittiriya Brâhmana vor Sonnenaufgang vorgenommen werden müssen. Bei der Kürze der tropischen Dämmerungen wäre eine solche 3fache Unterscheidung unmöglich gewesen. Das 7. Mandala des Rig-Veda enthält eine Anzahl von Hymnen an die Morgen-Dämmerung, nach deren eingehender Besprechung der Verfasser zu folgenden Ergebnissen gelangt:

1. Die Rig-Vedische Dämmerung war so lang ausgedehnt, dass vom ersten Beginn des Lichtscheines am Horizont bis zum Sonnenaufgang mehrere Tage vergingen [VII, 76, 3] oder wie in II. 28, 9 beschrieben, es erschienen mehrere Dämmerungen nach einander, bevor sie sich zu vollem Sonnenschein entwickelten.

2. Die Dämmerung wurde in der Mehrzahl angesprochen und zwar nicht, um sie besonders auszuzeichnen oder die innerhalb des Jahres aufeinanderfolgenden Dämmerungen zu kennzeichnen, sondern weil sie aus 30 einzelnen Teilen bestand (I, 123, 8; VI, 59, 6; T. S. IV. 3, 11, 6).

3. Es lebten zahlreiche Dämmerungen am selben Ort und wirkten gemeinschaftlich ohne zu streiten (IV, 51, 7—9; VII, 76, 5; A. V., VII., 22, 2).

4. Die dreissig Teile der Dämmerung waren untrennbar zusammenhängend und bildeten eine „eng vereinte Schar“ eine „Gruppe von Dämmerungen [I, 152, 4; T. Bri. II, 5, 6, 5, A. V. VII, 22, 2],

5. Diese 30 Dämmerungen oder 30 Teile einer Dämmerung „kreisten um und um wie ein Rad,“ indem sie an jedem Tage zu demselben Punkte zurückkehrten und jeder Teil seiner vorgeschriebenen Bahn folgte [I, 123, 8, 9; III, 61. 5; T. S. IV, 3, 11, 6].

Da diese Kennzeichen, besonders das letzte nur der Dämmerung am Nordpol oder dessen Nähe angehören, so folgt daraus unabweislich, dass die Vedische „Göttin der Dämmerung“ polaren Ursprungs ist.

In dem Kapitel „Der lange Tag und die lange Nacht“ weist der Verfasser auf die zahlreichen Anrufungen hin, welche die Vedischen Barden an ihre Gottheiten richten, um von der langen Dunkel-

heit erlöst zu werden, d. h. von jener Nacht, die so lang war, dass die Menschen fürchteten, es würde nie wieder zu tagen beginnen.

Es wird auch gezeigt, dass der Rig-Veda „2 verschiedene Gruppen von Tagen und Nächten erwähnt, von denen die eine den gewöhnlichen Tagen und Nächten des Jahres entspricht, während die zweite Gruppe, die „Ahani“ als ein besonderes Paar erscheint, welches die rechte und die linke Seite des Jahres bildet [nach der Taittiriya Aranyaka], womit unverkennbar die arktische Nacht und der arktische Tag bezeichnet werden soll“.

Die Soma-Opfer und Trankspenden der 100 Nächte, die Indra dargebracht werden, um ihn zum Kampf mit Vitra oder Vala während der Dunkelheit zu stärken, werden ziemlich ausführlich behandelt, wobei der Verfasser zu folgendem Ergebnis gelangt: „Da es keine andere Theorie gibt zur Erklärung der Nachtopfer und speziell deren Zahl 100, so kann man mit einiger Sicherheit annehmen, dass jene Opfer mit der damaligen Einteilung des Jahres in 7 Monate Sonnenschein, 1 Monat Morgendämmerung, 1 Monat Abenddämmerung und 3 Monate Winternacht im Zusammenhang stehen.“

Den Vedischen Mythen sind 2 Kapitel gewidmet und an Hand dieses „indrischen Beweismateriales“ gezeigt, dass zahlreiche Einzelheiten der Vedischen und der Puranischen Mythologie durch die arktische Theorie eine befriedigende Erklärung finden.

Viele Ueberlieferungen des „Avesta“ haben ihre Gegenstücke in der Vedischen Literatur und sind zum Teil in den vorhergehenden Kapiteln behandelt worden, doch die „Avestische“ Ueberlieferung von der Urheimat im fernen Norden und deren Zerstörung durch Schnee und Eis hat keine solche Parallelstelle und muss für sich allein betrachtet werden. Der Bericht hierüber findet sich in den ersten beiden Kapiteln des Vendidad, des Gesetzbuches der „Mazdayasnier“. Dort wird von 16 Schöpfungen berichtet; Ahura-Mazda erschafft gutes Land, doch Angra-Mainya macht es unbewohnbar für Menschen, d. h. in den verschiedenen Eiszeiten und Interglazial-Perioden verwandelte ein plötzlicher Klimawechsel ein Paradies in eine Eiswüste.

Die letzten beiden Kapitel über „Vergleichende Mythologie“ und „Die Bedeutung unserer Ergebnisse für die Geschichte der Kultur und Religion der Ur-Arier“ enthalten gleichfalls eine Fülle interessanter und lehrreicher Aufschlüsse, doch kann in einem kurzen Aufsatz nicht näher darauf eingegangen werden.

Wir können nicht umhin der Ueberzeugung Ausdruck zu geben, dass dieses Buch in der wissenschaftlichen Welt Aufsehen erregen und dem Forscher, der die Vedische Literatur im Lichte der arktischen Theorie einer Prüfung unterzieht, neue Perspektiven eröffnen wird. *C. Kofel. (Theosophist 25, 2.)*



Wotans Schuld und Verhängnis*).

Wenn wir uns über den Grund der Welt etwas denken wollen, so müssen wir im letzten Sinne einen Willen annehmen, der als ein Unendliches alles durchdringt, alles zeitlich und räumlich umfasst; — welchem die ganze Welt immanent ist. Dieses Absolute, dieser höchste Geist ist für unsere Bedürfnisse nun aber hinwiederum mit der Idee des kleinen Kleinsten am besten bezeichnet, da wir uns alles nur in Beziehung zu etwas Anderem denken können; und unsere letzten Beziehungen erstrecken sich dabei auf Raum einerseits und Zeit andererseits, die wir aufeinanderbeziehen. Etwas Beziehungsloses ist für uns eine Undenkbarkeit. Der Punkt oder im zeitlichen Sinne das Nu würde die räumliche und zeitliche Beziehung nun zu derjenigen Einheit, nämlich dem Nichts zusammenfassen, unter welchem für den allgegenwärtigen und allzeitigen Gott sich das Weltdasein darstellen müsste, damit Ihm alles Nebeneinander, alles Nacheinander, „zu einer Totalsumme, zu einer Quintessenz alles Seins zusammengedrängt," wirklich zu Gebote stände. Der Geist muss hiernach, ohne sich vom Punkte zu rühren, alle Räume in sich vereinigen können, womit Ihm auch notwendig ein Nu genügte, alle Zeiten zu umspannen. Vor Gott wäre im doppelten Sinne $0 = \infty$; es handelt sich hier um jene materia in formis Bacons, die potential alle Dinge enthält und in der Tat das Nichts bedeutet.**) Anders ist für uns Gott jedenfalls nicht denkbar als unter dieser mystischen Gleichung, denn die gedanklichen Beziehungen zu Raum und Zeit müssen wir nach der uns nun einmal gewordenen Form unserer Vernunft beibehalten. Der Geist bildete Raum und Zeit: ist also Raum und Zeit; und ist es auch wieder nicht, sondern schwebt als Urgedanke über diesen Erscheinungsformen.

Allein unter dieser Idee, allein unter diesem wunderbaren Gleichnis — von dem All gleich dem Nichts und dem Nichts gleich dem All — können wir auch zu einiger Ruhe über die Persönlichkeit Gottes kommen, da jedwede Persönlichkeit als Grundlage ihrer selbst: zwischen Subjekt und Objekt, zwischen dem Anschauenden und dem Angeschauten eine Relation irgendwelcher Art verlangt, welche hier gegeben ist, ohne dass doch wie dies bei beschränkten, individuellen Wesen der Fall ist: ein Missverhältnis

*) „Die metaphysische Grundlage in Richard Wagners „der Ring des Nibelungen", Kapitel VI." Vergl. dazu die Kapitel I—V in N. M. R. Bd. XI u. XII.

**) P. Powler's Novum Organon. Oxford 1878. S. 53 ff. 53 Anm. 30, 248, 339. — Edinburgh Review. Oct. 1903. S. 380. The revelations of Radium.

zwischen Subjekt und Objekt, zwischen dem Anschauenden und dem Angeschauten besteht, sondern die Welt bleibt so dem höchsten Geiste völlig immanent.

So müssen wir überhaupt im letzten Sinne als die Eigenart Gottes seine Immanenz nennen, insofern Ihm alles innewohnt, so dass sich nichts der unbedingten Herrscherkraft seines Willens entziehen möge. Die Idee dieser Eigenart kann solange festgehalten werden; kann nur solange die höchsten Anforderungen menschlicher Vernunft und damit der göttlichen Idee selbst befriedigen, als sie sich nur aus Vorstellungs-Elementen „rein a priori" zusammensetzt, wie dies nach den bisherigen Ausführungen noch der Fall ist. Sobald nämlich in diese Idee ein Bestandteil der Erfahrung, also eine Vorstellung nicht „rein a priori" aufgenommen wird, so muss sie getrübt erscheinen, denn die Erfahrung bleibt Stückwerk. Freilich muss der Träger unserer Erfahrung die „leidliche Materie" in unserer letzten Vorstellung vom All-Einen-Wesen mit einbegriffen sein, doch geschieht dies eben in einer Weise, die keinen Beweggrund zu einer forschenden Untersuchung jener aufkommen lässt; — das Letztere würde ja wieder das Vorliegen von Rätseln bedeuten, was vor Gott nicht sein kann. Wir müssen also schlechtweg glauben, unter obiger Idee von der Eigenart Gottes die Einheit des Seins erreicht zu haben, damit uns kein Reiz ankomme, die eigentlich doch nur mannigfaltig gegebene Materie auf vereinfachende Prinzipien hin zu untersuchen. Das Höchste bleibt also schliesslich der in uns wohnende Glaube.

Insofern wir nun in dieser Einheit eine Vereinigung sehen, die der höchste Geist oder auch der Wille nach seinem Wohlgefallen selbst gewünscht hat, glauben wir von der göttlichen Liebe sprechen zu dürfen; insofern wir aber gerade das Ausgehn dieser Liebe auf das All, also mehr das Prinzip der Tätigkeit Gottes bezeichnen wollen, sprechen wir von der Weltenseele; insofern wir aber diese unendliche Tätigkeit wieder nur auf Sein eigenes, Ihm Kraft jener Einheit bedingungslos unterworfenes Selbst beziehen können, müssen wir der Gottheit und zwar „Ihr allein zunächst" Freiheit zusprechen.

Dieser Glaube an die All-Einheit muss uns im Ansehn der ersten Szene des „Rheingold" zunächst durchaus verbleiben, indem wir nämlich den Rheintöchtern gegenüber nicht anschauend verfahren, sondern uns mit ihnen identifizieren, uns mit ihnen in die unendlichen Fluten des Rheines versenken. Wir müssen auf den Schwingen der Einbildung entfliehen und müssen völlig entrückt ein Leben zu leben vermeinen, welches in keiner Erfahrung sonst zu finden wäre; alles Gewöhnliche um uns her ist versunken und

vergessen, und in Gottes Tiefe ist uns ein höheres Dasein aufgegangen. Die Rheintöchter werden den Wechsel der Dinge und dessen zerstreute Mannigfaltigkeit nicht gewahr, denn da die Natur in ihnen noch zu keinem Stadium irdischen Bewusstseins gekommen ist, so sind sie einfach, — was sie sind — „nicht" — was sie vorgeben zu sein; was sie scheinen wollen. — Sie sind die Dinge-an-sich, so dass sich an ihrem Wesen der Urgrund alles Seins offenbaren soll, in dessen Schosse alles ruht, wo alles sich spielend leicht zu einer Einheit verknüpft. Die Bewegungen dieser Naturwesen müssen daher die Ruhe und Gelassenheit zeigen, die keinen Zweifel aufkommen lässt, dass der ganze Zweck damit stets erreicht wird. Ihre Bewegungen sind die Ruhe selbst in all ihrer Beweglichkeit, denn in einem Nu, in einem Nichts an Zeit vermögen sie alle Zeiten zu durcheilen; denn auf einen Punkt, auf ein Nichts an Raum lassen sich für sie alle Räume zusammenschieben. Sie gehen also in der Unendlichkeit des rastlos an uns vorüberrauschenden Stromes gewissermassen restlos auf, so dass keine Grenze die Freiheit ihrer Bewegung je hindern kann.

Das Wesen ihrer Unendlichkeit wird erst aufgehoben, als Alberich das Pfand dieser Freiheit, nämlich das die Unendlichkeit mit seinem Lichte durchstrahlende Gold raubt, — da unterbrechen die Rheintöchter ihr schönes Spiel und stürzen dem Räuber „jach" *) in die Tiefe nach. Mit hastig und abrupt eingeleiteter Bewegung fallen sie jetzt aus ihrem göttlichen Spiele heraus; es ist der plötzliche Anbruch von aller Finsternis, von tiefer Nacht, denn das Licht, was ihnen die Bahn der Ewigkeit erleuchtete und ihren Bewegungen die absolute Sicherheit verlieh, ist ihnen entrissen worden. Hiermit ist die Welt nun all' den dunklen Zufällen und Missverhältnissen ausgesetzt, welche in ihr das Uebel ausmachen. Wagner setzt also wie alle anderen grossen Denker den Ursprung des Uebels in der intelligiblen Welt an; wir sind damit, da letztere Welt mit ihren Dingen-an-sich jenseits aller irdischen Erfahrung liegt, transcendent ist, wie von ungefähr in dieses Meer von Finsternis eingetaucht. Da ist keine Möglichkeit, keine Lichtquelle mehr, die uns über die kurze Strecke unserer Lebenslinie hinaussehn lässt, sondern das Sein, wie es war, ist für uns in die Tiefen des göttlichen Schosses, in das bodenlose Nichts hinabgesunken und verschwunden.*) Die Klage der Rheintöchter über das entwendete Gold hallt in unserem Herzensgrunde wieder, und mit ihnen tauchen wir dem Räuber in die unbekannte, grauenvolle Tiefe nach in der Hoffnung,

*) Szenische Angabe. V; 276.

**) Vergl. hierzu die szenische Angabe V; 277.

dass Zuversicht und Glaube an uns selbst doch wieder über Raum und Zeit hinausführe; dass die so unvermutet eingeleitete neue Bewegungsart uns doch wieder zum ursprünglichen Lichte hindurchdringen lasse.

Wie lange diese völlige Finsternis währte, weiss niemand anzugeben, denn als der Schauplatz der Welt sich wieder aufhellt, scheint alles wie aus langem Schlafe zu erwachen, dem eine klare Rückerinnerung nicht mehr gegeben ist. Es sind jetzt sonderbare Wesen da, die traumhaft erfüllt sind von den höchsten Ideen über das Dasein und dennoch: „alle ihre Erwartung, alle ihre Hoffnung ist befangen in einer Burg, welche die Unendlichkeit für sie umspannen soll.“ Diese Wesen kommen also vorläufig in der Einbildung zu sich, dass ihnen jene Burg eine Zwingburg der ganzen Natur sein wird, auf dass sich nichts ihrer Nacht zu entziehen vermag. Der symbolischen Einkleidung entäussert, vermeint Wotan, der Oberste dieser Wesen, welche sich Götter nennen, dass der gewonnene Intellekt ihm vollauf genügen wird, das Dasein zu beherrschen. Er wähnt, dass da nichts um ihn sein wird, was dem Prinzipe seiner eigenen äusseren Auffassung vom Dasein sich nicht unterwerfen müsste; und schlechtweg sind er und seine Genossen daher bereit, eine bedingungslose Anerkennung seiner intellektuellen Gesamt-Fähigkeit zu fordern. Diese sogenannten Götter vermeinen, dass die Erfüllung ihrer höchsten traumhaften Ideen: „der Einheit alles Seienden in Liebe und unbegrenzter Freiheit sei nur abhängig von der Besitzergreifung der prangenden Burg; sei nur abhängig von dem richtigen Gebrauche des ihnen gewordenen Intellektes.

Diese Wesen, welche die Führung der Dinge jetzt übernommen haben, stehen aber in der Tat im Gegensatz zu den Rheintöchtern mit ihrer Intelligenz ganz ausserhalb der Welt-an-sich; sie sind befangen in einer Welt der Vorstellung, welcher ihrer Anlage nach die Möglichkeit fehlt, die Einheit des Seienden und ihren göttlichen Urgrund zu begreifen. Ihre Intelligenz ist nur ein Abstraktum des Seienden, denn die Grundelemente, auf welche dieses Abstraktum zurückgeführt werden muss, sind nicht die Dinge-an-sich, sondern nur deren Anschauung, wie sie uns der Anschein überliefert. Demnach schildert Wagner uns die Götterburg auch nicht als ein vom eigenen Lichte erleuchtetes Werk, sondern sie strahlt ein ihr zunächst fremdes Licht wider, von welchem sie selbst nur der Abglanz ist. Was für uns und unsere eingebildete Intelligenz da ist, kann nur das Spiegelbild des wirklichen Daseins sein, sodass der Dichter die Riesen in bezug auf das Götterwerk z. B. sagen lässt:

Schimmernd hell
bescheint's der Tag. V; 283.

Oder Wotan:
Abendlich strahlt — der Sonne Auge;
in prächt'ger Glut prangt glänzend die Burg
in des Morgens Scheine mutig erschimmernd u. s. w. V; 349.

Glanz und Schimmer sind durchaus Ausdrücke, die wir in bezug auf einen Gegenstand gebrauchen, der nicht selbstleuchtend ist, sondern nur im Widerscheine einer fremden Lichtquelle hier der uralten Lebensspenderin der Sonne liegt. Wagner wählt ferner, wenn er die Burg preist, Ausdrücke, welche das Missverhältnis zwischen der äusseren Erscheinung mit ihrem wahren inneren Werte zu verdeutlichen geeignet sind.

Prachtvoll prahlt
der prangende Bau! V; 278.

Der metaphysischen Weltsubstanz, der Natur-an-sich gehört das Licht an, dessen Strahl uns gleich dem der Sonne wohl noch trifft, doch gewissermassen gebrochen, so dass wir im besten Falle wohl ein nach bestimmten Gesetzen gewonnenes, doch immer verschobenes Bild vom Dasein erhalten.

Die Götter indes übersehn zunächst völlig den Grund, weshalb sie sich keine genügende Vorstellung vom Wesen der Welt machen können; sie sind daher zunächst wie die Kinder oder wie unreife Menschen, die von dem Grundproblem des Daseins auch noch keine Ahnung haben. Wie letztere müssen sie die Schranken ihrer phänomenalen Welt erst schmerzlich empfinden, um nach einer klareren und vertieften Vorstellung über ihr Verhältnis zum Sein zu trachten. Es ist für die Götter von vornherein ausgeschlossen, die Einheit dieser Welt zu verstehn, denn die Welt lässt sich für uns nicht nach rein formalen, rein a priori in uns liegenden Prinzipien erkennen, wenn unsere Vernunft doch erst durch a posteriori gewonnenes Vorstellungsmaterial irgend welchen Gehalt erhält. Wir sind also fortan auf unsere Sinne angewiesen, die völlig unzureichend sind, unser höchstes Formalprinzip von der Einheit alles Seienden zu befriedigen. Da aber gerade in dieser unbedingten Vereinigung Gottes Liebe besteht, so finden wir die Göttin der Liebe, Freia bei dem aufdämmernden Selbstbewusstsein der Götter auch schon von ihnen genommen. Denn, um überhaupt auch nur den kleinsten Begriff von der Welt zu bekommen, mussten wir unsere Sinne zu Hilfe rufen, wodurch wir der Verwirklichung der Idee der Liebe oder der Idee der Einheit des Seins, wie es im Wohlgefallen Gottes lag, verlustig gegangen sind. Dies ist demnach der erste schmerzliche Verlust, welcher sich für die Götter fühlbar macht; die Liebe wohnt nicht mehr unter ihnen, sondern ist ihnen von den Sinnen entführt und befindet sich in deren Gewalt.

Hiermit hängt nun zwar alle fernere Unzuträglichkeit für die Götter zusammen, doch sie müssen sie erst im Einzelnen erfahren, um sich ihrer verzweifelten Lage voll bewusst zu werden. Das innere Bewusstsein der Einheit alles Seienden oder im praktischen Sinne die Forderung einer alles umfassenden Liebe ist ihnen im Geheimen verblieben, sodass sie ihren ganzen Intellekt, ihr ganzes äussere Bewusstsein auf das Aeusserste anspannen, um sich die verlorene Liebe und ihre Güter wieder zurückzugewinnen, wodurch sich nun ein Konflikt zwischen ihrem Wollen und Können zuspitzt, der sie grausam belehren soll. Ihr äusseres Bewusstsein ist da zunächst von fremder Hilfe abhängig, deren Arbeit den Göttern die fundamentalen Sätze für die Systeme ihrer Intelligenz schaffte; ohne diese Hilfe hätten die Götter auch nicht den geringsten Halt im Dasein gefunden. Die Riesen nämlich, welche in symbolischer Deutung die grobe Arbeit der Sinne leisten, haben den Göttern die Grundelemente ihrer Vernunfterkenntnis, die anschauende Erkenntnis geliefert, von welcher Schopenhauer sagt: „Diese selbst aber ist für das System aller Gedanken, was in der Geognosie der Granit ist, der letzte feste Boden, der alles trägt und über den man nicht hinaus kann.*) Von den Riesen herbeigeschaffte Quader aus diesem Urgestein waren zunächst nötig, damit durch deren Schliff und Zurichtung im übertragenen Sinne des Bildes, damit durch deren Verfeinerung durch Abstraktion die Götter ein vergeistigteres Material für einen Weisheitsbau nach ihrem Willen und ihrer Weisung gewönnen. Die Burg ruht so gewissermassen auf hohem Felsensitz; sie erhebt sich auf mächtigen Grundmauern, doch wird ihre Architektur in ihrem kühnen Streben nach oben wohl schwanker, aber auch schlanker, sodass ihre höchste Spitze sich geradwegs im Aether zu verlieren und den trunkenen Göttern einen Blick aus den höchsten Himmeln zu versprechen scheint. Dennoch dieser gewaltige Burgbau ist insofern Trug uud erinnert insofern an den Turmbau zu Babel, als keine menschliche Arbeit — und sei sie noch so begeistert inspiriert — uns einen Ausblick schafft, von dem aus wir die Unendlichkeit zu messen vermöchten. Alles Menschenwerk wird schliesslich vom Abgrunde der Ewigkeit und dem ungeheuren, gähnenden Schlunde des Raumes verschlungen, sodass uns trotz der höchsten Anstrengung unserer Intelligenz die Einheit, die Vereinigung des Alls in der Liebe nicht gelingen kann; wir gewinnen keinen Augenpunkt für eine genügend tiefe Einsicht in das All. Wir haben zunächst keine Macht eine absolute Ordnung zu schaffen, sodass wir „die" Schönheit verwirklichen, welche das vollendete Ansehn

*) Sh. II; 75.

der Liebe trägt. Mit Recht verwahren daher die Riesen weiterhin das Unterpfand aller Schönheit, die Liebe, und rufen den Göttern zu:

Die ihr durch Schönheit herrscht, schimmernd hehres Geschlecht,
wie törig strebt ihr nach Türmen von Stein,
setzt um Burg und Saal Weibes Wonne zum Pfand! V; 285.

— Wie von einem ehernen Ringe — scheint der geistige Horizont der Götter eingeengt, aus dessen Bannkreise es kein Entrinnen gibt, so unbändig die Götter sich auch gebährden, um sich dieses Zwanges wieder zu entledigen und wieder hinauszutreten in die Freiheit der Unendlichkeit, wo allein die Liebe und Freia, die Göttin der Liebe wieder ganz die ihre wird. Da erscheint Loge und gibt ihnen Kunde von Einem, namens Alberich, dem es wirklich (?) gelang, die Welt um ihn her Kraft eines goldenen Ringes zu einer Einheit zusammenzuraffen, sodass alles sich ihm unterwerfen musste. Götter und Riesen werden von dieser Nachricht zugleich betört; die Götter, weil ihnen dort ein Prinzip gegeben erscheint, welches ihnen geeignet sei, die zersplitterte Welt wieder zu einem Ganzen zusammenzufügen; die Riesen, weil sie in jenem Ringe den Talisman zu erkennen glauben, welcher sie so oft zur Arbeit zwang, ohne dass ihnen doch je ein Lohn zuteil wurde.*)

Die Götter setzen jetzt ihre letzte Hoffnung auf die Aneignung dieses Ringes, denn schon bricht ein neues Unheil über sie herein, was ihnen ihre verzweifelte Lage noch deutlicher zum Bewusstsein bringt: Die Riesen, welche sich von den Göttern betrogen fühlen, ergreifen jetzt Freia, die Göttin der Liebe und Eintracht, um sich entgültig mit ihr dem Gesichtskreis der Götter zu entziehen. Wenn wir nämlich in der Tat nur vermöge unsrer Sinne für das Formalprinzip unsrer Vernunft diejenigen Elemente gewinnen können, welche unserm Streben nach Einheit und Übersicht eine einteilende Messung gestatten; — so muss beim Abbruch unserer Beziehungen zu den Sinnen schliesslich nur noch ein hohle Leere zurückbleiben: unser Intellekt schrumpft, da es ihm an Jedem fehlt, ihn zu erfüllen, zu einem Nichts zusammen. Je weiter sich die beleidigten Riesen aus der Sicht der Götter entfernen, um so trüber und dunkler muss es in ihrem Intellekte werden; ihr geistiges Auge verliert immer mehr und mehr an Scharfsichtigkeit und Klarheit, sodass sie alles um sich her allmählich nur noch schatten- und nebelhaft sehen. Wie kann es anders sein, wenn sie sich gerade mit denjenigen Organen überwerfen und von ihnen daraufhin verlassen werden, welche ihrer Vernunft alles nährende Blut zuführten? Ein

*) Eine eingehendere Besprechung des Verhältnisses der Riesen zu Alberich wäre in einem besonderen Kapitel: „über die Riesen“ zu liefern.

von seinen Sinnen ganz verlassener Intellekt wäre eine tote Hoffnung, sodass den Göttern aus der gänzlichen Abkehr der Riesen völlige Vernichtung, und das Herz ihnen zu stocken droht. Ein Intellekt ohne Sinne wäre allerdings ein Spott, denn die höchsten Aussichten schienen dann verliehen zu sein, um uns doch nur blind und blöde bleiben zu lassen.

Loge (zu den Göttern):
Trügt mich ein Nebel? Neckt mich ein Traum
Wie bang und bleich verblüht ihr so bald u. s. w. V; 300.
— — — — — — — — — — — — — — —
welkend zum Spott aller Welt
erstirbt der Götter Stamm. V; 302.

Unter Loges Rat gelingt es Wotan nun, sich jenen schier wunderbaren Ring in die Hände zu spielen, und der betörte Gott wähnt nunmehr das Prinzip der Einheit alles Seienden wieder sein Eigen nennen zu dürfen, womit ihm die Göttin der Liebe und Eintracht Freia von selbst wieder zufallen müsse. Er verweigert also trotzig die Herausgabe des Ringes an die Riesen, der ihm magische Kraft zu besitzen scheint, die Spannung zu lösen und Frieden wieder herzustellen. Da steigt eine — „mahnende“ — Gestalt aus der Tiefe vor ihm auf, um ihn zu derjenigen Pflicht zurückzurufen, die seinem Willen und Streben wirklich gemäss ist.

Erda: Weiche, Wotan, weiche, flieh des Ringes Fluch! V; 342.

Es ist in der Tat ein Moment höchster Gefahr, denn Wotan ist im Begriff, das Heil der Welt von aussen zu erwarten; die Erlösung von der Qual seiner Verwirrung nicht mehr in sich selbst zu suchen, sondern er glaubt: in den Dingen dieser Welt, wie sie zufällig nach vorübergehenden, äusseren, mechanischen Gesetzen zu einer Einheit zusammengefasst sind, wieder einen Rückhalt und eine Hilfe zu finden. Woran er jetzt seine Hoffnung zu hängen bereit ist, ist indes eine gewaltsame und trügerisch erzwungene Einheit, deren Symbol eben jener glänzende, gleissende Reif ist. Das grausame Rätsel alles zeitlichen Widerspruches ist für uns nur ertragbar und nach langer Zeiten Lauf vielleicht lösbar, wenn wir uns mit starkem, nicht entwendbarem Glauben der Göttlichkeit und ihrer Unendlichkeit überlassen, wie sie uns allein in uns selbst unmittelbar gegeben ist, insofern nämlich: als der Mensch selbst ebenfalls Ding-an-sich ist, worin der Urgrund alles Seins stets verborgen ist. Erda weist Wotan also vor allem wieder auf sich selbst zurück, denn „alles Objektive (ohne die verheissungsvolle Verbindung mit dem Subjekt nämlich)“ ist und bleibt „Vorstellung, mithin Erscheinung, ja blosses Gehirnphänomen.*)

*) Vergl. Sch. II; 227.

Tafel : Das Geheimnis der Runen : Von Guido von List :

ᚠ ᚢ ᚦ ᚬ ᚱ ᚴ ᚼ ᚾ ᛁ ᛅ ᛋ ᛏ ᛒ ᛚ ᛘ ᛦ ᛂ [ᛚ+ᛁ=ᛗ] ᚷ

fa : ur : thurs : os : rit : ka : hag : noth : is : ar : sol : tyr : bar : laf : man : yr : eh : zwei durchkreuzte verbundene : gibor

F · U · Th · A(O) · R · K · H · N · I · A · S · T · B · L · M · Y · E · G ·





Trifos, Wilfos, Fylfos, Drehfuß, Dreifuß : Fyrfos, Hakenkreuz, Vierfuß : Sonnenkreuz, Quirl : Drudenhaupt (Triniat).


geschrägt links ein linker Schrägbalken :


oberer Schrägkantenpfahl :


unterer Schrägkantenpfahl :


rechter Schrägkantenbalken :


linker Kantenbalken :


abwärts verschobener Kantenschrägbalken :


rechts verschobener Kantenschrägbalken :


mit Gegenspickel geschrägt :


mit Gegenspitze geschrägt :


mit Gegenkeil geschrägt :


geviert durch Winkelmaßschnitt :


geviert durch Schlangenschnitt :


Fyrfos oder Hakenkreuz :


Schlangenkopfkreuz :


Winkelmaßkreuz :


Halbkrückenkreuz :


Jerusalemkreuz : Krückenkreuz :


Pfeilspitzenkreuz : Nagelkopfkreuz :


Kleeblattkreuz


Lilienendenkr.


Ankerkreuz :


verschränkter Fyrfos :

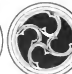

Maltheserkreuz :


Kreuz von Pyrmonte

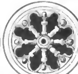

Dreipaß :


Dreischneuß :


Vierpaß :


Vierschneuß :




Fenstersternrose (Drudenfuß) Katharinenrad (Radkreuz) :



Femkreuz

Gyroge, Lapis, Tabula quadrata mit den 3 gr. Lichtern :
Guido von List

Erda:
Wie alles war, weiss ich;
wie alles wird, wie alles sein wird, sah ich auch:
der ew'gen Welt Ur-Wala,
Erda mahnt deinen Mut. V; 342.

Wir haben hier eine Art der Erkenntnis vor uns, welche alles irdische Erkenntnis-Vermögen, sowohl der Form als dem Inhalte nach, übersteigt; aber Erda wendet sich auch gar nicht an Wotans Intellekt und dessen Urteilskraft, sondern an seinen Mut. Hiermit appeliert sie nicht an seine Beziehungen zur Aussenwelt, sondern auf das Deutlichste an sein Inneres, an seine göttliche Seele, wo allein der Wille zum göttlichen Leben und die Kraft verborgen liegt, die uns berechtigte Hoffnungen giebt; die uns vom Unheil dieser Welt erlösen kann. Nur sind wir abgetrennt von unserer eigenen Seele, die unter der Empfindungsschwelle gleich dem Meere der Unendlichkeit wogt, — uns mit seinen Wassern zwar tränkt, ohne dass wir doch in die wohlige, verjüngende Flut des Urwassers hinabsteigen könnten, um zum Leben, wie es unabhängig von der Vorstellung unseres Intellektes in uns selbst begründet liegt, einzugehen. Wir kennen den eigenen Willen, wie er unser ganzes irdisches Bewusstsein, ja unsere ganze irdische Existenz aus transzendenten Gründen erst schuf, nur sehr bedingt, und gerade dieser ist der geheimnisvolle Hüter und Wahrer unseres — „anderen" — gottinnigen Lebens.

Jetzt fängt es in Wotan zum ersten Male zu dämmern an, dass, um Frieden zu stiften, um den Widerspruch im Dasein zu entwirren, der ihm gewordene Intellekt nicht ausreicht, sondern dass es gilt, diesen erst auszubauen. Es gilt seine Erkenntnis zu läutern, zu klären, zu erweitern und zu vertiefen, damit er seinen eigenen Willen erst recht ergründe und danach die rechten Mittel finde und wähle, um Liebe und Eintracht dem Leben wieder zurückzugewinnen. Der Dichter lässt Wotan dazu in einen somnambulen, extatischen Zustand verfallen, in welchem jene bekannte dramatische Spaltung unserer unser ganzes Wesen umfassenden dualistischen Persönlichkeit*) eintritt, so dass Erda, die mahnende Gestalt das „transzendentale Ich" zu bedeuten hätte, dem in Wotan das „Empirische Ich" zur Kritik gegenüber steht.**) Als transzendentales Ich Wotans, „des Ew'gen, des Gottes" aber wäre Erda nicht nur als der ergänzende metaphysische Teil eines Einzelwesens, sondern der in der Figur Wotans sich typisch gebenden ganzen

**) Natürlich nur in gewissem Sinne dualistisch, denn der Grundzug unseres Wesens muss monistisch sein.

***) Vergl. Sch. II; 285 — R; 64 — IX; 131 ff.

Lebensreihe — also auch aller kommenden Geschlechter mit ihrer biologischen Entwicklung zu nehmen. Mit Letzterer muss Erda im Fortschritte der dichterischen Wiedergabe eines ganzen Weltverhältnisses daher auch mehr und mehr sich dem Wesen der Natur selbst annähren.*)

Bei dieser Gegenüberstellung von Wotan und Erda wäre ferner höchst beachtenswert, dass des Gottes transzendentales Ich sich geradezu mit dessem ursprünglichen weiblichen Gegenpart deckt, so dass wir hieraus eine Andeutung entnehmen müssen, dass uns vielleicht in einer höheren Daseinssphäre mit dem weiblichen anderen Teile unseres Wesens diejenige intimere, wahrhaft beseligende Vereinigung zu teil werden wird, die allein erst das Geheimnis des ganzen Menschen zum Austrag bringen kann.

Die Zerstückung des Lebensschosses in die Geschlechter, was hier soviel Verwirrung und Elend heraufbeschwört, hat dann entweder ganz aufgehört oder: es ist doch wenigstens in einem viel höheren Sinne eine gewisse Einheit wieder erzielt worden. Es wäre die Bewahrheitung jener Worte, welche nach Christo geschrieben stehen: „Von Urbeginn an ist der Mensch geschaffen nach Mann und Weib,“ so dass, wenn aller zeitlicher Trug aufhört, es nicht anders sein kann, als wie jene Worte weiterlauten: „Und Mann und Frau gehen ineinander in einen Leib. So dass die Frau für den Mann ist wie sein Fleisch**).“ Wagner befindet sich also durchaus in Uebereinstimmung mit obigem Texte, wenn er in den Briefen an Roeckel schreibt: „allein der wirkliche Mensch ist Mann und Weib, und nur in der Vereinigung von Mann und Weib existiert erst der wirkliche Mensch.***).

Nachdem Erda sich Wotan durch ein Bewusstsein, welchem das ganze Dasein nach Zeit und Raum immanent ist, als sein transzendentales Ich offenbart hat, weist sie ihn den Weg, den er als der weise Lenker der Welt diese fortan zu führen hat. Es ist der Weg der Selbstzucht Froh und Donner, welche uns für die Versinnbildlichung der Willens-Affekte Wotans zu gelten haben, und uns demgemäss einen Einblick in dessen Gemüt geben sollen, müssen erst lernen, die Selbstbeherrschung zu gewinnen, welche der inneren Würde Wotans, des Obersten der Götter entspricht. Der mutwillige Froh hat wohl ein überhebendes Gefühl seines inneren Wertes, doch fehlt es ihm noch an genügender Uebersicht und an dem sich daraus ergebenden rechten Zweckbewusstsein, welches allein seinen überschäumenden Willen sichere Bahnen leiten

*) Natur- und Erda-Motiv gehen auch schliesslich völlig ineinander über.
**) Tolstoi: Kurze Darlegung des Evangeliums. (Reclam); 148. V. 4, 5.
***) K; 28.

kann. Froh liebt und betreibt das Leben noch nach Kinderart, ohne sich über die Schwierigkeit seiner Lage klar geworden zu sein, so dass ihm alles leicht dünkt, weil er das zwiefache Problem an den Dingen noch nicht sieht. Er ist aber auch derjenige, der nicht leicht verzagt, dem gerade die Harmlosigkeit seines Sinnes zeigt, dass er die innere Freiheit seines Wesens um so sicherer fühlend empfindet; und dass er, sie für äussere Verbindlichkeiten aufzugeben, keineswegs geneigt sein wird.

Bei Donner herrscht die Intensität und der Ernst der Willens vor, doch fehlt es ihm an Kaltblütigkeit und Mass, welches allein unserem Tun Besonnenheit verleihen kann. Sein Eifer löst sich mit einer leidenschaftlichen Heftigkeit aus, die ihn völlig entrüstet, seinem Wunsche wirklich gemäss, d. h. mit entsprechender Einsicht zu handeln. Es ist zwar innerer Unwille, welcher seinen Zorn ausbrechen lässt, doch da dieser alle Schranken überschreitet, verliert Donner jede Position dabei, so dass er hilflos wird und wenig oder gar nichts erreicht. Dennoch wohnt in ihm aller Edelmut und wahrhafter Grossmut, denn gerade das Ausser-sich-sein ist auch ein Beweis, dass er nicht seinen eigenen Vorteil sucht, sondern dass er ein rückhaltloses und ehrliches Verlangen nach derjenigen Gerechtigkeit hegt, welche von dem selbstlosen Wohlwollen gegen die Gesamtheit alles Anderen beseelt ist.

Damit Wotan seinen weltlichen Willen erst bilde, damit er lerne: wie die Führung des Lebens im Sinne der göttlichen Liebe, in Einheit, Friede und Seligkeit zu erreichen sei; damit er lerne, wie er sich Urweisheit zurückgewinne, hat Erda dem Gotte drei Töchter, die Nornen geboren. Die Nornen sind Walterinnen desjenigen höchsten Formalprinzipes der Vernunft, welches im Laufe der Zeit über Zusammenhang und Sinn des Daseins wieder Aufschluss geben soll. Die Nornen sind unablässig bemüht, den Lebensfaden in seiner ununterbrochenen Reihe weiterzuspinnen; es ist von jeher und immer das Werk der Nornen, alles, was war, ist und sein wird für die menschliche Intelligenz in das Gewand von Zeit und Raum zu kleiden, damit wir die Möglichkeit gewinnen, das unserer Vernunft innewohnende Kausalitätsgesetz zu betätigen. Mehr vermochte Erda einstweilen nicht zu tun, denn alles ausserhalb jener Erscheinungsformen würde dem Begriffsvermögen von Wotans Intellekt vorläufig nicht angemessen sein; es würde seine Erkenntnisfähigkeit einfach übersteigen, die nichts, es sei denn in Raum und Zeit, zu denken vermag.

> Erda: Drei der Töchter ur-erschaff'ne
> gebar mein Schoss: was ich sehe,
> sagen Dir nächtlich die Nornen. V; 342,

Das Gewand, welches die Nornen für unser weltliches Sein weben, liegt über dem Grunde des Seins wie ein Schleier ausgebreitet, das sich leise hebt und senkt, so dass wir das unterliegende Geheimnis recht wohl ahnen, doch vorläufig nur nicht lüften können. Denn wenn wir die Anschauungsformen von Zeit und Raum auch als die Grenzen unserer Einsicht anerkennen müssen, so ist damit rein a priori das Bewusstsein verbunden, dass jenseits unserer Vorstellung der phänomenalen Welt eine andere Welt liegen muss, die sich eben ausserhalb jener Grenzen im Jenseits befindet; von jener anderen Welt sind wir durch die psychophysische Bewusstseinsschwelle nur abgetrennt. Wir sind eben wie aus einem Traume zu diesem Leben erwacht; und das Werk unseres Willens, welches jene uns für göttliche Zwecke und Beziehungen gewordene Intelligenz ist, muss in dem Masse trugvoll und unvollkommen sein, als uns die Rückschau in die nächtlichen Gründe des Daseins verwahrt ist, wo die Wiege unseres wahren Wesens steht. Als Wotan daher das erste Mal seine Augen zu dem Symbole seiner Intelligenz, zu jener Burg erhebt, sieht er sie noch wie von tiefem Traume verklärt; er sieht sie noch umleuchtet von dem Glanze einer inneren Welt, der indes mit anbrechendem Tage mehr und mehr gar zu bald verbleichen muss.

Wotan: Vollendet das ewige Werk:
auf Berges Gipfel die Götterburg, u. s. w.
Wie im Traume ich ihn trug,
wie mein Wille ihn wies,
stark und schön steht er zur Schau;
hehrer, herrlicher Bau. V; 278.

Es ist indes Hoffnung vorhanden, dass wir — dereinst wenigstens — eindringen werden in die Nachthälfte des Seins, so dass Wotans Worte an Erda:

weile, dass mehr ich wisse! V; 343.

nicht ganz ungehört verhallen. Denn wenn die Schwelle, die uns von unserem transzendentalen Ich, der Nachthälfte unseres Seins scheidet, sich auch nicht wie Wotan es vermessen will, einfach überspringen lässt, so ist sie doch zu unseren Gunsten allmählich und gelegentlich verschiebbar. Wir sind von jener anderen, der metaphysischen Welt nicht in dem Sinne abgetrennt, dass überhaupt keine Verbindung mehr möglich sei, sondern es ist als ein Zeichen des Bundes zwischen dem Diesseits und dem Jenseits eine Brücke von feinster Struktur gleich einem lichten Regenbogen geschlagen, dessen Beschreitung hinüber und herüber nicht der Willkür, wohl aber unter bestimmten Bedingungen dem ernstlich Wollenden gestattet ist. Das Wissen der Nornen, als der Töchter einer höheren

Einsicht, ist transzendental, d. h. führt über sich selbst hinaus zur Urquelle alles Lebens.

Dies soll uns ein Trost sein und an diesem Bewusstsein sollen wir es uns vorläufig genug sein lassen.

Erda: Du weisst genug. V; 343.

Es ist der Glaube, welcher uns erhebt, denn wenn wir in die höchsten Anschauungsformen unseres Intellektes die materielle Welt unweigerlich mit hineinverflochten finden, so erinnern wir uns: dass jene Formen rein a priori durchaus leer bleiben würden, wollten wir nicht die Welt a posteriori, die empirische Welt, wie sie uns von unseren Sinnen überliefert wird, zu ihrer Ausfüllung und zu ihrer plastischen Bildung zu Hilfe nehmen. Um die äussere Wirksamkeit unserer Intelligenz nicht latent bleiben zu lassen, müssen wir uns eben an die Erfahrung und ihre sinnliche Anschauung wenden, wenn damit auch das unbefriedigte Bewusstsein verknüpft bleibt, dass alle Erkenntnis a posteriori hinter derjenigen rein a priori, hinter der ursprünglichen Unendlichkeit des Seins nach Raum und Zeit zurückbleibt. In dieser Verknüpfung höchster Einsicht mit der Unzulänglichkeit der Sinnenwelt liegt eben der Fluch, den die Nornen ihrem Werke einweben müssen, denn „innerlich frei" sehen wir uns dennoch unauflöslich verstrickt in diese Welt phänomenaler Beschränktheit. Das ist eben die Schule des Lebens, diesen Fluch geduldig tragen zu lernen! Wotan ist daher den Riesen, welche mit ihren groben Sinnen den Unterbau*) seiner intellektuellen Welt lieferten, für alle Zeiten verbunden; — er darf den Vertrag mit den Riesen nicht brechen, wenn er ihm auch die gewollte und innerlich gefühlte Einheit des Daseins nicht gewährleisten kann. Wotan täuscht sich, wenn er in kühnem Gedankenfluge meint, die den Riesen übertragene empirische Arbeitslast verleugnen und beiseite setzen zu dürfen; wenn er sich nicht stets bewusst bleibt, dass sie gerade den festen Boden abgibt, von dem allein er sich in das Reich höherer Zusammenhänge zu erheben vermag.**)

Das Dasein kann uns ferner unter diesen Umständen nicht anders als im Wechsel, im Entstehn und Vergehn mit allen seinen Gegensätzen und mannigfachen Formen erscheinen, denn wenn selbst die höchste Summe der durch Anschauung gewonnenen Zeit- oder Raum-Einteilungen vom Abgrunde der Ewigkeit und dem ungeheuren Schlunde des Raumes verschlungen wird, so ist eben für Nichts des Bleibens eine Stätte. Es ist also jetzt nicht mehr der

*) Sch. II; 75, 445.

**) Vergl. J. Froehlich. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft und der Geist des Christentums. Lpz. 1903. S. 4.

Wechsel in jenem ursprünglich gewollten Sinne: „wie er in jedem Augenblick den ganzen Daseinsprozess aufrollt und dadurch jedesmal alles auf seinen Urgrund zurückführt, wo alle Kraft der Bewegung auch gleichzeitig völlig zur Ruhe kommt," sondern: „ein Wechsel, der willkürlich je nach dem Sinnenschein abbricht, um dann um so gewisser und unvorhergesehener den zeitlich gewonnenen Bruchteil der Daseinskette der Zerstörung wieder preis zu geben." Es wird Wotan jetzt erst klar, was der Ring eigentlich bedeutet: „dass er das Symbol ist für die festgefügte zeitliche Intelligenz, die nur soweit reicht, wie ihr sinnliches Vermögen gerade reicht oder vielmehr: zu reichen es für praktisch oder nützlich erachtet." Jetzt erinnert sich Wotan auch der Worte Loges, die er zuvor ganz überhört hatte, — dass der Ring die Liebe ausschliesse" — ihm, dem Gotte also niemals tauglich dienen kann, eine Einheit im ewigen Sinne des Wortes nicht durch Ausschluss auch nur des kleinsten Teiles, sondern durch Einschluss alles Seienden herbeizuführen. Diese Erkenntnis überkommt Wotan wie eine Ahnuug, so dass er wie aus tiefem Sinnen erwachend, den unglückseligen Ring wieder aufgibt.

Wir erhalten Kraft unserer Erkenntnisfähigkeit jedesmal nur einen Kreis- oder Ringausschnitt vom Dasein, wie er in seinem Mittelpunkte durch das unserer Vernunft innewohnende Gesetz der empirischen Kausalität nur in relativer Hinsicht zu einer geordneten Einheit zusammengefasst ist. Der Radius dieses Kreises wird im Laufe den Zeiten zwar an Ausdehnung gewinnen, ohne dass doch die Peripherie je gesprengt würde, ohne dass doch je der Horizont selbst sich aufhöbe, und unsern Blick frei liesse. Erst wenn wir wirklich die unendlichen Lebensreihen an Zeit und Raum verfolgen und auszuhalten vermöchten, müsste die materielle Welt im absoluten Geiste wieder restlos aufgehn, vor welchem das All dann wäre wie das Nichts und das Nichts wie das All. Die Erkenntnis hätte dann ihren Endzweck erreicht und würde als überflüssig aufhören. Inzwischen aber steht die Sache der Götter so: Gerade weil sie ihre Hände nach diesem Ringe ausstreckten und ihn berührten, so müssen sie ihn immer wieder berühren, denn nur so gewinnen sie — „wenigstens relativ" — festen Boden, von welchem sich ein neuer Fortschritt, ein tieferes Eindringen in die Gründe des Seins ermöglichen lässt. Von irgend einer Position, von irgend einer Feste, von irgend einer Voraussetzung müssen wir ausgehen, denn der Lebensabend des Einzelwesens und ganzer Völker bricht heran und über den guten Willen hätte man der einzig gegebenen Bedingungen missachtet, die uns zur Erfüllung dieses Lebens überkommen sind. **Es bleibt uns in dem Sinne nichts anders übrig, als vom Morgen**

auf den Abend in Furcht und Angst zu sorgen, auf dass uns die Nacht nicht überrasche und uns ganz ohne Obdach finde. Wir sind im Fleische und müssen daher nach höherem Willen, wie unfasslich dieser uns auch sei, dem Fleische seinen Tribut abrichten, wie denn auch im neuen Testamente sich verzeichnet findet: „ich kann das Fleisch verachten, aber kann mich nicht von ihm scheiden, weil ich durch den Geist ins Fleisch geboren bin.“ *) Es bleibt den Göttern demgemäss nichts übrig als für ihre stolze Feste den bösen Zoll des Ringes zu zahlen, und tun nur gut daran, denn viel schlimmer wäre es für sie ihn für sich zurückzubehalten und damit die Burg oder Freia ewig den Riesen zu überlassen. Es ist jener Zoll, der dem weltlichen Gesetze zu entrichten ist, denn auch dieses wurde schliesslich von Gott eingesetzt. So spricht Wotan am Ende des Rheingold mit angemessener Wertschätzung von dieser Burg, indem er weder ihren Schutz zu überschätzen noch zu verkennen scheint.

Von Morgen bis Abend in Müh und Angst
Nicht wonnig ward sie gewonnen!
Es naht die Nacht: vor ihrem Neid
biete sie Bergung nun. V; 349.

Aber auch die anderen Götter neben Wotan müssen lernen, dass der Gewinn dieser Burg ein schlimmes Ding war, dass es ein Akt äusserer Not war, der unser Inneres nicht befriedigen kann. Ungeachtet dieser grausamen Notwendigkeit eines zeitlichen Haltes und Schutzes besteht unser letztes Heil in der innerlich gefühlten Einheit des Seins, die uns keine momentan gewonnene intellektuelle Einheit ersetzen kann. Die besterdachten Systeme sind keine Bauten für alle Zeit; ihre Mauern, noch so gut gegründet, halten dem Zeitenwandel so wenig stand wie sonst nur Burgen und Tempel von Menschenhand. Ein jedes System ist zwar ein Teil des Ganzen und hat seine Wahrheit, ist aber nicht die Wahrheit, denn wer dies glaubte: würde den Teil über das Ganze setzen und seine intellektuelle Habe würde alsbald früher oder später verschlungen werden. Unser inneres Ahnen ist dem Wissen weit voraus; die Religion kann noch durch keine Philosophie ersetzt werden, wenigstens soweit wir hierunter die exakte Zusammenfassung der letzten Ergebnisse der Erfahrungswissenschaften verstehen. Der inneren Not kann der äussere Stand der Dinge niemals gerecht werden, sodass Niemand sich verschwöre zu sagen: „was da ist“, sondern abwarte: „was da sein soll!“ Es ist der Wille zur höheren Einheit, vor welchem sich die Welt in den Staub zu neigen hat, falls sie zu dem Leben eingehen will, welches ewig ist. Wer einmal nach äusseren Prinzipien

*) Tolstoij. Kurze Darlegung des Evangeliums. (Reclam) 36; V. 11.

ein Halt zuruft, versündigt sich tötlich an dem heiligen Geiste in uns, der allein unsere Erhöhung und Vergöttlichung herbeiführen kann. Alles, was uns äusserlich gegeben ist, bleibt problematisch und nur dadurch können wir unserer Lage gewachsen werden, und uns über Zweifel und Elend allmählich hinausheben, dass wir glauben und in den Geist in uns unbeschränktes Vertrauen setzen.

Zuvörderst also bleibt der Gegensatz bestehen zwischen: einerseits dem innerlich gefühlten Willen zur höheren Einheit und andererseits der äusserlich sich uns darbietenden anscheinend unüberwindlichen Mannigfaltigkeit, deren Gesetz heutzutage in dem Gesetze von der Erhaltung der Kraft behauptet wird. Es scheint also eine ungeheure Kraft zu bestehen zwischen dem, was wir wollen und innerlich fühlen und erstreben und dem, was wir können und und weltlich wirken. Unser Wille ist frei und hat sein eigenes ewiges Gesetz, während unsere Wirksamkeit beschränkt bleibt und sich den zeitlichen Bedingungen fügen muss. Den Austrag des Konfliktes zwischen unserem Gemüt und unserer nach auswärts gewandten Erkenntnis durch unermüdlich erneute Kämpfe für den Glauben schliesslich herbeizuführen, ist jetzt die Aufgabe Wotans. Wotan ist in dieser Beziehung der Figur des Prometheus vergleichbar, der das verzehrende Feuer göttlicher Begeisterung in sich trägt; er fühlt sich innerlich frei und ist dennoch mit seinem Körper an die irdischen Daseinsbedingungen gekettet, von welchen er sich nur lösen kann, indem er seine Körperlichkeit dem Adler zum Frasse überlässt. Wotan's Schicksal ist also gewiss ein tief tragisches, und der einzige erleichterndo Trost für ihn ist eben der innere Glaube, dass dereinst der Austrag des Konfliktes doch gelingen wird. Wotan erkennt jetzt klar, dass die Burg ihm nicht Zweck sein darf, sondern Mittel zum Zweck: — ein Sammelort für die Schaar der Helden, welche die Erlösung der Welt von den zeitlichen Bedingungen unternehmen wollen. Es wird ein herrliches Werk sein, aber auch ein schwieriges und mühevolles; des blutigen Schweisses der Edlen wert!

Erda: Sinne in Sorg und Furcht. V; 343.

Nur diejenigen also dienen dem Geiste, dem Urwillen, welche ihren irdischen, abgefallenen Teil nicht über das Ganze setzen; welche den Körper als das weltliche Instrument des Geistes ansehn. Es sind diejenigen, welche die weltliche Verbindung ihres Seins kühn lösen, um immer höhere Verbindungen einzugehen, die ihrem ungestümen Freiheitsdrange gemässer sind. Der Geist der innerlich gefühlten, höheren Einheit lässt sich nun aber gerade, weil sie ein Gnadengeschenk überirdischer Sphären ist, nicht in vollwertige,

äussere Formen kleiden, was auch gar nicht anders sein kann, denn die feinere höhere Art kann sich höchstens gleichnisweise aussprechen, weil sie noch an die gröbere Weise und die Verkehrsformen dieser Welt gebunden ist. Es gibt für die echten Helden daher auch keine äussere Rechtfertigung; da diese nun aber den Kindern dieser Welt alles gilt, so ist das irdische Teil der Helden dem grausamen Gerichte der Welt verfallen. Diese Welt urteilt nur nach äusseren Beziehungen und Rechtsverhältnissen und nimmt die Sinnenwelt nicht als ein Gleichnis höherer Art, sondern als das Faktum, das eine höhere Auslegung nicht zulässt. Die Kinder dieser Welt sind darin ewig den Pharisäern vergleichbar, die den Buchstaben über den Geist setzen; sie sehen nur die „Werke" der Helden an und missachten des Glaubens, der ihnen zu Grunde lag. So müssen die Helden schliesslich Märtyrer ihres Glaubens, Opfer ihrer Kühnheit werden, denn die Welt, die umgekehrt wie jene Helden nicht lange fragt, was sie im Grunde eigentlich will oder soll, aber tut, was sie kann, heftet um dieser ihrer selbst genugsamen Erbärmlichkeit willen gerade die Edelsten ihrer Art ans Kreuz oder überliefert sie dem Schwert. Auf diese Weise trägt der echte Held, wie Wagner sich ausdrückt, die Sünde des Lebens und büsst sie eben an sich selbst durch Selbstvernichtung*) und entschuldigt und vergibt seinen Richtern sogar mit den Worten: „Sie wissen nicht, was sie tun!" Freilich die wahren Helden kann dies nicht schrecken, denn sie wissen in ihrem eigenen Herzen am besten, dass erst der Abbruch, die Zerstörung des Tempels, die Hingabe des Körpers das völlige Freiwerden des Geistes bedeutet; sie scheuen daher auch vor dem letzten Kampfe nicht zurück, der sie ihren Peinigern überantworten muss.

Gerade ihr Tod bedeutet den Sieg des Geistes über den Körper und wird sie am allerwenigsten verzagt machen, denn nicht im Vergänglichen suchten die Helden ihren Vorteil sondern im Ewigen ihr Heil, welches um der alleinenden Liebe willen unser aller Teil werden soll. Es ist ihr hehres Beispiel der Selbstüberwindung also, welches uns erlöst; ihr Beispiel, zeitlich verkannt, ist doch der Weg, die Wahrheit und das Leben und alle diejenigen werden mit ihnen in einen neuen Leib von höherer Art eingehen, welche bereit sind, diesen Propheten und Streitern im Geiste zu folgen. Ist der Tempel, ist die Burg dieses irdischen Wirkens also gefallen, sind seine Säulen gestürzt, ist dieser Leib vergangen, so ersteht im Geiste eine neue Feste von viel erhabenerer Ansicht und Brauchbarkeit. Es ist ein verklärtes Walhall, zu dem die Helden eingehen, um dort eine viel beseligendere mächtigere Wirkungsweise zu erwerben. Eine Schaar

---

*) III; 60; 96.

solcher rechten Streiter sich zu gewinnen, ist daher Wotan's letzte Hoffnung noch. Wotan ist Vater des Geistes fortan, der seine eigenen Kinder zum Kampfe reizt, wobei es aber sein unabweisliches Verhängnis*) sein wird, sie im Höhepunkte ihrer Erdenlaufbahn zu opfern, denn Wotan ist nicht nur Vater des Geistes sondern auch Hüter und Walter des Gesetzes dieser Welt, welche in Barbarei zurücksinken würde, falls sie nicht Gesetze hätte, die ihr unverletzlich scheinen. Was der Held über alle Beweisbarkeit erhaben fühlt, ist der Menge eine Torheit, denn die Menge fühlt sich allein sicher unter der Kette der empirischen Kausalverknüpfung, Ring an Ring, oder die Welt schiene ihr haltlos ins Bodenlose zu versinken. So opfert der Held seinen weltlichen Teil, verschmäht die äussere Rechtfertigung, zerbricht die Kette, bis der Helden endlose Reihe ein freies Reich des Geistes begründet haben wird. Das Reich der Energie ist dann zu Ende! und Wotans verhängnisvolles Schicksal hat sich erfüllt!

Erda: Alles, was ist, endet.
Ein düst'rer Tag dämmert den Göttern:
Dir rat' ich, meide den Ring! V; 343.

Es gilt also darum, den Ring intellektueller Beschränktheit zu sprengen, um der Menschheit nach immer wieder höheren Gesichtspunkten einen tieferen Einblick in alle Geheimnisse und weiteren Umblick über des Lebens unendlichen Plan zu schaffen. Es gilt darum, die sinnlich begrenzte, phänomenale Welt immer wieder und wieder aus sich selbst zu setzen, über die jeweiligen Grenzen der Erscheinung hinauszudringen, um sich draussen ein neues Stück Freiheit zu erobern. Es besteht alles im Wechsel wie es war, ist und sein wird; alles fliesst dahin, denn das Leben ist Wechsel, ist Austausch der Formen und dieser ist „recht betrachtet“ Wille zur höheren Einheit also: Liebe. Leben gleich Wechsel und Wechsel gleich Liebe, also Leben ist die Liebe oder durch den Tod durch Transformation allein zum Sieg. Es gibt nur einen Weg der Wahrheit, nämlich dieses irdische Leben um der Liebe willen aufzuzehren, um jenes „andere“ Leben zu gewinnen und das einzig gute Erbe, das Erbe im Geiste Gottes antreten. Nur durch die Kraft der Liebe gelangen wir auch schliesslich zur Freiheit, denn es gibt keine wahre Freiheit, als die allen Menschen gemeinschaftliche, wie sie die Einheit alles Seienden begründet, indem sie allen Widerstreit menschlichen Wollens vernichtet.**)

*) Vergl. im Wagner-Lexikon den Artikel „Fatum“ S. 161 ff.
*) III; 265 — III; 83, 84, 85.

Dr. Heinrich von Lessel.



Das Geheimnis der Runen.

(Fortsetzung.) Nachdruck verboten.

ᛚ laf, lagu, lögr, Urgesetz, Meer, Leben, Untergang (Niederlage):

> Ein Vierzehntes sing' ich versammeltem Volk
> Beim Nennen der göttlichen Namen,
> Denn aller der Asen und Alben Art
> Kenn' ich so gut wie Keiner.

Das intuitive Erkennen des organischen Wesens des Alls und damit der Naturgesetze, bildet die unerschütterliche Grundlage der arischen Heilslehre oder „Wihinei" (Religion), welche das All, und daher auch das Einzelne in seinem Entstehen, Walten und Vergehen zu neuem Entstehen zu erfassen und zu umfassen vermochte, welches esoterische Wissen dem Volke jedoch in sinndeutlich ausgestalteten Mythen vermittelt wurde, da das naive, an Tief- und Fernesehen ungewohnte Volksauge das Urgesetz ebensowenig zu überblicken vermag, wie das leibliche Auge das Meer, oder das ungeschulte innere, geistige Auge die Endlosigkeit des Lebens im All. Darum sagt die vierzehnte Rune: „Erst lerne steuern, dann wage die Meerfahrt!"

ᛘ man, mon, Mann, Mond (ma = muttern, mehren, leer oder tod).

> Ein Fünfzehntes zähl ich, das Volksrast der Zwerg
> Sang vor den Toren des Tags
> Den Asen zur Stärkung, den Alben zur Kraft,
> Mir selber die Sinne zu klären.

In einem anderen Sinne, als in dem des bekannten Märchens, offenbart sich in der fünfzehnten Rune der „Mann im Monde" als das geheiligte Zeichen der Fortpflanzung des Menschengeschlechtes. Das Urwort „ma" ist die Kennzeichnung für die weibliche Zeugung — das „Muttern" —, wie das Urwort „fa" jene der männlichen ist. Daher hier „mater" (Mutter), wie dort „fater" (fater, Vater). Der Mond gilt mythisch-mystisch als der Zauberring Draupnir (Träufler), von dem jede neunte Nacht ein gleich schwerer träuft (sich ausscheidet), und welcher mit Balder verbrannt würde; d. h. mit Balder würde gleichzeitig Nanna, die Mutter seiner Kinder verbrannt. Nach mythisch-mystischer Regel bedeuten aber Nächte stets Monate, und bezeichnen obige „neun Nächte" die Zeit der Schwangerschaft. Wie aber die Begriffe für Mann, Mädchen, Mutter, Gemahl, Gemahlin, vermählen, menstruativ usw. usw. im Urworte „ma" wurzeln, ebenso

wie der Begriff „Mond“, mit dem sie alle in inniger begrifflicher Verbindung stehend dennoch Einzelbegriffe versinndeutlichen, sich aber nach dem Prinzip der „vieleinig-vielspältigen Vielheiten“ wieder zur scheinbaren Einheit zusammenfügen, so wurzelt das Begriffswort für diese scheinbare Einheit ebenfalls im Urworte „ma“ und lautet „man-ask“ oder „men-isk“, nämlich: Mensch. Deshalb — als Vereinigungsbegriff — ist das Wort „Mensch“ nur eingeschlechtig (der Begriff „die Menschin“ besteht nicht), während der verächtliche Begriff als neutrum der dritten Stufe angehört, auf welche später zurückgegriffen werden soll. Die fünfzehnte Rune umschliesst somit den exoterischen wie esoterischen Begriff des hohen Mysteriums des Menschentums und gipfelt in der Mahnung: „Sei Mensch!“

ᛦ yr, eur, Iris, Bogen, Regenbogen, Eibenholzbogen, Irren, Zorn usw.:

Ein Sechzehntes sprech ich bei spröder Maid
Mir Gunst und Glück zu erlangen:
Das wandelt und wendet mir Wunsch und Sinn
Der schwanenarmigen Schönen.

Die „Yr-Rune“ ist die umgewendete „Man-Rune“, und da sie den Bogen bezeichnet, so stellt sie den auf- und abnehmenden Mond im Gegensatze zum Vollmond der „Man-Rune“ vor, bezieht sich also in erster Linie auf die Wandelbarkeit des Mondes, in zweiter Linie — als „Irr-Rune“ — auf die mondähnliche Wandelbarkeit des weiblichen Wesens, welches in späteren Versen des „Havamâl“ (Lebensregeln) folgendermassen geschildert wird:

Traue nicht des Mägdleins traulichem Wort,
Traue nicht des Weibes tranlichem Wort,
Ihr Herz ward geschaffen auf schwingendem Rad,
Wankelmuts Wohnung ist weibliche Brust.

Die Yr- oder Irr-Rune, die Verwirrung schafft, sei es durch die Erregung der Leidenschaften in der Liebe, im Spiel, im Trunk (Rausch), oder durch Scheingründe in der Rede (Sophistik), oder was immer für einer anderen Ursache, besiegt wohl den Widerstand durch Verwirrung, aber der Erfolg eines solch errungenen Sieges ist ein ebenso irrender wie der Sieg selbst, denn er bringt Zorn, tobendes Wüten und zuletzt Wahnsinn. Die „Yr“- oder „Irr-Rune“ ist darum auch ein Gegensatz zur „Os-Rune“ (siehe diese), da sie eben mit Scheingründen statt mit echten Gründen die Besiegung des Gegners erzwingen will. Darum lehrt sie: „Bedenke das Ende!“

ᛅ eh (ê) Ehe, Gesetz, Pferd, Gericht usw.:

Ein Siebzehntes hilft mir bei holder Maid,
Dass nimmer sie leicht mich verlasse.

Die siebzehnte oder „Eh-Rune“ ist wieder das Gegenspiel der sechzehnten. Während diese vor der leichtfertigen, vorübergehenden Liebeständelei warnt, festet die „Ehe-Rune“ den Begriff dauernder Liebe in der Begründung der Ehe, als gesetzmässige Verbindung von Mann und Weib. Dies deutet eine spätere „Eh-Rune“ sinndeutlich an, indem die „Laf-Rune“ (siehe diese) in ihr verdoppelt erscheint (ᛗ = ᚨᛚ), also sinndeutlich sagt: „zwei durch das Lebens-Urgesetz verbunden!“ Die Ehe ist die Grundlage des Volkes und darum ist „eh“ wieder der Begriff für Gesetz, denn einer alten Rechtsformel gemäss ist die Ehe die „Rauwurzel“, nämlich die „Rechtswurzel“ des Bestandes des Germanentums. Darum: „Die Ehe ist die Rauwurzel der Arier!“

Zwischen der siebzehnten und der achtzehnten Rune schiebt der Skalde nachfolgende Verse ein:

Sind diese Lieder, Lodfafner, Dir
Auf lange wohl noch unerlernbar,
Freue Dich, erfährst Du sie;
Lausch d'rauf, lernst Du sie;
Nutz' es, vernahmst Du sie.

Nach dieser Zwischenstrophe setzt er mit der geheimnisvollen achtzehnten Rune, wie folgt ein, indem er nun wieder Wuotan selber reden lässt:

卐 oder: ✥ oder: ᔑ Fyrfos, Hakenkreuz, Kreuz usw.:

Das Achtzehnte werd' ich ewig nie
Einem Weib oder Mädchen melden;
Das bildet der Lieder besten Beschluss —
Was Einer von Allen nur weiss,
Ausser der Frau, die mich ehelich umfängt,
Oder auch Schwester mir ist.*)

In diesem achtzehnten Runenliede tritt der Skalde deshalb wieder zurück, indem er Wuotan selber singen und sagen lässt, um damit anzudeuten, dass das höchste Wissen von der Urzeugung des Alls, nur einzig und allein den ehelich verbundenen Gottheiten der „beideinig-zwiespältigen Zweiheit“, der vereinigten geistigen körperlichen Macht, bekannt und bewusst sein kann, dass nur diese einzig und allein das dreimal hoch-heilige Geheimnis steter Zeugung, steten Lebens und ununterbrochener Wiederkehr verstehen, und deren geheimnisvolle (achtzehnte) Rune zu erkennen vermögen.

Gewiss beachtenswert aber ist der Umstand, dass die tatsächlich vorhandene achtzehnte Rune, ein — zweifellos absichtlich mangel-

*) Wuotans Gattin „Frigga“ ist gleichzeitig seine Schwester, ein Beweis dafür, dass im Altertum Geschwisterehen allgemein waren, wozu sich zahlreiche Beispiele in Mythologie und Geschichte finden.

haft dargestellter — **Fyrfos** ist, und sowohl im Namen wie in der Deutung an jenen erinnert, ohne ihn jedoch zu erschöpfen. Darin ist unbedingt die Absichtlichkeit der Skaldenschaft zu erblicken, um den Fyrfos ausschliesslich als ihr eigenstes Geheimnis, ja als das Sigill desselben streng zu wahren, und nur dem Drängen nachgebend, haben sie ein anderes, den Fyrfos teilweise ersetzendes Zeichen bekannt gegeben.

Dieses Zeichen, in welchem man so gewissermassen die „stellvertretende" achtzehnte Rune erblicken mag, ist:

X ge, gi, gifa, gibor, Gabe, Geber, Gott; gea, geo, Erde; gigur, Tod, usw.:

„Gibor Altar!*) — Gott, der Allerzeuger! — Gott ist der Geber und die Erde empfängt seine Gaben. Aber die Erde ist nicht nur Empfängerin, sie ist auch wieder Geberin. Das Urwort ist „gi', oder „ge"; in ihm liegt der Begriff des „Entstehens" (geben), es bezeichnet aber auch das „Sein" in dem Begriffe der Gabe, und das „Vergehen zu neuem Entstehen", im Begriffe des Gehens. Dieses Urwort „gi" oder „ge" wird nun erst in Verbindung mit anderen Urworten zu den Wurzel- und Stammworten, deren einige wenige hier beispielsweise folgen mögen. In Verbindung mit dem Urworte „fa" als: gifa, gefa, gea, geo bezeichnet es die „gabenerzeugende" Erde. Mit „bar" oder „bor" (Born), den „Gabenborn" Gott. Als: „gi-ge-ur" (die Gabe geht zum Ur zurück), in „Gigur", erscheint der „gabenvernichtende" Frostriese benannt, der zur Personifikation des Todes, und später auch des Teufels sich ausgestaltete. Im Begriffsworte „Gigas" (gi-ge-as die Gabe geht aus dem Mund, dem Ursprung hervor) ist die „Geige" verstanden, das alte skaldische Erweckungszaubermittel, das den Gesang einleitete, und da „Gesang" (bar) auch das „Leben" bedeutet, so war die „Geige" eines der vielen Sinnbilder (Hieroglyphen, Symbole) der Wiedergeburt, und aus diesem Grunde eine häufig gefundene Weihegabe in Gräbern. Es ist daher nicht notwendig, dass der Tote, in dessen Grab eine Geige gefunden wurde, auch ein Geiger gewesen sein müsse. „Flöten und Geigen" lockten daher auch zum Tanz, dem Liebeserreger, und wurden darum von der asketisch gesinnten Kirche mit dem Banne belegt, weil sie als Zaubermittel galten um das menschliche Fyr (Feuer) der Liebe zu erregen. Die Kirche ersetzte darum das wuotanische Erweckungssymbol durch das christliche Erweckungssymbol der

*) „Gibor Altar" ist noch in dem Ortenamen „Gibraltar" enthalten, welcher Name aus dem arabischen „Gibel tarik" so unmöglich als nur möglich abgeleitet wird. „Gib- (-o-)- r altar war ein von den Wandalen errichteter, „Gott dem Allerzeuger" geheiligter Halgadom (Tempelstätte) an der Südspitze Spaniens.

„Posaune des Gerichtes". Die in dem Urworte „ge" wurzelnden Personennamen „Gereon" und „Geretrut" (Gertrud) bedeuten Wiedergeburt, und die Hieroglyphe derselben, das „Geronshaupt", erscheint als ein gleichseitiges Dreieck aus drei Profilschnitten von Menschenantlitzen gebildet. Dieser Gereon ist aber wieder der im All inkarnierte Gott, als All-, Welt- oder Menschengeist. Und damit ist die Deutung der „Ge-Rune" jener des „Fyr-Fos" am nächsten. Der Unterschied beider Deutungen liegt nur darin, dass der Begriff der „Ge"- oder „Gibor"- Rune der Erfassung des Gottheitsbegriffes von unten nach oben — so gewissermassen von der Menschheitsebene aus — exoterisch nahezukommen sucht, während die Erklärung des Fyrfos die Gottheitserkenntnis esoterisch im Innersten des Menschen selber sucht — und findet! — und sich vom Standpunkte des Erfassens der „beideinig-zwiespältigen Zweiheit" als Menschengeist mit Gott vereinigt weiss, und so von Innen heraus wie nach Innen hinein zum gewissen Erkennen gelangt. Es ist also auch hier wieder Exoterik wie Esoterik deutlich erkennbar geschieden, und der Fyrfos als esoterisches Geheimzeichen von hoher Heiligkeit erkannt, den die „Ge-Rune" exoterisch vertrat. Während also die Exoterik lehrte, „der Mensch ist von Gott ausgegangen und wird zu Gott zurückkehren", erkennt die Esoterik „den untrennbaren Zusammenhang des Menschen mit der Gottheit als „beideinig-zwiespältige Zweiheit", und konnte daher bewusst sagen: „Mensch, sei Eins mit Gott!"

So hatte der Skalde im eddischen Liede „Wuotans Runenkunde" (Runathals thattr Odhins) die einzelnen Runen — in verhehlter Form — gedeutet, und der an dieselben gebundenen „Zauberlieder" (Beschwörungsformeln) gedacht, ohne selbe — als das skaldische Geheimnis wahrend — mitzuteilen, aber doch genug verraten, um deren Sinn wiederfinden zu können.

Er konnte das „Runatals thattr Odhins" somit selbstbefriedigt schliessen:

Nun hab' ich geschlossen das hohe Lied
Hier in der Halle des Hohen,
Den Irdischen nötig, den Joten nicht
Heil ihm, der es lehrt!
Heil ihm, der es lernt!
Das Heil, all Ihr Höhrer
Nehmt Euch zu Nutz!

* * *

Mit dieser skaldischen Runendichtung und deren Deutung ist nun der Beweis erbracht, dass die Runen mehr waren als es heute unsere Buchstaben sind, mehr selbst als blosse Silben- oder sogar Wortzeichen, nämlich geradezu „Heilszeichen" oder „Zaubercharak-

tere". Sie waren im gewissen Verstande etwas ähnliches, wie in späteren Zeiten die „Geistersigille" (nicht Geistersiegel!) welche in dem berüchtigten „Höllenzwang des Dr. Johann Faust" jene eigenartige Rolle spielten, nämlich nichts anderes als „Sammlungsmittel" zum Zwecke der Autosuggestion, „Medien" zum konzentrierten Denken, zur intensiven Meditation. Die Bezeichnung als „Heilszeichen" ist daher vollkommen gerechtfertigt, so wie auch die andere Benennung als „Runen", nämlich die „Raunenden", die „Geheimnisvollsprechenden."

Erst aus diesem Anfange heraus verschrumpften allmählich — wie schon Eingangs erörtert — jene Runen und noch eine Anzahl anderer, welche das „Runatâl thattr Odhins" nicht nennt, zu Buchstaben in unserem Sinne, nämlich zu leeren, nichtssagenden Lautzeichen. Die grosse, heute noch nicht zählbare Menge der übrigen „Heilszeichen" oder „Hieroglyphen", welche sich nicht zu wesenslosen Lautzeichen ernüchterten, sondern — wie gleich anfangs gesagt — unter steter Ausgestaltung sich oft bis zur kunstvollendetsten Ornamentik bei charakteristischer Wahrung der Grundlinien ihrer Urformen weiterentwickelten, dementsprechend auch ihre Namen wie ihre Sinndeute erweiterten und dies aber wieder ohne ihre ursprünglichen Benennungen und Sinndeutungen zu verleugnen, bildete die arische Hieroglyphik oder Bilderschrift, welche ein Geheimnis der Skaldenschaft blieb, und an deren Lösung und Lesung bis heute niemand dachte, da niemand diese weitverstreuten Zeichen als Hieroglyphen erkannte.

Es gilt nun zuerst festzustellen, wo sich jene — bisher stummen oder bestenfalls missgedeuteten — „Heilszeichen" oder „Hieroglyphen" finden, dann den Zusammenhang der, den Richtungen der Fundgebiete entsprechenden, Sondergestaltungen der einzelnen Zeichen nachzuweisen, schliesslich aus deren Benennungen die Urworte und Urbegriffe, deren Träger sie sind, festzustellen und daraus dann ihre Lösbarkeit und Lesbarkeit zu begründen.

Um aber die Fundgebiete zu kennen, nämlich die Wissenschaften und Künste zu finden, welche sich dieser Zeichen bedienten und noch bedienen, muss etwas weiter ausgeholt werden. Die alte Dreiteilung des Ariertums, die zweifelslos im intuitiven Erkennen der Werdegesetze der Natur ihren Ursprung verrät, und deren Anstoss gewiss in der Beobachtung der naturgesetzmässigen Entwicklung vom Keim über die Blüte zur Frucht mit dem eingeschlossenen Samen zu suchen ist, wurde zur Wesensnotwendigkeit der Arier wie der aus diesen hervorgegangenen germanischen Völkerschaften, somit auch der Deutschen. Darum finden wir in allen Einrichtungen der arischen Völker, sowohl in

deren Religionen, Mythologien, sozialen Schichten (Nährstand, Lehrstand, Wehrstand) wie auch in deren Sprache dem „Ur-Arischen" diese Begriffsdreiteilung, welche, wie schon erwähnt, die Wortbegriffe in die drei Ordnungsstufen a) „Entstehen", b) „Sein, Tun, Walten, Wirken", und c) „Vergehen zu neuem Entstehen", und zwar dergestalt sondert, dass je ein Keim-, Ur-Wurzel- oder Stammwort, je einen Begriff in je einer dieser Ordnungsstufen ausweist. Jede einzelne dieser Ordnungsstufen löst sich aber wieder in dreistufige Unterstufen gleicher Tendenz auf, und diese wieder, und so fort, so, dass jedes Urwort, jedes Wurzelwort und jedes Stammwort mindestens drei, meist aber sehr zahlreiche in dreifacher Progression steigende Begriffsdeutungen ausweist. Diesem Ur-Werde-Gesetze der arischen und germanischen Sprachen, das entstand ehe es noch eine Grammatik gab, und welchem man daher auch nicht mit grammatikalischen Regeln beizukommen vermag, ist auch heute noch unser Hochdeutsch unterworfen, wenngleich die Rechtschreibung bemüht ist, dieseOrdnungsstufen zu verwischen, um Missverständnisse, welche durch Verwechslung der Begriffe entstehen könnten, zu verhindern. Um aus dem Neu-Hochdeutschen ein Beispiel zu geben, sei auf das Wort „Rauh" oder „Rauch" verwiesen, das in seiner „Entstehungsstufe" das „Rauh- oder Rauchsein im Gegensatz zur Glätte" bezeichnet, und durch die Redeformel „etwas aus dem Rauhen oder Rauchen herausarbeiten" jener ersten Stufe zugewiesen wird; z. B. „Rauh- oder Rauchwaren", „rauh- oder rauchgar" usw. In der zweiten, der „Seins- oder Waltungsstufe", bezeichnet es „Recht und Gesetz", wie in „Rauh- oder Rauch-Graf", „-Huhn", „-Zehent" usw. In der dritten, der „Vergehungsstufe zu neuem Entstehen" ist es durch die Redeformel „in Rauch aufgehen" gekennzeichnet, und bedeutet den Rauch des Feuers, des Nebels, des Frostes als Zeichen der Vernichtung. Die neuere Rechtschreibung trennt nun diese drei Begriffe durch die Schreibweisen: a] Rauh, b] Rau und c] Rauch. Andere Beispiele sind das Wort „Rad", das ebenfalls orthographisch gesondert: a] „Rath", als Titel- und Tatbezeichnung als das Fördernde; b] „Rad", das Laufende, Rate, das Mehrende, und c] „Ratte", das vernichtende Tier, bezeichnet. Ein nicht minder interessantes Beispiel ist das Wort „Hund" mit seinen vielen Begriffen. Dasselbe bedeutet in der „Entstehungsstufe" das Einschliessende, Begründende, somit: Hund [auch Hunt], der Behälter für zu förderndes Erz auf vier Rollen im Bergbau; ein Torfmass [zwanzig Hunde Torf geben eine Schiffsladung]; ein Getreidemass; ein Feldmass [gross genug um einen Hund Getreide zu säen]; als Name für den Begründer einer Haus- oder Familienmacht [Fidei-Kommis] z. B. die „Hunde" von Kuenring;

als „Hieroglyphe“ ein Ehrenzeichen, z. B. der rote Hund für eine Rechtsgründung. In der „Seinsstufe“, als das Lebende, bedeutet Hund das bekannte Säugetier. — In der „Vergehungsstufe zu neuem Entstehen“ schliesst das Wort „Hund“ die Begriffe der Hemmung, der Verrottung, der Zerstörung, des Todes ein, und zwar: der „Hund“ am Göppel [Göppelhund], die hemmende Bremse; als Foltergerät, um die Glieder zu verrenken; als Teufelsmaske [Höllenhund, Sonnenhund, Mondhund]; als richterliches Schmachzeichen, z. B. das Hundetragen*]; als Schimpfname**] wie auch im Sprichwort***].

Diese Beispiele, die sich verhundertfachen liessen, beweisen, dass auch noch die neuhochdeutsche Sprache jenem ursprünglichen Gesetze der Dreiteilung unterworfen ist, wenngleich die moderne Rechtschreibung — aus Deutlichkeitsgründen — bestrebt ist durch orthographische Kennzeichnungen die Begriffe zu sondern. Führt man aber die neuhochdeutschen Worte auf die germanischen Stammworte zurück, so wird man diese Dreiteilung sofort erkennen, namentlich dann, wenn man die Wurzel- und Urworte im Altarischen sucht, und die Stammworte — wie eingangs erwähnt — in Runen schreibt, oder sich diese Schreibart stets vor Augen hält.

Im Verlaufe dieser Abhandlung wurden zwei Worte gebraucht, und auf deren spätere dreistufige Sinndeutung verwiesen; auf Seite 4 das griechische Wort „Hieroglyphe“ und auf Seite 12 das nordische Wort „Yggdrasil“, wobei bemerkt wurde, dass dem griechischen das altarische Wort „Hiroglif“ oder „Iroglif“ als Ursprungswort gegenüberstehe. Diese beiden Worte mögen als Beispiele der Dreiteilung der Begriffe herangezogen werden.

Das Wort „Hieroglyphe“ lautet in der alt-arischen Sprache, wie schon erwähnt, Hiroglif oder Iroglif und löst sich in die drei Wurzelworte „ir“ „og“ und „lif“ auf, welche auf den drei Urworten „ar“,

---

*) Hund in der Vergehungsstufe besagte: „herunter (hunter) kommen bis znr Verrottung!“ Darum trugen Verurteilte räudige Hunde zur Richtstätte als kennzeichnendes Symbol. Später bildete sich diese Symbolik weiter aus: Diebe trugen eine Hündin zum Galgen, an dem diese neben den Dieb gehängt wurde; Hündin und Dieb hiessen eben „Tewe“; das war deutlich. Friedensbrecher trugen die Bracke zum Schaffot; Bracke deckte sich mit „Brecher“, also Friedensbrecher oder Verbrecher. Der rote Hund bedeutete in der 3. Stufe: „verrottes Recht“, im Gegensatze zur 1. Stufe als „Rechtsgründung“ oder „Rechtsverfassung“.

**) „Hnnd“ als Schimpfname, hat mit dem Vierfüssler nichts zu tun; er bezeichnet einen gewalttätigen verächtlichen Menschen, der alles „hunter“ (hernnter) drücken will bis zur Verrottung.

***) „Auf den Hund kommen“ hat ebenfalls nicht unser Haustier, (allenfalls als minderwertiges Zugtier gegenüber dem Pferd), im Auge, sondern ebenfalls das „Hernnterkommen“ (Hnnterkommen) bis zur Verarmung, Verrottung.

„ag" und „laf" fussen. Diese Wurzelworte haben folgende dreistufige Bedeutung:

I. Entstehungsstufe: „ir" = Entstehung. —„ og" = äugen, sehen, achten. — „lif" = schlafen, verborgenes Leben.

II. Seinsstufe: „ir" = Einschliessen in einen Bogen, in einen Zweig, Iris. „og" = uochen, wuchern, mehren. „lif" = leben.

III. Vergehungsstufe: „ir" = Irrung, Verwirrung. „og" = scheiden (Orlog-Krieg: als Entscheider.) „lif" = schliessen; Gewissheit ohne Zweifel.

Daraus ergeben sich die drei Deutungsbegriffe des Wortes „Hiroglif" wie folgt: 1. Stufe: „Die Entstehung achte in dem verhehlten Sinn"; 2. Stufe: „Das (in den Zeichen) eingeschlossene (Wissen) mehrt das lebende (Wissen); und 3. Stufe: „Verwirrung scheidet ab das Gewisse"; d. h. was durch die Schrift festgehalten ist, kann nicht mehr verwirrt werden. Die griechische Deutung aus „hiero" = heilig, und „glypt", „glypho" = in Stein geschnitten, ist unzureichend. Wenn schon „hiero" als heilig sich sehr gut mit „hiro" als achte die Entstehung deckt, so ist die zweite Hälfte schon darum unrichtig, weil die Hieroglyphen weitaus öfter geschrieben und gemalt als gemeisselt wurden. Wollte man aber das „glypho" bildlich für „geistig vertieft" gelten lassen, somit den Sinn als „heilig vertieft" anerkennen, so würde solche Deutungsannahme dem alt-arischen Begriffe ziemlich nahe kommen.

Ebenso löst sich das Wort „Yggdrasil" in die drei Wurzelworte „ig", „dra" und „sil" auf" welche folgende dreistufige Bedeutungen ausweisen:

I. „ig" = „Ich" als Schöpfer, Zeuger, Hervorbringer, Weihe. „dra" = drehende Zeugung (Trifos) Feuerzeugung. „sil" (sal) = Heil.

II. „ig" = (uig, wig) Kampf (Wiking) „dra" = tragen. „sil" = Gesetz, Säule.

III. „ig" — Schreck, Tod „dra" — vernichten (Drache) „sil" (zil) Ziel, Ende.

Daraus ergeben sich die drei Deutungsbegriffe für das Wort Yggdrasil (Igdrasil) wie folgt: 1. „Ich, das Heil im Urfyr zeugend!" *) 2. Kampfträger des Gesetzes, Kampfbaum, Kampfross und 3. Vernichtungsschreckensziel, Schreckensholz. Das klärt viel Unverständliches auf, besonders die unrichtige Namensdeute als „Schreckross". Die Weltesche „Iggdrasil" ist der Lebensbaum der „arischen" Menschheit, deren „Weihefeuer", deren „Entstehungsheil" (siehe brennender Dornbusch); sie ist aber lebend, also seiend und waltend gedacht, und darum ist sie der „Kampfträger" — bild-

*) Vergleiche den „brennenden Dornbusch" der Bibel; Mos. II. 3,2.

lich das „Kampfross" der Menschheit und schliesslich wird sie das „Schreckensholz" sein, mit dem die Menschheit vergehen wird; sie ist auch der „windkalte Baum" von dem Wuotan im Runenliede singt. Darum ist auch die Bezeichnung „Welt-Esche" bedeutsam, denn „Esche" ist „ask", und der erste Mann, der Urvater der Menschheit führte den gleichen Namen (wie die Urmutter, embla, d. i. „Erle" hiess) und „man-ask", men-isk, Mensch, hat daraus seinen Ursprung. Wie aber in der ersten Stufe „Mensch" den Zeugenden, Schaffenden bezeichnet, in der zweiten Stufe die Menschheit als Lebendes, Seiendes, so in der dritten Stufe das verkommende, nicht mehr menschenwürdige Individuum, das mit — „das Mensch" verächtlich bezeichnet wird. Ask, für sich, bezeichnet: 1. den Ursprung der Menschheit, bildlich deren Urvater. 2. Die Esche und 3. die Asche, und davon aus: „Askese", Vernichtung der Fortpflanzung. Monask, oder monak ist daher der Münnich, Mönnich, Mönch, welches Wort wir im Arischen ebensogut haben wie im Lateinischen (monachus) da ja eben das Lateinische aus dem Arischen entstammt.

Wären diese wenigen, und dies nur flüchtigst skizzierten, Beispiele auch genügend um durch sie die Dreiteilung aller Begriffe im Ariertum und deren netzartiges Ineinandergreifen zu erkennen, so mag doch noch ein Beispiel etwas näher betrachtet werden, um durch dasselbe den Faden wieder aufzugreifen und weiterzuspinnen.

Es wurde schon oben, Seite 28, der Dreiteilung des Volkes in „Nährstand", „Lehrstand" und „Wehrstand", Erwähnung getan, und es sei daran erinnert, dass schon „Tacitus" und „Plinius", und teilweise schon der griechische Forschungsreisende des vierten Jahrhunderts v. Chr., „Pythas", einer Dreiteilung der Germanen Erwähnung taten, welche nach ihrer Mitteilung in den drei Stämmen der „Ingävonen", der „Irmionen" und der „Istävonen" bestand. Nach „Tacitus" hatte der erdgeborene Gott „Tuisco" (Tyr, Zio, der Zeuger) einen Sohn „Mannus" (menask, Mensch) der drei Söhne zeugte, nämlich „Ingvo", „Irmin" und „Istvo", welche die Stammväter jener drei Stämme sein sollen. Die Namen dieser drei Stammväter aber bedeuten in den bekannten drei Ordnungsstufen der Begriffe: „Ingvo" (ing = fo) = 1. Fortzeuger, Erhalter; 2. Der junge Wanderer; 3. Der im Gerichte Entscheidende. — „Irmin" (ir = min, er = mon, ar = man) = 1. Sonnenmann, 2. hehrer Walter, 3. Meinungsschluss. — „Istvo" (ist = fo)*) = 1. Der Eiszeuger, der im Tode Zeugende, der Wiederkehrende, der Wiedergeborenwerdende, 2. Der beständig Seiende (er ist) 3. Der in das Dunkel Gehende, Versinkende. Die Endung

*) Davon der angeblich magyarische Mannsname: „Istvan" für „Stephan".

„onen“ in den drei Stammnamen bedeutet dreistufig: 1. Die Ahnen, der Ursprung; 2. andern, uandern, wandern und 3. ändern, Wandlung, Wendung.

Somit bedeutet der Stammname „Ingävonen“: 1. Die aus dem Ahnenursprung Hervorgegangenen, 2. Die wandernden jungen Nachkommen, Wandler, Wandaler, 3. Die Aenderung durch den Richterspruch des Schicksals.

Der Stammname „Irmionen“ besagt: 1. Die aus dem Ahnenursprung des Sonnenmannes Hervorgegangenen, 2. Die wandernden Walter, Sonnenrichter, Semanen (nicht Semnonen), 3. Meinungsschluss durch Wendung des Geschickes.

Der Stammname „Istävonen“ bezeichnet: 1. Die Wiedergeborenen aus dem Ahnenbereiche, 2. Die Beständigen im Wandern, 3. Die Vergehenden durch Schicksalsschluss.

Der Dreistufung zufolge, gilt für die „Ingävonen“ die erste, für die „Irmionen“ die zweite, und für die „Istävonen“ die dritte Begriffsordnungsstufe zur allgemeinen Bezeichnung, doch für sie selbst als Sonderbezeichnung haben alle drei Bezeichnungen dennoch ihre ganz bestimmte Anwendung nach den Regeln der „dreieinig-dreispältigen Dreiheit“ denn alle drei sind eben doch nur Eins, nämlich das ganze unteilbare Germanien.

Dies begründet sich damit, dass alle Arier oder Germanen sich als ein Volk fühlten, weshalb jeder Einzelne, sei er Gemeinfreier oder König, dem Nährstande angehören musste, um es zu verhindern, dass dieser Stand als der Hauptstand, als die Wurzel der Volkskraft entwertet werden könne. Jeder musste darum Bauer sein, nämlich „Ing-fo“, Erhalter und Fortzeuger aus dem Ursprunge der Ahnen. Der zweite Stand waren die geistig Hervorragenden, die Intelligenz, die Walter, der „Lehrstand,“ welchem Stande die Skalden, der hohe Adel und die Könige (Fürsten, Grafen) angehörten, ohne aufzuhören Bauern zu sein. Es wurde schon oben Seite 14 gesagt, dass „Ar“ die Sonne, das Sonnenrecht bedeute und der „Aar“ deren Symbol und Hieroglyphe ist, daher der zweite Stand die „Armanen“ oder „Irminen“ nämlich Sonnenmänner, Semanen genannt wurden.*) Die Semanen waren die

*) Tacitus verderbte dieses Wort in „Semnones“, wie z. B. Julius Cäsar den Volksnamen „Helfesen“ oder „Helfetsen“ in „Helvetier“ verunstaltete und unverständlich machte. Dasselbe gilt von allen germanischen Volks- und Ortenamen in römischer oder griechischer Schreibweise, und wird es eine dankbare Aufgabe sein, alle diese Namen richtig zu stellen und dadurch erst „redend“ zu machen. Denn Namen „sagen immer etwas“, sie sind kein leerer Schall, wenn sie richtig wiedergegeben werden. Und das soll und muss geschehen!

Wissenden und aus ihnen gingen die Skalden — Wuotanspriester*) — hervor, oder besser gesagt, ihr Kern waren die Skalden, welche als Priester und Lehrer auch die Richter waren, denn damals war die „Wihinei“ (Religion) auch gleichzeitig Wissen und Recht; man glaubte, was man wusste oder wenigstens intuitiv erkannte, und lebte auch darnach. Da nun die Semanen Irmionen, Skalden, usw. auch die Gelehrten, Künstler, usw. in sich vereinigten, so ist dieser zweite Stand als „Lehrstand“ — trotzdem er auch dem Bauernstande angehörte — als die Wurzelstätte der Betätigung der arischen Geistesarbeit zu erkennen und daher auf ihn alle Ursprungslinien sämtlicher Wissenschaften und Künste zurückzuführen, mithin auch die Skaldenschaft der Brennpunkt sein muss, in welchem sich alle weitabspringenden Sonderrichtungen der Hieroglyphik vereinigen müssen. Der dritte Stand, der „Wehrstand“, die „Istävonen“, die „Vergehenden durch Schicksalsschluss“, ist keinesfalls das, was wir heute unter Militarismus verstehen, — denn wehrpflichtig waren ja alle Volksgenossen — sondern die grosse Masse der Ueberzähligen, welche ausziehen mussten um neue Staaten zu gründen. Es gab an Grund und Boden kein persönliches Eigentum, sondern nur Familiengüter; der Aelteste verwaltete es für seine Sippe, deren jeder Nutzungsrechte daran hatte. War deren Zahl für den Besitz zu gross geworden, so musste eben die Ueberzahl auswandern — „hehl fesen“ — auf Nimmerwiederkehr. Jene wählten sich einen „Herzog“ und dieser suchte Land. Da nun solche Auswanderungszüge — Kolonisationsbestrebungen — vollkommen ritagemäss sich vollzogen, so liegt darin die von allen Historikern aller Zeiten und aller Völker einstimmig anerkannte staatengründende und staatenerhaltende Kraft des Ariertums. In der ganzen Welt finden wir diese arischen Gründungen, welche uns heute noch in historisch gewordenen, wie in noch bestehenden Volks-, Länder- und Ortenamen von diesen, bis weit in vorhistorische Zeiten zurückgreifenden, arischen Staatengründungen Kunde geben.

Da nun die „Skalden“ als die Wissenden Sprache, Kunst und Wissenschaft pflegten, waren auch sie in erster Linie damit beschäftigt, den Uebergang vom Wuotanismus zum Christentum**] wissenschaftlich zu lenken und eine Verschmelzung

**) „Von der deutschen Wuotanspriesterschaft“ von Guido List, in: „Das Zwanzigste Jahrhundert“. Berlin 1893, IV. Jahrgang, Heft 2, 3, 4 u. 5.

*) Siehe darüber meinen Essay: „Vom Wuotanstum zum Christentum“, in der Wochenschrift „Der Deutsche“, I. Band, 13. Heft 1904. Berlin.

beider Religionssysteme auf feierlichem Wege anzubahnen, welches Streben aber sehr bald gestört wurde, als die zweite gewaltsame Christianisierungsepoche unter dem blutigen Carl, dem grossen — Sachsenschlächter [Slactenäre] hereingebrochen war. Trotzdem die Skaldenschaft verfolgt und geächtet war, sammelte sie sich doch, nahm „verhehlter Weis'" den deutschen Glauben und das deutsche Recht in die „heimliche Acht" der „fem" [fünf] Finger der Schwertfaust, und so entstand der Bund der „heiligen Fem". Aus dem „Skaldenorden" ging später der „Minnesängerorden" hervor, so wie auch die „deutsche Bauhütte" und die „deutsche Heroldszunft" daraus entsprang, soweit in weiterer Verästelung die „Rechtswissenschaft", die „Dichtkunst" und „Sprachwissenschaft„' die „Bildhauerkunst" wie „Malkunst" usw.

Da nun die Skalden, als Dichter-Sänger, auch die Pfleger und Bildner der Sprache waren, und es sehr nötig hatten, ihr, in die „heimliche Acht" genommenes Wuotanstum als strengstes Geheimnis zu hüten, um nicht als Ketzer verfolgt zu werden, so benutzten sie die Dreideutbarkeit der Worte, um ihre geheimen Mitteilungen — selbst durch Boten, die „Persevanten" — besorgen zu lassen, ohne dass diese oder sonstige uneingeweihte Personen die richtige Deutung verstehen konnten. Durch stete, kunstgewandte Uebung erlangten sie in dieser doppeldeutigen — Zwiesage oder Kala genannten Dichtungsart eine derartige Fertigkeit, dass ein und derselbe Text zwei vollkommen verschiedene Mitteilungen birgt, deren offenliegender, allen verständlicher Sinn eigentlich Nebensache ist, während der „verkalte", verborgene Sinn erst die richtige geheime Mitteilung für den Wissenden — der den Schlüssel zur Lösung kannte — enthielt. Aber nicht alle Worte solcher Mitteilungen dienten der Kala, sondern nur einzelne derselben, und diese waren durch den Anlaut (Alliteration) gekennzeichnet und daher Kennworte genannt. Diese Kennworte nun erklärten den Begleittext nach einer ganz anderen Richtung, meist in das gerade Gegenteil von dem scheinbar Gesagten, und erklären daher viele der mittelalterlichen Dichtungen, welche sonst ganz unverständlich sind.

Vergleiche auch meinen Essay: „Von der deutschen Wuotanspriesterschaft" in: Das Zwanzigste Jahrhundert, Berlin 1893, IV. Jahrgang, Heft 2, 3, 4 u. 5.

(Schluss folgt.) *Guido von List.*



RUNDSCHAU



Arische Wiedergeburt. — „Wenn die „falschen Theologieen“ verschwinden, dann werden die wahren vorgeschichtlichen Wirklichkeiten gefunden werden, die vorzüglich in der Mythologie der Arier und der alten Hindus, und selbst in der der vorhomerischen Helden enthalten sind.“ So orakelt H. P. Blavatzky in der Geheimlehre und hat damit das Glockenzeichen einer neuen Zeit gegeben. Wenn wir uns auch noch nicht über das „Verschwinden“ falscher Theologieen freuen können, so sehen wir doch mit Genugtuung, dass die alten morschen Gebäude mittelalterlicher Herrschgelüste auf religiösem und damit kulturellem und philosophischem Boden ins Wanken kommen um eines Tages doch endlich zusammen zu stürzen. Einen Hauptanteil an diesem Fortschritt wird man stets der Theosophischen Bewegung wie sie in Gesellschaftsgruppen oder Individuen verkörpert ist, beizumessen haben. Sie war es, die nicht nur die kritische Axt an die faulen Balken legte, sondern auch tatkräftig den neuen Tempel aufbauen half. Ihr schlossen sich die Kreise der Archaeologen und Orientalisten an, die heute mit vollen Segeln in die theosophischen Deutungen und Gedankengänge hineinlenken. Die Philosophen und Religionswissenschaftler haben vor dem Ansturm einer neuen Naturphilosophie die Segel gestrichen; und die Wissenschaften der Chemie und Physik, die grosse Gruppe der auf physikomechanischen Anschauungen sich aufbauenden „exakten“ Wissenschaften fangen an, sich dem Neo-Vitalismus zu ergeben und nähern sich so dem heissen Boden der Metaphysik und okkulten Wissenschaft, die als Schlussstein einst das Gebäude menschlicher Erkenntnis krönen wird. Auf allen diesen eben berührten Gebieten haben sich mit einer neuen Anschauungsweise neue Minen ungelöster Rätsel erschlossen, es sind aber auch neue Arbeiter an die Stelle der alten getreten, die mit frischen Kräften schaffen können.

Einen dieser Neuen lernen wir in Guido von List kennen. Er ist kein Neuling in seiner Wissenschaft, aber denen, die von seinen Arbeiten noch nichts hörten, und ihrer ist die grosse Menge, ist es noch ein Name ohne Prägung. Doch scheint seine Zeit gekommen zu sein.

Der gemeinsame Feind alles Fortschrittes, der Materialismus, hat seine Rolle ausgespielt. Welche Anschauung wird ihn ablösen? Sollte es nicht die sein können, die uns allen so arg im Blute liegt, die wir trotz aller Liebäugelung mit nicht angestammter Kultur, in stillen Stunden in uns nähren: Die Weltanschauung des Ariers, jene uralte Weisheit, die von den Adepten der fünften Menschheitsrasse, der unsrigen, aus grauen Vorzeiten im Kampfe mit den untergehenden Atlantiern gerettet wurde und als untilgbarer Schatz kosmischen Wissens für jene bewahrt wurde, deren geistige Reife in die Tiefen der geheimnisvollen Symbolik einzudringen gestattet?

Eine grosse Reihe Deuter sind uns voran gegangen. Jede Zeit hatte ihre Lehrer und Pfadfinder, ihre Genies, die das Aufleuchten kommender Erkenntnishöhen vorausschauten, ihre Pioniere, die den Nachkommenden bequeme Laufgräben gruben. H. P. Blavatzky war eine jener tapferen Seelen, mag man noch

so arg an ihrem persönlichen Leben zausen. Sie hat oft überwältigt und verwirrt, vielleicht auch beirrt durch die unabsehbare Fülle von neuen Gedanken, neuen immer tieferen, weittragenderen Einblicken die grössten Schatzkammern blossgelegt. Die nach ihr haben die entworfene Zeichnung im einzelnen auszuführen.

Wir sagen nun nicht „zurück zum Ariertum", sondern „hinauf zum Ariertum" hinauf zu dem Menschheitsideal, das unsere Vorfahren aus geistiger Höhe bekommen hatten, dem sie ihren hohen Edelsinn verdankten, dem Menschheitsideal, welches über Raum und Zeit erhaben ein ewiges sein wird. Zeitenströme mussten kommen um es uns zu verdunkeln, dass unsere Sehnsucht sich mit neuer Flamme entfache, Zeitenströme mussten uns lehren, dass wir uns erst selbst verlieren müssen, um uns in voller Inbrunst wiederfinden zu können. Und welch ein Wiederfinden ist das! Als wenn mit uns die Welt gewachsen wäre und zur Blüte gekommen! Alle Ideen, die verstaubt gelegen hatten, denen niemand mehr einen Schimmer des einstigen Glanzes zu entlocken verstand, haben Leben erhalten, sind als Lichtstrahlen neuer Erkenntnisse aufgeleuchtet, dass einem die Augen übergehen möchten! Welch ein Leben voll Licht und Freude taucht uns auf! —

Wer ist Guido List? Ein moderner Skalde, ein Dichter, der in genialem Schauen uns das Geheimnis der alten Skaldenschaft enthüllt, der uns zu den grossen Erkenntnissen unserer Altvordern zurückführen will. Sein Leben ist Kampf und Mühsal gewesen, seine Erfolge schwer errungen, da seine Zeitgenossen noch nicht reif waren, oder vielleicht noch weniger die Zeit. Heute wird er Erfolg mit seinen Ideen haben, besonders mit seiner dreifachen Deutung der Stammworte. Seine Werke sind vom ersten an bestimmt auf ein hohes Ziel gerichtet: dem Deutschen Volke arisches Denken und Empfinden wieder zugänglich zu machen, damit es sich daran höher entwickle und innerlich erstarke. Seine Grundgedanken sind die Entwicklungslehre und die Wiederverkörperung. Sein Wunsch ist: unter dem Namen Wuotansdienst oder Wuotanismus die deutsche Religion wiederzuerwecken, die einst in unseren Gauen waltete, die aber vom Christentum der Kirche entstellt und missbraucht ist zu falschem Dienst.

[Lists zahlreiche Schriften werden wir in unserer Bücherschau besprechen und empfehlen unsern Lesern ihre Lektüre aufs wärmste.

In den „Randglossen zur deutschen Literaturgeschichte" (der Literaturbilder 11. Bändchen), hrsg. von Anton Breitner findet der Leser einen trefflichen Essay über List als Dichter und Denker in seinem Forschergange von den Studien über die Wiener Halgadome bis zu seinem noch ungedruckten Werke „die Ursprache der Arier und ihre Heilszeichen". (2.50). Demnächst gelangt eine weitere Arbeit Lists in der Rundschau zum Abdruck: „Von der Armanenschaft der Arier", die ebenso berechtigtes Aufsehen erregen wird, wie das Runengeheimnis. Von seinen anderen Werken erwähnen wir hier nur die Deutsch-mythologischen Landschaftsbilder (Zwei Bände), die beiden Romane Carnuntum und Pipara, die Germanin im Caesarenpurpur, der Unbesiegbare (ein Grundzug germanischer Weltanschauung) und die schönen Alraunmären.]



Der Sohar übersetzt. Im Mai gelangt im Verlag von E. Leroux-Paris der erste Band einer französischen Übersetzung des grössten kabalistischen Schriftwerkes, des Sepher ha-Zohar, zur Ausgabe. Der Übersetzer ist der verstorbene Gelehrte Jean de Pauly, aus dessen Nachlass es von Emile Lafuma-Giraud in 6 Bänden (in Lex. Oktav) veröffentlicht wird. (750 Exemplare (nummeriert aul Velin-Papier in Subkription 120.— fr., nachErscheinen 150.— fr., 70 Exemplare auf Büttenpapier in Subkription 180.— fr., nach Erscheinen 240.— fr., 30 Exemplare auf starkes Japanpapier (Manufaktur von Schizuoka) in Subkription 300.— fr., nach Erscheinen 420.— fr.)

Im Vorwort schreibt E. Lafuma: „Die Sammlung philosophischer und theosophischer Schriften der Meister von Israel, die unter dem Namen Zohar seit ungefähr dem 13. Jahrhundert bekannt ist, ist neben dem Alten Testamente das wichtigste und grossartigste Denkmal jüdischer Literatur" (Haneberg). Molitor fügt dem hinzu, dass es neben der Bibel im Christentum kein Buch gibt, welches an Grösse und Erhabenheit der Gedanken ihm vergleichbar wäre." In einer sehr dunkeln Ausdrucksweise geschrieben, ist der Zohar, obwohl häufig zitiert, doch fast unbekannt. Unserer Meinung nach werden alle Studien, welche man darüber versuchte, mit dieser Veröffentlichung beginnen müssen (vergleiche Franck, Karppe, etc.). Offengestanden glauben wir, dass die Übersetzung, welche welche wir der Gelehrtenwelt bieten, welche Unvollkommenheiten sie auch haben möge, der Geschichte des Menschengeistes einen wirklichen Dienst leisten wird. Der Tod verhinderte den Übersetzer sein Werk zu revidieren. Möglicherweise vorkommende Irrtümer haben wir nicht zu verbessern gesucht. Wir zählen auf die Nachsicht wahrer Gelehrter, welche die Unsicherheiten einer ersten Version eines semitischen Textes kennen: und es gibt nichts schwerer verständliches als den Text des Sohar. Wolan, unsere Übersetzung ist die erste dieses Werkes, welche in vulgärer Sprache erscheint. Der Endzweck unserer Publikation ist es nicht Ideen aufzudrängen und als Schiedsrichter zu sprechen, sondern einen Ausgangspunkt für ernste ausführlichere und aufklärendere Studien zu schaffen, über einen ebenso unermesslichen wie unerforschten Gegenstand, und wir werden hinzufügen die zu Unrecht verkannte „jüdische Kabalah". Mit dem grossen Apostel St. Paul sagen wir unsern Lesern: „Prüfet alles, das Beste behaltet." Da wir ein Exemplar des kostbaren Werkes für unsere Bibliothek erwerben, so werden wir nach dem Erscheinen jedes Bandes unsern Lesern über den Inhalt berichten und das Bedeutendste für die Rundschau exzerpieren.



Das Wiedererwachen uralter Naturerkenntniss. In der Société de chimie in Genf hielt kürzlich Dr. H. Ziegler einen Vortrag, der im wahren Sinne des Wortes Licht auf das bis jetzt noch immer rätselhafte Wesen der Materie wirft. Denn diese besteht nach ihm aus einer durchaus einheitlichen Masse von ganz dichten und folglich auch ganz harten Kügelchen von minimalem, völlig unveränderlichem Durchmesser und unveränderlich maximaler Bewegtheit, aus lauter Lichtpunkten. Zieglers Naturanschauung ist damit eine rein unitische, dass die bisher für unvereinbar gehaltenen Attribute

der Substanz: Materie und Energie im Begriff des ewigen Lichtes vereinigt sind. Nach ihm durchstrahlt eine bestimmte unendliche Menge von undurchdringlichen Lichtpunkten in beständig relativ gleicher Verteilung den unendlichen unveränderlichen Raum in der Art, dass die beiden Massenhälften fortwährend gegenseitig die Plätze tauschen. Das Ganze befindet sich somit ewig als Fluss und Gegenfluss im völligen Gleichgewicht. Dabei ist die Masse notwendig nur relativ verteilt, da bei ihrer Durchstrahlung den Umständen entsprechende Stauungen und Entstauungen oder Verdichtungen und Auflösungen eintreten. Diese relative Veränderung der Masse, die gesamte Aggregation bezw. Desaggregation, teilt sich nun ebenfalls von selbst in zwei Hälften, deren erste sich auf den Raumabschluss und deren zweite sich auf die Ausfüllung der verschiedenen raumbeherrschenden Formen erstreckt. Jene ist die relativ undichte, diese die relativ dichte Hälfte. Beide zerfallen dann ihrerseits gemäss den drei Dimensionen des Raumes in je drei Hauptstadien. Die undichte Hälfte beginnt mit dem undichtesten und einfachsten Zustand des ewigen Lichtes, dessen völliger Auflösungsform mit ursprünglicher Geschwindigkeit, dem weltlichen Lichte, um von hier an unter beständiger Abnahme der Formgeschwindigkeit und beständiger Zunahme der Formdichtheit durch die linearen Farbenwirkungen und ebenflächigen Schallformen zu den den Raum zuletzt völlig durchwirkenden krummflächigen Gaswirkungen zu führen, deren kritische Punkte die Grenzscheide zwischen der unsichtbaren ersten und der sichtbaren zweiten Hälfte der Aggregation bilden. Von hier an erfolgen Ausfüllung und Zusammenziehung nach demselben Teilungs-Prinzip durch die drei Stadien der Dämpfe, Flüssigkeiten und festen Formen hindurch. Die undichten unsichtbaren Formen sind relativ bewegt, die dichten sichtbaren relativ unbewegt; es sind die kinetischen und potenziellen Formen der Energie. Ziegler unterscheidet sie auch als geistige und körperliche Formen des ewigen unbedingten Geistes, der Masse, deren eigene Unsichtbarkeit wegen der völligen Unveränderlichkeit ihrer Atome selbstverständlich ist. Da die Uratome keine Aussenwirkung besitzen können, so muss das Ewige auch unter dem idealsten Mikroskop unsichtbar bleiben, und wir können somit höchstens erwarten, einst so Atome von körperlichen Zuständen zu erblicken, nie aber das sie bildende Grundelement der Lichtpunkte. Die neue Naturauffassung Zieglers führt zu einer Reihe der überraschendsten Ergebnisse. So löst sie ohne grosse Schwierigkeit das bisher ungelöste Problem der allgemeinen Gravitation und gewährt ebenso Einblick in die Geheimnisse der Erscheinungen auf dem Gebiet der Physiologie. Sobald man die beiden mittleren Aggregatzustände, die Gase und Dämpfe, als einen betrachtet, werden die fünf Hauptzustände ohne weiteres als die notwendigen Ursachen der fünf Sinne erkannt.


Die Shakespeare-Bacon-Frage gelöst! Edwin Bormann schreibt uns: „Es ist mir geglückt, das endgiltige Geständnis Francis Bacon's, dass er der heimliche Shakespeare-Dichter ist, aufgefunden zu haben. Dieses Geständnis ist in Form von Hunderten von reich gereimten, teils ernsten, teils drolligen Versen niedergelegt, die Bacon auf eine

höchst geistvolle (zugleich diskrete und doch ganz deutliche) Weise kurz vor seinem Tode, gleichsam als literarisches Testament, gedruckt in die Welt sandte. Das Geständnis erstreckt sich auf die Verheimlichung und ihre Gründe, auf die Dramengesamtausgabe, auf eine Reihe von Einzeltiteln der Shakespeare-Dramen, auf das Wort Shakespeare und auf das Verhältnis Francis Bacon's zu dem Schauspieler, der ihm als literarischer Deckmantel diente. Es wird dadurch um so deutlicher, als es nicht nur in englischer, sondern auch in lateinischer und französischer Sprache niedergelegt ist. Alles gereimt, alles gedruckt, alles mit Francis Bacon's Namen gezeichnet.“ Demnächst wird dieses „Testament“ in Gestalt eines Buches veröffentlicht werden nebst den nötigen Erläuterungen unter dem Titel „Francis Bacon's Reim-Geheimschrift und ihre Enthüllungen.“ Wir werden bei der Besprechung des Werkes unsern Lesern ein ausführliches Bild der Shakespeare-Bacon-Frage geben.



Für das nächste Heft haben wir den Schluss der von unsern Lesern mit so grossem Beifall aufgenommenen Arbeit von Guido List über das Runengeheimnis bestimmt. Unsere Arbeit über H. P. Blavatzky und den dritten Band der Geheimlehre mussten wir ebenfalls ins dritte Heft verweisen. Auch beginnen wir im dritten Hefte mit der Veröffentlichung der Briefe über die Kabbala von Eliphas Levy. Das Bild dieses bedeutendsten Kabbalisten des 19. Jahrhunderts in Europa wird das Heft schmücken, nebst einem interessanten Bild H. P. Blavatzkys aus ihren Jugendjahren.



Verlegerlisten für Schriftsteller, herausgegeben von der Redaktion der Feder, Berlin W., Elssholzstrasse 5. Preis 1 Mk. geb. 1.40 Mk. — Das Buch enthält das gesamte Material, das Schriftstellern aller Fächer dazu dienen soll, geeignete Verleger für Bücher aller Art zu finden. Den Verlegerlisten (nebst Verlagsbedingungen eines grossen Teiles der Verleger) sind auch Verlagsverträge, eine Kritikerliste und eine Anleitung zum Selbstverlag beigefügt. Der Hauptzweck des Buches soll der sein, den Schriftstellern honorierende Verleger nachzuweisen und ihnen die Herstellungskosten zu ersparen, zu deren Tragen sie von spekulativen Bureaus veranlasst werden.



BVCHERSCHAV

Plato, Jon, Lysis, Charmides; ins Deutsche übertragen von Rud. Kassner. Jena (Diedrichs) 1905. (2.50 geb. 4.—).

Pater, Walter, Plato und der Platonismus. Vorlesungen. A. d. Engl. v. H. Hecht. Mit Buchornamenten v. Paul Haustein. Jena (Diederichs) 1904. (6.— geb. 8.—).

Piat, Cl., Socrate; Paris (Alcan) 1900. (5.—).

Diese drei Bände könnte man als gegenseitige Ergänzungen gelten lassen. Die drei Dialoge von der künstlerischen Begeisterung (Jon), von der Freundschaft (Lysis) und von der Besonnenheit (Charmides) sind Übertragungen aus der Feder Kassners. Sie sind den anderen Arbeiten Kassners ebenbürtig. Wenn einige Jahre ins Land gegangen sein werden und die Kassnersche Plato-Ausgabe in den Kreisen unseres Volkes verbreitet sein wird, wird man erst einsehen lernen, welcher Segen aus den Anschauungen des alten griechischen Weisen auch noch heute erspriessen kann. Die Verdeutschungen haben das Gewand der Übersetzung fast völlig abgestreift und wirken in ganz unmittelbarer Frische.

Aus der ersten der drei Arbeiten möchte ich einen der Hauptgedanken herausgreifen. Unsere Leser werden daraus wiederum ersehen, dass nur ein Geheimschüler solche Weisheit aussprechen konnte.

Im Dialog über die künstlerische Begeisterung (Jon) sagt Socrates zu Jon: „Was dir deine schönen Worte über Homer in den Mund legt, ist nicht etwa deine Kunst, o nein, Jon; eine göttliche Kraft bewegt dich hier, eine göttliche Kraft lebt dann in dir, ganz wie in jenem Steine, den Euripides Magnet nennt und die Leute den Stein aus Herakleia heissen. Denn dieser Stein gibt nicht nur die eisernen Ringe an, sondern teilt auch seine Kraft diesen Ringen mit, sodass alle nun die eigene Tugend des Magneten besitzen, andere Ringe an sich zu ziehen und sich auf solche Art oft eine lange Kette bildet aus vielen, vielen Ringen und Gliedern. Aber in alle Ringe ist die Kraft und Tugend aus jenem einzigen, ursprünglichen Steine gekommen. Und so, Jon, teilt auch euch zuerst die einzige, ursprüngliche Muse selbst den Gott mit, aber an diese Ergriffenen schliessen sich in gleicher Kette die vielen, die aus euch, den Nächsten, die Kraft nehmen . . . ein Ding ohne eigene Schwere ist der Dichter, beflügelt wie der Vogel und die Biene, ein ganz heiliges, und es taucht zu nichts, bevor ihn der Gott nicht gehoben und er jegliche Besinnung gelassen hat und keine Vernunft mehr in ihm weilt. Wahrlich, solange der Mensch sich dieses Gut erworben hat, vermag er weder zu dichten, noch zu weissagen. Und wie die Menschen nun nicht als Künstler, sondern von Gott erkoren und berückt dichten oder schön und sinnreich von den Dingen reden . . . . so vermag ein jeder nur zu schaffen, wozu ihn die Muse reizt . . . Sie reden . . nicht als Künstler, sondern mit ihrer Gottheit ureigenem Zauber . . . Aber Gott ist weise, Jon, und Gott beraubt die Dichter nur darum ihrer Besinnung und bedient sich ihrer gleichwie der heiligen Seher und Wahrsager darum nur als Boten, damit wir, die wir sie

hören, auch wüssten, dass es nicht diese im Grunde ganz unbesonnenen Menschen wären, die uns das Kostbare mitteilen, sondern dass Gott selbst zu uns rede und durch die Dichter uns seine Stimme töne." —

Über das herrliche Werk Walter Paters möchte ich einige Stellen aus Hans Hechts Einleitung hier wiederholen, die so treffend Paters Wesen charakterisieren:

„Pater, dessen ganzes Schaffen dem Platonismus zugewandt ist, vertraut uns hier eine Glaubensharmonie, ein Glaubensbekenntnis an, das in dem letzten Kapitel (die Aesthetik Platos) seinen unmittelbaren Ausdruck erhält. Handelte es sich darum, diesen Versuchen einen zweiten Titel zu geben, so könnte es nur der sein: über die Schönheit . . . Man kann auf Pater das Wort anwenden, mit dem er selbst seinen grossen Meister Montaigne gekennzeichnet hat. „er war der typische Essayist, weil er der typische Platoniker oder Skeptiker war" . . . Stofflich enthält das Werk alte Wahrheiten. Es ist weder ein Lehr- noch ein Lernbuch im genauen Sinne des Wortes. Es entscheidet keine strittigen Fragen der Platokritik und regt keine neuen Diskussionen durch neues Material an".

Aber, fügen wir hinzu, es belebt uns den Platonismus in einer Weise, dass wir uns in einer Zeit, in der Automobil und Elektrizität als Kulturfortschritt betrachtet wird, als Platoniker fühlen lernen, dass nicht allein die Sehnsucht nach den platonischen Idealen in uns webt, sondern wir auch die Stärke in uns fühlen jene Ideale zu neuem Leben zu erwecken. Pater sagt: „So wie wir modernen Menschen nun einmal sind, werden wir selbst unter Platos Leitung und durch die Lektüre der platonischen Dialoge schwerlich über das absolute Wissen oder über die ewige, unvergängliche, unwandelbare Wahrheit sonderlich zuversichtlich denken. Aber wenn wir auch kaum die Verwirklichung der verheissenen „ontologischen" Wissenschaft, einer „Lehre vom Sein," oder einen Zuwachs in unserm Bewusstsein metaphysischer Sicherheit in seiner Schule erleben, sondern uns vielmehr dort die andere Seite des Platonismus aneignen werden, nähmlich die Gewohnheit zaudernd zu denken und das Urteil aufzuschieben; wenn es uns auch kaum vergönnt sein wird, des Anblicks seiner „ewigen unwandelbaren Ideen" zu geniessen, so kann uns doch Plato unsere „Ideale fördern helfen, das heisst unser Streben nach einer vollendetern Gerechtigkeit, einer vollendetern Schönheit in physischer und geistiger Beziehung, nach einem vollkommenern Zustand der menschlichen Verhältnisse, als man ihn jemals erschaut hat; nach einem Kosmos, in dem die Dinge nicht anders sind, als sie ein vollkommener Geist denkt; den uns die Erfahrung immer näher bringt, den sie aber nicht zu schaffen vermag. Dies also sind die beiden grossen Merksteine des intellektuellen oder spirituellen Lebens, wie Plato es sich vorstellte: das Ideal, die Welt der „Ideen", „das grosse Vielleicht", für das er verdienstvoller Weise im Gebäude des Geistes so nachdrücklich Raum zu schaffen vermochte: das wir, wenn überhaupt, nur durch die Verwandtschaft unserer Natur mit ihm begreifen, das wir aber in unserm Verkehr mit uns selbst und mit andern als objektiv oder wirklich gelten lassen können; und

dann, als Ersatz für die unvollkommene Verwirklichung dieses Ideals in uns selbst, in der Natur, in der Geschichte, und, da es ja sein wahres Wesen uns gleichsam nur unter dem Einflusse seiner persönlichen Launen offenbart, als die geeignete Haltung unsererseits der dialektische Geist, der bis zuletzt misstrauisch zurückhaltend, behutsam und nachdenklich ist."

„Alles Gute und Grosse in seinem (Platos) herangereiften Genius identifiziert er mit seinem Meister, und wenn wir von Plato reden, denken wir eigentlich an den platonischen Sokrates", heisst es bei Pater am Schluss des vierten Kapitels. Über den Sokrates selbst, wie er war und was er lehrte, dass ihn zuletzt Plato in jene Idealgestalt umbilden konnte, unterrichtet uns unser drittes Werk des katholischen Gelehrten Piat. Es ist wenig, was uns au unmittelbaren Nachrichten von ihm überliefert ist, der platonische Sokrates übertönt alles. Doch folgen wir gern der ausführlichen Schilderung des Milieus in dem Sokrates aufwuchs, seinen Lehren, soweit sie sich als sokratische kennzeichnen und dem Wirken auf seine Zeitgenossen, wie es uns Piat bietet. (Vergl. dazu das Zitat aus Isis unveiled. N. M. R. Band 7, 8, Seite 228, 24.) Die Monographie ist, soweit ich mich erinnere, auch in deutscher Sprache erschienen.

Das Persische Papageienbuch. — (Tuti Nameh); eine Sammlung persischer Märchen. Deutsche Übersetzg. von C. J. L. Iken. Neudruck mit Einleitung von Rich. Schmidt. 3. Aufl. Berlin (Magazin-Verlag S. Hegner) 1905. (3.—).

Maimun d. i. Glückselig vermählte sich mit Chodscheste und beide liebten sich innig und waren unzertrennlich, bis eines Tages Maimun eine Reise zu machen hatte. Zuvor hatte er aber einen klugen Papageien für vieles Geld gekauft und diesem einen Scharuk, einen andern Vogel zur Gesellschaft gegeben. Der Papagei war aber ein so kluges Tier, dass Maimun seiner Frau empfahl, bei allem, was sie tun wollte sich den Rat des Papageien zuvor zu holen. Als Maimun einige Zeit verreist war, sieht Chodscheste einen schönen Prinzen, und verabredet mit diesem ein Stelldichein. Zuvor aber fragt sie den Scharuk. Der Scharuk rät ihr ab und macht ihr Vorwürfe ob ihres treulosen Tuns. Sie aber tötet den Scharuk im Zorn über sein Abraten. Dann wendet sie sich an den Papageien um Rat. Der Papagei rät ihr, sie solle gehen, er würde schon später Frieden zwischen ihr und ihrem Manne stiften wie der Papagei des Feruch Beg. Die neugierige Chodscheste fragt nach dieser Geschichte; und während der Papagei sie erzählt, verfliegt die Stunde des Stelldicheins. Am nächsten Tage erzählt der Papagei unter den sich wiederholenden Umständen eine zweite Geschichte und so fort bis Maimun von der Reise heimkehrte. Der Papagei erzählt Maimun die ganze Geschichte mit sämtlichen Umständen. „Da tötete Maimun auf der Stelle Chodscheste und machte ihrem Leben ein Ende."

Das wäre in grossen Zügen der Rahmen, in den der Orient eine Reihe seiner schönsten Moralgeschichten und Legenden gefasst hat. Das Papageienbuch ist eins der verbreitetsten Märchenbücher des Orients und mit vielfachen Abänderungen fast in allen Sprachen zu finden. Es ist erfreulich, dass wir durch Schmidts Vermittelung die hübsche Übersetzung von Iken, an der auch I. G. L. Kosegarten

mitgearbeitet hat, wieder zur Hand nehmen können. Bisher war sie nur antiquarisch und selten zu haben.

Ursprünglich waren die Märchen als die Sukasaptati, die „70 Erzählungen des Papageis" in Indien erschienen. Hier haben wir die Übertragung einer persischen Bearbeitung durch Nechschebi vor uns. (1330 n. Chr.).

Crohns, Dr. H., zwei Förderer des Hexenwahns und ihre Ehrenrettung durch die ultramontane Wissenschaft. Stuttgart (Strecker & Schroeder) 1905. (1.20).

Katholische Gelehrte haben neuerlich wiederholt den Versuch gemacht, die Verfasser des Hexenhammers, jenes „klassischen" Werkes, das die entsetzlichsten Hexenverbrennungen erzeugt und gut geheissen hat, zu rechtfertigen. Crohns hat nämlich 1903 in einer Schrift „Die Summa theologia des Antonin von Florenz und die Schätzung des Weibes im Hexenhammer" nachgewiesen woher die beiden Verfasser des Hexenhammers Institoris und Sprenger ihre Anschauungen über das Weib haben. Man musste also katholischerseits den Verfasser ad absurdum führen um jene beiden Inquisitoren weiss zu waschen und vom Katholizismus den Ruf des Frauenhasses, des allerschwärzesten und sinnlosesten abzuwälzen. Unser Verfasser weist jedoch mit Geschick und Ruhe diese Angriffe zurück und erkennt, wir stimmen ihm darin durchaus bei, einen der Hauptfaktoren, welche die sinnlosen Darlegungen über „die Schlechtigkeit des Weibes" verschuldet haben in der „Askese", besonders wie sie in der gezwungenen Ehelosigkeit der Priester und in der Idee von der sogenannten höheren Vollkommenheit des Lebens im freiwilligen oder gelobten Zölibat zum Ausdruck kommt." Das Büchlein hat nicht nur für die Theologie und Kulturgeschichte Wert, sondern sollte ebenso von der Frauenbewegung wie von unseren theosophischen Kreisen beachtet werden. Wir kommen auf dieses Thema nochmals zurück, da uns soeben der erste Band einer deutschen Übersetzung des Hexenhammers zugeht.

Hirschlaff, L., Bibliographie der psycho-physiologischen Literatur des Jahres 1902 mit Unterstützung von Prof. H. C. Warren zusammengestellt. Sonderabdruck aus „Zeitschrift für Psychologie u. Physiologie der Sinnesorgane. Band 34. (Joh. Ambr. Barth). Leipzig 1904. (4.—).

Ein unentbehrliches Hilfsmittel bei psychologischen Studien zum Auffinden der nötigen Literatur aus dem Jahre 1902.

Adler, Dr. M., Immanuel Kant zum Gedächtnis! Gedenkrede zum 100. Todestage. Wien 1904. (Denticke) (1.—).

Verantwortlicher Redakteur: Paul Zillmann.

Redaktion und Verlag: Gross-Lichterfelde, Ringstrasse 47a.

Druck von Robert Schumann, Cöthen (Anhalt).



„Drei Worte wurden gesprochen und folgten einander am Eingang griechischer Philosophie. Der Jonier spricht: ich höre die Welt rauschen als einen unendlichen Strom. Der Pythagoräer spricht: und ich höre Musik darin und wohlgemessene Harmonie. Der Eleat spricht: und alles verschmilzt in Liebe und verklingt in Eins. Aus der Unendlichkeit durch Zahl und Harmonie zur Einheit!" Karl Joël.

Die Elemente der Kabbala.

Zehn Briefe von Eliphas Levi, mitgeteilt von seinem Schüler Montaut.

Erster Brief. Allgemeine Vorbemerkungen.

Werter Herr und Bruder!

Ich kann Ihnen diesen Titel geben, da Sie die Wahrheit mit der Aufrichtigkeit Ihres Herzens suchen und um sie zu finden bereit sind für die Opfer.

Die Wahrheit, das eigentliche Wesen dessen, das ist, ist nicht schwer zu finden; sie ist in uns und wir siud in ihr. Sie ist wie das Licht und die Blinden sehen sie nicht.

Das Sein ist. Das ist unumstösslich und absolut. Die genaue Idee des Seins ist Wahrheit; seine Erkenntnis ist Wissenschaft; sein idealer Ausdruck ist die Vernunft; seine Tätigkeit ist die Schöpfung und die Gerechtigkeit.

Sie möchten dies glauben, sagen Sie. Dazu genügt es die Wahrheit zu erkennen und zu liebeu. Denn der wahre Glaube ist das unerschütterliche Anhangen des Geistes an den notwendigeu Deduktionen der Wissenschaft in der angenommenen Unendlichkeit.

Die okkulten Wissenschaften allein geben Gewissheit, da sie als Grundlagen Wirklichkeiten und nicht Träume annehmen.

Sie lassen in jedem religiösen Symbol die Wahrheit und die Lüge unterscheiden. Die Wahrheit ist dieselbe überall und die Lüge verändert sich je nach den Umständen, Zeiten und Personen.

Diese okkulten Wissenschaften zerfallen in drei Gruppen: die Kabbala, die Magie und der Hermetismus.

Die Kabbala oder die traditionelle Wisseuschaft der Hebräer könnte man die Mathematik des menschlichen Gedankens nennen. Sie ist die Algebra des Glaubens. Sie löst alle Probleme der menschlichen Seele wie Gleichungen, in denen die Unbekannten alle auf eine Seite gebracht werden. Sie gibt den Ideen die Reinheit und unumstössliche Genauigkeit von Zahlen; ihre Resultate sind für den Geist Unfehlbarkeit (relativ jedoch im Umkreis menschlicher Erkenntnisse), und für das Herz der tiefe Frieden.

Die Magie oder Wissenschaft der Magier wurde im Altertum durch die Schüler und vielleicht auch die Meister des Zoroaster

vertreten. Sie ist die Kenntnis der geheimen und eigenartigen Gesetze der Natur, welche die geheimen Kräfte erzeugen, die Magnete, seien sie nun natürlich oder künstlich, welche im Metallreiche sogar äusserlich sichtbar werden. Mit einem Wort, und um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, sie ist die Wissenschaft des universellen Magnetismus.

Der Hermetismus ist die Wissenschaft der Natur, die in den Hieroglyphen und Symbolen des Altertums verborgen liegt. Er ist das Suchen nach dem Lebensprinzip mit dem Traum (für die, welche es noch nicht gefunden haben) der Vollendung des Grossen Werkes, der Reproduktion des göttlichen und natürlichen Lebensfeuers, welches die Wesen schafft und regeneriert durch den Menschen.

Dies, werter Herr, sind die Dinge, welche Sie studieren wollen. Der Umfang derselben ist ungeheuer, aber die Prinzipien derselben sind so einfach, dass sie in den Zahlzeichen und den Buchstaben des Alphabetes dargestellt und enthalten sind. „Es ist eine Herkulesarbeit, die einem Kinderspiel gleicht“, sagen die Meister der heiligen Wissenschaft.

Die Bedingungen, um in diesem Studium Erfolg zu haben, sind eine grosse Lauterkeit des Urteils und eine ausserordentliche Unabhängigkeit des Geistes. Man muss sich von jedem Vorurteil und jeder vorgefassten Meinung lossagen, wie es der Christus gelehrt hat: Wenn Ihr Euch nicht mit der Einfältigkeit des Kindes darbietet, werdet Ihr nicht in den Malkouht eintreten, das ist, in das Königreich der Wissenschaft.

Wir werden nun zunächst mit der Kabbala beginnen, deren Teile sind: Béréchith, Mercavah, Gematria und Lemurah.

Ganz der Ihre in der heiligen Wissenschaft!

Eliphas Lévi.

Zweiter Brief. Die Kabbala. Zweck und Methode.

Man muss sich beim Studium der Kabbala vor allem vornehmen durch Ruhe des Geistes und Herzensfrieden zu dem wahren tiefen Frieden zu gelangen.

Die Ruhe des Geistes ist eine Wirkung der Gewissheit; der Frieden des Herzens entspricht der Geduld und dem Glauben.

Ohne Glauben führt die Wissenschaft zum Zweifel; ohne Wissenschaft verleitet der Glaube zum Aberglauben. Beide vereint geben die Gewissheit und um sie zu vereinen ist es niemals nötig sie miteinander zu vermischen. Der Gegenstand des Glaubens ist die Hypothese, und diese wird zur Gewissheit, wenn die Hypothese durch den Augenschein oder durch die Demonstrationen der Wissenschaft bedingt ist.

Die Wissenschaft konstatiert Tatsachen. Aus der Wiederholung der Tatsachen mutmasst sie Gesetze. Die Allgemeinheit der Tatsachen in Gegenwart dieser oder jener Kraft beweist die Existenz von Gesetzen. Die geistigen Gesetze sind notwendigerweise durch den Geist gewollt und geleitet. Die Einheit in den Gesetzen lässt die Einheit des gesetzgebenden Geistes annehmen. Dieser Geist (intelligence), den wir nach den sichtbaren Werken annehmen müssen, und den wir unmöglich definieren können, ist das, was wir Gott nennen!

Sie empfangen meinen Brief, das ist eine augenscheinliche Tatsache; Sie erkennen meine Handschrift wieder und meine Gedanken und schliessen daraus, dass ich es war, der Ihnen den Brief geschrieben hat. Das ist eine vernünftige Hypothese, aber die notwendige Hypothese ist die, dass überhaupt jemand den Brief geschrieben hat. Er könnte ja auch nachgemacht sein, aber Sie haben keinen Grund dies anzunehmen. Würden Sie dies willkürlich annehmen, so würden Sie eine sehr zweifelhafte (zweideutige) Hypothese bilden. Wenn Sie behaupten würden, der ganze geschriebene Brief wäre vom Himmel gefallen, so würden Sie eine absurde Hypothese bilden.

So also entwickelt sich nach der kabbalistischen Methode die Gewissheit:

Augenscheinlichkeit (Evidenz)	Gewissheit.
Wissenschaftlicher Beweis	
Notwendige Hypothese	
Vernünftige Hypothese	Wahrscheinlichkeit.
Zweifelhafte Hypothese (zweideutig) . . .	Zweifel.
Absurde Hypothese	Irrtum.

Wenn wir von dieser Methode nicht abweichen, erlangt der Geist eine wahrhafte Unfehlbarkeit, wenn er bestätigt, was er weiss, glaubt, was er notwendig annehmen muss, zulässt vernünftige Annahmen, zweifelhafte prüft und absurde verwirft.

Die ganze Kabbala ist in dem enthalten, was die Meister die 32 Wege und die 50 Tore nennen.

Die 32 Wege sind 32 absolute und wirkliche Ideen, welche den zehn Zahlen der Arithmetik und den zweiundzwanzig Buchstaben des hebräischen Alphabetes zugeteilt sind.

Dies sind die Ideen:

Zahlen.

1. Höchste Macht.	6. Schönheit.
2. Absolute Weisheit.	7. Sieg.
3. Unendlicher Geist (intelligence).	8. Ewigkeit.
4. Güte.	9. Fruchtbarkeit.
5. Gerechtigkeit oder Strenge.	10. Wirklichkeit.

Buchstaben.

Aleph	Vater	Lamed	Opfer
Beth	Mutter	Mem	Tod
Ghimel	Natur	Nun	Rückfälligkeit
Daleth	Machtvollkommenheit	Samech	Universelles Sein
Hé	Religion	Phé	Unsterblichkeit
Vau	Freiheit	Gnaïn	Gleichgewicht
Dzain	Eigentum	Tsade	Schatten und Reflex
Cheth	Verteilung	Koph	Licht
Theth	Klugheit	Resch	Wiedererkennung
Jod	Ordnung	Thau	Synthese.
Caph	Kraft		

Dritter Brief. Anwendung der Methode.

In dem vorhergehenden Briefe habe ich von den 32 Wegen gesprochen; später werde ich die fünfzig Tore anführen.

Die durch die Zahlen und Buchstaben ausgedrückten Ideen sind unbestreitbare Wirklichkeiten. Sie fügen sich ineinander und stimmen untereinander überein wie die Zahlen selbst. Man schreitet logisch von einer zur anderen fort. Der Mann ist der Sohn des Weibes, aber das Weib kommt aus dem Manne wie die Zahl aus der Einheit. Das Weib deutet die Natur, die Natur enthüllt die Machtvollkommenheit, schafft die Religion, die der Freiheit zur Grundlage dient und die den Menschen zum Herrn seiner selbst und des Universums macht etc. . . . Versorgen Sie sich einen Tarot (aber ich glaube, Sie haben schon einen) und ordnen Sie die allegorischen numerierten Karten in zwei Reihen zu zehn Karten von eins bis einundzwanzig. Sie werden dann alle Figuren sehen, die die Buchstaben deuten. Was die Zahlen von eins bis zehn betrifft, so werden Sie die Deutung viermal wiederholt finden mit den Symbolen des Stabes oder Szepters des Vaters, der Schale oder der Wollust (Herz) der Mutter, dem Degen oder Kampf der Liebe und des Geldes (Schellen) oder der Fruchtbarkeit. Der Tarot ist in dem hieroglyphischen Buche der 32 Wege enthalten und seine summarische Deutung findet sich in dem Buche, welches man unter dem Namen Sepher Jézirah dem Patriarchen Abraham zuschreibt.

Der gelehrte Court de Gebelin hat als erster die Wichtigkeit des Tarot, der ja der grosse Schlüssel der hieratischen Hieroglyphen ist, enthüllt. Man findet seine Symbole und Zahlen wieder in den Prophetien des Ezechiel und des Heiligen Johannes. Die Bibel ist ein inspiriertes Buch, aber der Tarot ist das inspirierende Buch. Man hat ihn auch das Rad genannt, rota, woher Tarot und Tora kommt. Die alten Rosenkreuzer kannten ihn und der Marquis de Suchet spricht von ihm in seinem Werke über die Erleuchteten.

Von diesem Buche stammen unsere Spielkarten ab. Die spanischen Karten tragen noch die Hauptzeichen des ursprünglichen Tarot. Darauf ist es auch zurückzuführen, dass man ein „jeu de l' hombre“ spielt, oder „de l' homme“, eine unbestimmte Erinnerung an den ursprünglichen Gebrauch eines geheimnisvollen Buches, welches die ordnenden Angelpunkte aller menschlichen Göttlichkeiten enthält.

Die ältesten Tarotkarten waren Medaillen, die man später als Talismane gebrauchte. Die Claviculae oder kleinen Schlüssel des Salomon bestanden aus 36 Talismanen, welche 72 Zeichen trugen, entsprechend den hieroglyphischen Figuren des Tarot. Diese durch die Kopisten veränderten Figuren finden sich noch in den alten Manuskripten der Claviculae, die in den Bibliotheken aufbewahrt sind. Eines dieser Manuskripte befindet sich in der Nationalbibliothek und eines in der Arsenalbibliothek in Paris. Die einzig authentischen Manuskripte der Claviculae sind die, welche die Reihe der 36 Talismane mit den 72 geheimnisvollen Namen aufführen; die anderen, sie mögen so alt sein wie sie wollen, gehören zu den Träumereien der schwarzen Magie und enthalten nur Mystifikationen.

Schlagen Sie die Deutung des Tarot in meinem „Dogme et Rituel de la Haute Magie nach. *)

Der Ihre in der heiligen Wissenschaft

Eliphas Levi.

Vierter Brief. Die Kabbala.

Bereschith will sagen „Entstehungsgeschichte (Genesis)“. Mercavah bedeutet „Wagen“ mit Anspielung auf die Räder und geheimnisvollen Tiere des Ezechiel.

Bereschith und Mercavah umfassen die Wissenschaft von Gott und von der Welt.

Ich sage „Wissenschaft von Gott“ und gleichwohl ist uns Gott völlig unbekannt. Seine Natur entgeht völlig unsern Untersuchungen. Als absolutes Prinzip des Seins und der Wesen kann man es nur den Wirkungen, die es erzeugt vermengen und man kann, indem man seine Existenz im allgemeinen bestätigt, von ihm nur sagen, dass es weder das Sein noch ein Wesen ist. Es ist das, was die Vernunft durchdringt, ohne sie zu verwirren und uns für immer aller Abgötterei entfremdet.

Gott ist das einzige absolute Postulatum aller Wissenschaft, die

*) Wir beschäftigen uns mit dieser Deutung und dem Tarot ausführlich im XIV. Bande der Rundschau. Der Leser gedulde sich bis dahin. An obige Briefe schliesst sich zunächst eine Arbeit über die Lehren des Eliphas Levi aus der Feder des bedeutenden Okkultisten und Schülers Eliphas Levis Papus (Dr. med. G. Encausse).

absolut nötige Hypothese, die jeder Gewissheit als Basis dient, und daher kommt es auch, dass unsere alten Meister auf dieser selben Wissenschaft die zuverlässige Hypothese des Glaubens errichtet haben: das Sein ist. Im Sein ist das Leben. Das Leben offenbart sich durch die Bewegung. Die Bewegung besteht fort durch das Gleichgewicht der Kräfte. Die Harmonie resultiert aus der Analogie der Gegensätze. Es herrscht in der Natur unveränderliche Gesetzmässigkeit und unendlicher Fortschritt. Ewiger Wechsel in den Formen und Unzerstörbarkeit der Substanz sind die Tatsachen, welche man bei Beobachtung der physischen Welt findet.

Die Metaphysik bietet uns Gesetze und diesen analoge Tatsachen sei es auf intellektuellem, sei es auf moralischem Gebiete, das Wahre, unveränderlich auf der einen Seite, auf der andern die Fantasie und die Dichtung. Hier ist das Gute, welche das Wahre ist, dort das Böse, welches das Falsche ist und aus diesen scheinbaren Konflikten entspringt Urteil und Tugend. Die Tugend setzt sich zusammen aus Güte und Gerechtigkeit. Als Güte ist die Tugend nachsichtig; als Gerechtigkeit ist sie streng. Gütig weil sie gerecht, gerecht weil sie gütig ist, zeigt sie sich auf diese Weise als schön.

Diese erhabene Harmonie der physischen und moralischen Welt, die nur eine höhere Ursache in sich selbst haben kann, enthüllt und beweist uns die Existenz einer unveränderlichen Weisheit als Prinzip und ewige Gesetzmässigkeit und einer unendlich tätigen schöpferischen Intelligenz. Auf dieser Weisheit und auf dieser Intelligenz, untrennbar die eine von der andern, ruht jene erhabene Macht, welche die Hebräer die Krone nennen. Die Krone und nicht der König, denn die Idee eines Königs würde die eines Idoles in sich enthalten. Die erhabenste Macht ist für die Kabbalisten die Krone des Weltalls und die gesamte Schöpfung ist das Königreich der Krone, oder wenn man es lieber will, die Domäne der Krone.

Keiner kann geben, was er nicht hat und wir müssen der Ursache das Wirkungsvermögen zugestehen, welche sich in den Wirkungen manifestiert.

Gott ist daher die Macht oder erhabenste Krone (Keter), die auf der unveränderlichen Weisheit (chocmah) ruht und auf der schöpferischen Intelligenz (binah); in ihm sind Güte (hesed) und Gerechtigkeit (geburah), die das Ideal der Schönheit (tiphereth) sind. In ihm sind die ewige sieghafte Bewegung (netzah) und die erhabene ewige Ruhe (hod). Sein Wollen ist ein ewiges Gebären (jesod) und sein Reich (malchuth) ist die Unermesslichkeit, welche die Universen bevölkert.

Lasst uns hier einhalten: wir erkennen Gott!

Der Ihre in der heiligen Wissenschaft Eliphas Levi.

Fünfter Brief. Die Kabbala II. Werter Herr und Bruder!

Diese vernünftige Erkenntnis der Gottheit, die auf den zehn Chiffern, aus denen alle Zahlen bestehen, aufgebaut ist, gibt Ihnen die ganze Methode der kabbalistischen Philosophie. Diese Methode setzt sich aus zweiunddreissig Mitteln oder Instrumenten des Wissens zusammen, welche man die zweiunddreissig Wege nennt und aus fünfzig Dingen, auf welche die Wissenschaft sich anwenden lässt, und die man die fünfzig Tore nennt.

Die synthetische, universelle Wissenschaft wird gewissermassen als ein Tempel betrachtet, nach welchem zweiunddreissig Wege führen, und in welchen man durch fünfzig Tore eintreten kann.

Dieses Zahlensystem, welches man auch ein dezimales nennen könnte, weil die Zahl Zehn die Basis desselben ist, bildet durch Analogien eine exakte Klassifikation aller menschlichen Kenntnisse. Nichts ist ingeniöser aber auch nichts ist logischer und exakter.

Diese Zahl Zehn angewendet auf absolute Begriffe des Seins in der göttlichen Ordnung, in der metaphysischen Ordnung und in der natürlichen Ordnung wiederholt sich ebenso dreimal und gibt dreissig als Mittel zur Analyse; fügen Sie die Syllepsis und die Synthese hinzu: die Einheit, welche sich am Beginn dem Geiste vorsetzt und diejenige, welche das gesamte Universum umfasst, so haben Sie die zweiunddreissig Wege.

Die fünfzig Tore sind eine Klassifikation aller Wesen in fünf Serien zu je zehn, welche alle möglichen Kenntnisse umfasst und sich über die gesamte Enzyklopaedie ausdehnt.

Aber es genügt nicht, eine exakte mathematische Methode gefunden zu haben, es ist nötig um vollkommen zu sein, dass diese Methode fortschreitend offenbarend ist, d. h. dass sie uns die Mittel gibt genau alle Deduktionen zu ziehen, um neue Kenntnisse zu erlangen, und den Geist zu entwickeln, ohne etwas der Laune der Einbildung zu überlassen.

Das ist es, was man durch die Gematria und die Lemurah erlangt, welche die Mathematik der Ideen sind. Die Kabbala hat ihre ideale Geometrie, ihre philosophische Algebra, und ihre analoge Trigonometrie. So zwingt sie auf mancherlei Art die Natur ihr ihre Geheimnisse zu offenbaren.

Nachdem man diese hohen Kenntnisse erworben, geht man zu den letzten Offenbarungen der transzendentalen Kabbala über und studiert im Schem-mamphorasch die Quelle und den Grund aller Dogmen.

Um dieses Studium, werter Herr und Freund handelt es sich.

(Schluss folgt.) Eliphas Lèvi.



Das Geheimnis der Runen.

(Schluss.)

In jenem verhehlten Wuotanstum ist nun aber die Ursache des so strenge gehüteten „Zunftgeheimnisses“ des Minnesängerordens, der Heroldszunft, der Deutschen Bauhütte, der Feme, sowie anderer daraus hervorgegangener Körperschaften zu erkennen, so wie der Ursprung des Formenreichtums ihrer Aufnahms-, Beförderungs- und Umgangsgebräuche; in ganz besonders beachtenswerter Art und Weise aber, deren Geheimsymbolik, welche sie in den Heilszeichen als „Hieroglyphen“ festlegten, und derselben, den Gesetzen der „Zwiesage“ oder „Kala“ gemäss, doppelte geheime Bedeutung gaben. Die Deutung dieser Hieroglyphen ist also eine zweifache, und wenn man will, eine dreifache und zwar:

1. Die Deutung für das gewöhnliche, uneingeweihte Volk, welche durch das Dargestellte — ob in der Rede, in der Schrift, im Bilde oder in der Plastik, selbst in Brauch und Geberde ist gleichgültig — augenfällig wird; z. B. ein Löwe, ein Fuchs, ein Bär, der Gruss usw.

2. Die niedere Symbolik oder Exoterik, welche sich meist im kirchlich-klerikalen Verstande oder in allgemein bekannten, leichtfasslichen Beziehungen ausspricht, und jedesfalls zu dem Zwecke geschaffen wurde, um den niederen Graden der Zunft (Lehrlinge, Gesellen, Persevanten, usw.) als „kleines Geheimnis“ oder „kleines Licht“ geboten zu werden, um deren Vertrauenswürdigkeit und Verschwiegenheit zu erproben, ehe ihnen in den höheren Graden (Altgeselle, Parlier, Meister, Herold, Heroldskönig usw.) das „volle grosse Geheimnis“ oder das „grosse Licht“ gegeben werden konnte. In dieser exoterischen Stufe deutet z. B. der „Löwe“ auf „den Löwen, der umhergeht schauend wen er verschlinge“ oder auf Mut, königliches Wesen usw.; der „Fuchs“ deutet auf List und Verschlagenheit; der „Bär“ auf Stärke usw. Der Gruss im „Handschenk“ (Händedruck) hat schon seine geheimen Kennzeichen um an denselben den Grüssenden zu erkennen ob er ein Genosse oder nicht, und wenn ja, welchen Grades er sei; das „Grusswort“ bestärkte dann durch das Gehör die durch Gefühl und Gesicht gewonnene Ueberzeugung.

3. Die hohe Symbolik der Esoterik, das „grosse Geheimnis der heimlichen Acht“, das „volle Licht“ steht auf rein wuotanistischem Standpunkte und versinndeutet nur abstrakte Begriffe theosophisch-metaphysischen Inhaltes. Es hatte den Endzweck,

den durch das volle Licht anfangs Geblendeten Stützpunkte zu geben, ihn aber anzuleiten mit wachsender intuitiver Erkenntnis mählich aller symbolischen Behelfe entbehren und auf eigenem geistigen Erfassen fussen zu können. Nun werden erst die Hieroglyphen lebendig, indem sie aus den unsicheren, matten Vergleichen klarausgeprägte Begriffsdeutungen versinnlichen. Auf dieser esoterischen Stufe lösen sich „lesbar" die eben beispielsweise angeführten Hieroglyphen wie folgt: „Löwe" = Leben, Gesetz, Licht, Sonne; „Fuchs" = Zeugung (fas, voss) „Bär" = Geburt; auch der Gruss hat an Bedeutung gewonnen, doch ist er geheimnisvoller geworden, da Vorsicht nötig war, auch die Gruss- und Lösungsworte hatten anderen Sinn erhalten als sie im zweiten Grade hatten.

Ist nun Wesen und Ursprung der arischen Hieroglyphik klar geworden, so sind aber auch die Verästelungen derselben in jenen Gebrauchsgebieten unschwer nachzuweisen, in welchen man sich derselben bediente, und noch heute bedient, wobei aber gleich anfangs gesagt werden muss, dass die heute üblichen Deutungen sich ausnahmslos nur im zweiten Grade — auf exoterischer Stufe — bewegen, da der dritte Deutungsgrad auf esoterischer Stufe — verloren gegangen ist. Aber auch dass sei gleich hier bemerkt, dass dieser Verlust ein nur scheinbarer ist, der Schlüssel zur Enträtselung des Geheimnisses liegt in unserer Sprache, die wir noch heute sprechen, und in der Dreiteilbarkeit der Wortbegriffe.

Es ergab sich im Verlauf dieser Studie, dass die Skaldenschaft die Uranfänge aller Wissenschaften und Künste, die noch heute blühen, in sich vereinigte, und dass sie — und das schon im hohen Altertum in weit vorchristlicher Zeit — als Dichter und Sänger, als Heraldiker (Maler), als Baumeister (Bildhauer, Steinmetz, Zimmerer) als Philosophen und Theosophen wie als Richter sich betätigten, in diesen Wissenschafts-, Kunst- und Berufszweigen ihre Symbolik und Hieroglyphik begründeten und weiterbildeten, und schliesslich in christlicher Aera in „verhehlter Weis'" die in „heimliche Acht" genommene Lehre auf die, aus ihnen herausgewachsenen Zunftverbände der Wissenschaften, Künste und Gewerbe in verschiedener Ausgestaltung vererbte. Durch die Kämpfe mit der Kirche (Hexenwesen, Ketzerverfolgungen, Reformationswirren) wie durch sonstige Wirren im „heiligen römischen Reich deutscher Nation" gingen die meisten Traditionen in jenen Körperschaften verloren, und nur spärliche Reste missverstandenen Formelkrames hatten sich teilweise bis heute erhalten, während die Seele, das innere Leben völlig verschwunden ist. Dasselbe gilt auch von der aus der Bauhütte entstandenen „Freimaurerei".

Nur in einer noch blühenden Kunst und Wissenschaft, in unserer urarischen, ureigenen Heraldik oder Wappenkunde, hat sich die arische Hieroglyphik als Bilderschrift erhalten, aber auch die Heraldik kennt heute nur mehr die exoterische Lösung ihrer Hieroglyphen — die sie als „gemeine Figuren“ und „Heroldsfiguren“ anspricht, ohne eine Ahnung von deren esoterischen Lesbarkeit zu haben.

Ein weiteres Fundgebiet bilden die mittelalterlichen und frühmittelalterlichen Bauwerke romanischen und gotischen Styles, in welchen sich diese Hieroglyphen bis zur höchsten Kunstentfaltung ausbildeten, sodass jene Bauten sprechen, wenn die Hieroglyphen „gelesen“ werden, was überraschende Ergebnisse liefern wird.*) Die wiedererstandene zeitgenössische Gotik aber hat keine Ahnung von der Hieroglyphik im Masswerk, das ihr nur stilistische Zier ist, welche daher in missverstandenen alten Formen und in der Symmetrik sinnlos sich ergeht.

Nicht minder häufig finden sich diese Symbole als „redende Urkunden“ in den Rechtsaltertümern und Weistümern, in Volksgebräuchen, Volksmeinungen und Sprichwörtern, dann in der Alchemie und Medizin, in der Astronomie, Astrologie und allen mit diesen Disziplinen zusammenhängenden, mystischen Bestrebungen des Altertums, Mittelalters bis in unsere Tage herein. Dass manche dieser Zeichen selbst bis zu den gewöhnlichsten Gebrauchsgegenständen sich sozusagen popularisierten, und diesen die Formen bestimmten, ist bei so allgemeiner Verbreitung und Benutzung wohl begreiflich, und mag hier beispielsweise nur auf unsere Brot- und Gebäcksformen und deren Namen verwiesen werden. Kurz gesagt, es wird nicht leicht ein Gebiet in der Lebensbetätigung des deutschen Volkes findbar sein, in welches nicht jene Hieroglyphen, Heilszeichen und Symbole hineinleuchteten, doch seien für vorliegende Absichten nur die Heraldik, die deutsche Baukunst, sowie die Rechtssymbolik vorzugsweise im Auge behalten.

In der Symbolik der Heraldik finden sich nun alle Runen vollzählig in den „Heroldsfiguren vor. Sie bilden die Teilungslinien der Heroldsbilder. Da sie auf die Schilder gemalt wurden, und auf Fernewirkung berechnet waren, so „tingirte“ man die Grund-

*) Vergleiche. Guido List: „Die symbolischen Bildwerke am Riesentor der Stephanskirche zu Wien.“ Laufer's Allgemeine Knnst-Chronik 1889, Heft 9, 10 nnd 11. — Wenngleich diese Arbeit noch nnsicher und tastend erscheint, da mir damals noch nicht das volle Verständnis nnd der richtige Gebranch des Schlüssels geläufig war, so gibt diese Stndie doch die — damals mehr empfundene als klar erkannte — Lesnng der Hieroglyphen in der Hauptsache richtig an und bedarf nur der klaren Begründnng nnd nnwesentlichor Berichtigungen.

fläche neben den Runenlinien mit abstechenden Farben, welche Farben ebenfalls bestimmte Deutung hatten, welche Deutung wieder von der Rune abhängig war. Die Heraldiker haben es verlernt die Runen zu sehen, und „blasonieren“ das Wappenbild nach den von den Runenlinien begrenzten Flächen, worin eben der Irrtum steckt. Z. B. einen Wappenschild mit der „fa-Rune“ blasoniren sie: „Gespalten, links ein linker Schrägbalken“. — Ein solches mit der „Gibor-Rune“: „Oberer Schrägkantenpfahl“, „unterer Schrägkantenpfahl“, „rechter oder linker Kanten- oder Schrägkantenbalken“, „abwärts verschobener Kantenschrägbalken“, „rechtsverschobener Kantenschrägbalken“ usw. usw., je nach Ausführung und Stellung der Rune. — Ein Wappen mit der „Thurs-Rune“: „Mit Gegenspickel geschrägt“, „mit Gegenspitze geschrägt“, „mit Gegenkeil geschrägt“ usw., wobei erstere beide den „aufgerichten Dorn“ also „Lebensentstehung“ (Phallus) letzteres den „gesenkten Dorn“ oder „Todesdorn“ (Brunhild, Dornröschen) andeuten.

Noch interessanter entwickeln sich die Heilszeichen*). Aus diesen sei in erster Linie der „Fyrfos“ erwähnt, den, sobald er als Begrenzungslinie der tingierten Felder erscheint, der Heraldiker blasoniert: „Geviert durch Winkelmassschnitt oder geviert im Schlangenschnitt“ usw. Später, als man diese Figuren schon in Flächenmanier darstellte (und nicht mehr nur in Linienmanier) wurde auch der „Fyrfos“ als farbige Figur mit Linienzügen begrenzt dargestellt, und als „Hakenkreuz“ angesprochen. Da der „Fyrfos“ auch unter dem Decknamen „Hakenkreuz“ noch immer das „Heidenkreuz“ war, und den Wappenherrn in den Geruch der Ketzerei bringen konnte, so bemühte man sich, dessen Haken möglichst zu verhehlen, um es dem „christlichen Kreuz“ ähnlicher zu gestalten. Auf diese Art entstanden die vielen, sogenannten „heraldischen Kreuze“, wie u. a., das „Schlangenkopf-“, das „Winkelmass-“, das „Jerusalem-“, das „Pfeilspitzen-“, das „Kleeblatt-“, das „Lilienenden-“ (Deutscher Ritterorden), das „Anker-“, das „Mühleisen-“, das „Astgabel-“, usw. Kreuz. Eine der bezeichendsten Verhehlungen des Fyrfos ist wohl das sogenannte „Maltheserkreuz“, das aus zwei gegengeschrägten Hakenkreuzen in Linienmanier dargestellt erscheint, welche nun die bekannte achtspitzige Figur bilden, die innen mit anderer Farbe (als aussen das Feld) tingiert wurde, und so das Aussehen einer selbständigen Figur gewann, jedoch absichtlich nur eine solche vor-

*) „Die esoterische Bedeutung religiöser Symbole“ von Guido von List. Gnosis. Jhrg. I, Heft 16. Wien, 22. September 1903.


täuschen sollte. Dieses Zeichen hiess „Baphomet“ oder „redendes Haupt“ und war im Templerprozess ein Mitdeweis der Häresie, und ein Mitgrund der Verurteilung (1313) bes Tempelherrenordens: es war eben ihr „redendes Hauptzeichen“ im Sinne des oben (Seite 104) erwähnten dritten esoterischen Geheimgrades der Wissenden. Die Maltheser- oder Johanniter-Ritter, die dasselbe Kreuz noch heute führen, konnten nur mit schweren Opfern ein ähnliches Schicksal wie es die Templer betraf von sich abwenden.

Aber auch der Deutsche Ritterorden führt — dem Wissenden erkennbar — im Lilienendenkreuz noch verhehlt den altehrwürdigen Fyrfos, das deutsch-wuotanistische Hakenkreuz.

Ein weiteres sehr interessantes Beispiel eines verhehlten Hakenkreuzes bietet das Wappen der bekannten Bäderstadt Pyrmont am Osning nächst der Porta Westphalika. Es enthält zwei in der Flächenmanier entworfene Hakenkreuze, welche derart übereinander gelegt sind, dass man vom untenliegenden Kreuz nur keilartige Teile der Arme und die abstehenden Haken gewahrt, es also in der Totalansicht einem Ankerkreuz ähnlich sieht.


Die „gemeinen Figuren“ in der Heraldik, nämlich Menschen, Tiere, Gebrauchsgegenstände usw., sind wie die zahllosen anderen „Heroldsfiguren“, — auf welche einzeln hier nicht eingegangen werden kann — ebenfalls Hieroglyphen, und sind als solche nur nach der dritten esoterischen Gradstufe der „heimlichen Acht“ oder des „grossen Geheimnisses“ lesbar. Nachdem oben (Seite 104) Gesagten haben selbe immer einen verborgenen Sinn, und stellen niemals das Dargestellte als solches vor, darum erscheinen diese Darbietungen in der Blütezeit der Heraldik, als die „heimliche Acht“ noch lebendig war, niemals naturalistisch gebildet, sondern immer in der eben die alten Wappen so charakterisierenden Stilisierung ornamental behandelt. Das Bild, sei es ein Adler, eine Lilie, ein Feuerhund (Fyrbock), oder was immer, stellte eben niemals den Gegenstand selber vor, sondern nur die von diesem abgeleitete Hieroglyphe, was die künstlerische ornamentale Ausarbeitung damit auch andeuten wollte. Ein lehrreiches Beispiel bietet der heraldische Aar (Adler) von dem oben Seite 32 und 85 schon gesagt wurde, warum er die Hieroglyphe, beziehungsweise das Wappen des Ariertums, wie des späteren deutschen Reiches ist, das schon die Arier in Asien, z. B. Kyros der Achämenide führte, ebenso wie die Pharaonen, die Griechen und Römer. Er versinnbildete die Staatsgewalt und war natürlich einköpfig. Als es dem Papsttum einfiel, sich

von der Staatsgewalt zu befreien und der Investiturstreit begann, da setzte der deutsche König den Doppelaar in das Reichswappen und sagte damit, dass er der Herr beider Rechte, des Staatsrechtes wie des Kirchenrechtes sei. Der Jungfernadler des Nürnberger Wappens hat erst Bedeutung, wenn man ihn mit seinem alten Namen, nämlich mit „wipare" anspricht, was heute Weibaar lauten würde, aber in dem Worte „Weberin"*) enthalten ist. Er bezeichnet die Schicksalsweberin, die „Norne", von der Nürnberg benannt ist, und redet daher wie jedes — echte! — alte Wappen. Wibare, die Weberin, ist aber gleichzeitig die „Arkona" (Sonnenfrau) wie auch die „Urkona" (Urfrau, Urmutter, Ahnfrau) und darum wiederum die „weisse Frau" von der so viele Burg- und Schlosssagen berichten und welche auch in der Burg von Nürnberg heimisch ist. Auch die Sage von der „weissen oder Ahnfrau" gehört mit zu dem Bereiche der Hieroglyphik, denn sie findet sich immer nur an einem Ur- oder Entstehungsorte, oder an einem Vergehungsorte zum Neuerstehen, niemals aber an einem Waltungsorte.

Ebenso sind alle Sagen, Märchen und Mythen nach der dritten esoterischen Geheimstufe von besonderer Bedeutung in Bezug auf jene Orte, an welche sie gebunden sind, und wirken auch erklärend auf die Ortenamen selber**), und tragen damit in ganz ungeahnter Weise zur Erhellung der Urgeschichte des Ariertums auf der ganzen Erde und nicht nur allein in Mitteleuropa bei.

In der Symbolik der deutschen Bauhütte finden die bisher rätselhaften Bildwerke an romanischen und frühgotischen Domen- und Profanbauten, ebenfalls in dieser „Hieroglyphik" ihren Schlüssel (Siehe Anmerkung auf Seite 106). Sie vervollkommnen sich immer mehr zur reich gegliederten Ornamentik bis in die Spätgotik und den Uebergangsstil, ja sie sind vereinzelt sogar noch in der Frührenaissance erkennbar, doch verlieren sich ihre Spuren später vollkommen, was mit dem Verfall der deutschen Bauhütte im Einklange steht. Aber auch im Bauwesen nehmen die hervorragendste Bedeutung die Haupt-Heilszeichen, „Trifos" oder „Vilfos" (eigentlich Willfos), der „Fyrfos" (Hakenkreuz) und das „Ruoth- oder Radkreuz" auch „Quirl" genannt ein; ersteres als „Dreischneuss" das zweite als „Vierschneuss" und das dritte als „Katarinenrad" in allen erdenkbaren Ornamentierungen, namentlich in der Kon-

*) Weberin = Webarin = Wibarin = Weibaarin.

**) Näheres hierüber: „Wien und sein Leopoldsberg", vom Verfasser dieser Abhandlung, in: „Die Entwicklung". Wien 1904. II. Jhrg. 1. Heft. Bericht über die „Kala" und andere „Kalaorte" sowie über das „verkalte Skaldentum" an Stätten vorchristlicher Halgadome.

struktion der Masswerke und Fensterrosen. Die anderen Hieroglyphen der Gotik sind kaum zählbar, aber wohin man blickt findet man dieselben in ganz besonderer Anordnung, das „grosse Geheimnis der heimlichen Acht" den Wissenden verkündet.

Der „Dreischneuss" als „Vilfos" sagt: „Wille zur Zeugung", mit Bezug auf die Weltschöpfung, wie auch auf die Lebensbetätigung. Der „Vierschneuss" als Fyrfos sagt: „Feuerzeugung", mit Bezug auf das „Urfyr" nämlich Gott. Der „Vierschneuss" als „Hakenkreuz" aber bezeichnet das „allumfassende Kreuz", von „Haag", „hegen". Der Name: „Hakenkreuz" ist eben auch ein Deckname für „Hagkreuz"; es versinndeutlicht den im All wie im Einzelnen waltenden Gott als Schöpfer und Erhalter; der im All, wie in jedem Ich, wie in einem „Haag" eingeschlossen ist. (Vergleiche: „Hagal" Seite 30). Das „Radkreuz", das als „St. Katarinenrad" verhehlt erscheint, deutet auf das „Weltgericht" am Weltenende hin, und daher hatten auch die Fahnen im Bauernkriege — die „Rädleinsfahnen" — Name und Fahnenbild; die Bauern wollten Gericht halten mit ihren Unterdrückern! Der fünfeckige Stern, der Femstern, der „Truthenfuss" (thru=dreh, fuss-fos) ist die Hieroglyphe der „drehenden Zeugung", der „Wiedergeburt" — eines der wichtigsten Glaubenssätze der arischen Religion. In der exoterischen Deutung sagte dies Zeichen einfach „Wiederkehr", und war darum ein beliebtes Herbergs- oder Wirtshauszeichen, um zu sagen: „Wer hier gastet, kommt wieder".

So spielen diese „Hieroglyphen", je ihrer Anwendung und Anordnung entsprechend, bald in die höchsten theosophischen und metaphysischen Gebiete idealster Anschauung hinüber, oder bewegen sich in der Sphäre der Alltäglichkeit, um auch diese zu verklären, um zu zeigen, dass ideales Streben und reales Ringen doch auch wieder ineinanderfliessen als die mystisch grosse „beideinig-zwiespältige Zwei".

Es wird bei Nennung der Haupt- oder Ur-Heilszeichen „Vilfos", „Fyrfos" und Ruoth- oder „Radkreuz" schon aufgefallen sein, dass sie auch anders benannt wurden, nämlich „Vilfos", „Vierfos" und „Quirl", wozu noch andere Benennungen kommen, wie „Trifos", „Drehfos", „Dreifuss", „Dreipass"; „Vierfuss" usw. Man hat also um den esoterisch angedeuteten „Willen" zu verhehlen, das nichtssagende „Viel" gesetzt, ebenso um das esoterische „Tri" (Drehen, vom Drehen der Erde und Gestirne, dem Wirbelwind des Gewitters usw. entlebnt) zu verschleiern und zugleich mystisch anzudeuten, die Zahl „Drei" gewählt; ebenso die Zahl „Vier" für „Fyr". Dieses verhehlte „Fyr" kommt im Bauwesen ungemein häufig vor, so in der „Vierung", in der „Führung", im „Vierege" (Fyroge-Feuerauge= Gottesauge) welch letzteres unter dem Decknamen „Tapis", auch

als „tabula quadrata" im Geheimrituale eine hohe Bedeutung gewann, das „Entstehen" das „Bestehen" und das „Vergehen zu neuem Entstehen" versinndeutlicht. Die Ecke diagonal dem mittleren Lichte des Bestehens gegenüber, hatte kein Licht, denn sie bedeutete die Nordseite, das Dunkel des körperlichen Nichtseins, dem das neue Licht im Osten, die kommende Wiedergeburt, das Licht des neuen Entstehens folgte. Um diesen Tapis mit seinen drei Lichtern in Ost, Süd und West und seinem mystischen Dunkel im Nord machten die Genossen der Bauhütte ihre symbolischen Wanderungen durch das Leben des unsterblichen Ichs, des geistigen Ichs, dessen Wege über zahllose Geburten in eine unbestimmbare Zahl von Leben im Menschenleibe, zu ebensovielen Sterben, und durch diese in das Dunkel des „Ur's" geleiten um zu neuem Erstehen durch viele Wiedergeburten, zu erneutem Leben im erneuten Menschenleibe zu gelangen. Diese Wanderungen des unsterblichen Ichs sollten aber keinen Kreislauf bedeuten, sondern ein fortwährendes Steigen — gleich der Wendeltreppe — um auf solcher Spirale sich dem endlichen Ziel der höchsten Vollendung, der Gottähnlichkeit, und schliesslich völliger Vereinigung mit Gott zu nähern. Auf dieses Ziel weisen alle Hieroglyphen hin, die Stufenleiter andeutend, aber — und das ist die Hauptsache — aber ohne jemals den realen Boden zu verlieren, der in der erkannten Untrennbarkeit des Körperlichen vom Geistigen, in der erkannten „beideinig-zwiespältigen Zweiheit" festbegründet wie auf Felsengrund liegt.

Und darin liegt die Hauptstärke des arischen — unzerstörbaren! — Glaubenstumes. Während der arisch-indische Buddhist nur das Geistige anerkennt und das Körperliche verachtet, und dadurch bei Erhaltung seiner Volksindividualität seine politische Freiheit verlor, während die Mittelmeer-Arier (Griechen und Römer) im Gegenteile nur das Körperliche anerkannten, dabei rasch eine hohe Kultur und Weltmachtstellung erlangten, aber (Siehe Anmerkung Seite 29) durch Einbusse ihrer moralischen Kraft die erlangte Kultur und Machtstellung verloren und spurlos verschwanden, hatten die mitteleuropäischen Arier — die Germanen und darunter die Deutschen — im Erkennen der „beideinig-zwiespältigen Zweiheit" das Geistige und Körperliche als untrennbar und gleichwertig gepflegt, wodurch sie nicht nur ihre Volksindividualität allein, sondern auch ihre nationale Freiheit und im Besitze beider auch ihr urarisches Semanentum, als Lehrstand allen übrigen Völkern der Erde gegenüber bewahrten.

In der Symbolik der deutschen Rechtspflege finden sich

abermals eine grosse Anzahl von solchen Heilszeichen, Symbolen und Hieroglyphen, jedoch in viel lebendigerer Ausgestaltung als in der Malerei (Heraldik) und in der Plastik (Bauhütte) und dies darum, weil sie im Rechtswesen als „redende Urkunden", als „Wahr- und Wortzeichen" dienten, und als solche der Zeugenaussage, der „lebenden Kundschaft" entgegengesetzt wurden, daher weder gemalt noch gemeisselt oder sonst wie versinnbildet, in ihrem natürlichen Zustande erscheinen, und darum in ihrer symbolisch-hieroglyphischen Sinndeute eine ganz merkwürdige Bedeutung erlangten. Auch in der Rechtspflege findet sich naturgemäss wieder die alt-arische Dreiteilung als: 1. Entstehung oder Gesetz, die Rita; 2. Sein, das Bestehende, Waltende, das Recht und 3. das Vergehende zu erneutem Entstehen, das Gericht. Da nun Gesetz und Recht im Schiedsspruche des Gerichtes gipfelten, folglich dieses als dritte Stufe den Ausschlag gab, war auch das Heilszeichen des Gerichtes, das Ruothkreuz, Rôtkreuz oder Radkreuz, das darum auch als Femkreuz bekannt war, und aus einem Fyrfos bestand, dessen Haken felgenartig gebogen in einem Kreis eingeschlossen waren. Als Femkreuz erscheint es auf der Klinge des grossen Femschwertes eingegraben als gleichschenkeliges von einem Kreise umschlossenes Kreuz, auf dessen Kreuzungspunkt der Buchstabe „V", in den vier Quadranten aber die Buchstaben „S.S.G.G." eingegraben waren. Diese Buchstaben verdrängten wohl die früher üblichen Runen: ᚠ und ᛋ ᛋ ᚷ ᚷ und besagten: „Fem", und die alte Losung: Strick, Stein, Gras, Grein"; nämlich: „Wyd"=Gesetz; „Tegel"=Geheimnis; „Gerase"=Donner=Thun=Ar=Recht tun; „greyen=erhalten; d. h.: „Durch Gesetz und Geheimnis (heimliche Acht) wird das Rechttun erhalten". In verkürzter Form, als: „tue esse, tue gege" (zwei S zwei G) besagte es in der Zwiesprache oder Kala: „Im Verborgenen zugegen", was sich exoterisch auf die Wachsamkeit der Feme, esoterisch auf die Allwissenheit und Allgegenwart Gottes als des höchsten Richters bezog. Darum war das „Ruotkreuz" das Symbol des Gerichtes, und darum ist das Kruzifix auf dem Richtertische des modernen Rechtslebens nicht als Symbol der Religion, sondern — stellvertretend für das Ruotkreuz — als Symbol des Gerichtes zu betrachten. Und dort wo im Ortenamen die Worte „Rothenkreuz", „Rothenburg", überhaupt „Roth", „Rad", „Ratt", „Ret" usw. vorkommen, dort waren ehedem „Malstätten der Feme", wie z. B. bei „Hochroderd" im Wienerwald, alle „roten Kreuze" welche in einsamen Wäldern stehen, waren einst Irmensuls, Rolandssäulen,

nämlich „Malsäulen", welche solche „Malstätten" kennzeichneten*) und alle „roten Höfe" waren einst Eigentum von Wissenden der heiligen Feme.**)

„Redende Urkunden" wurden also — wie gesagt — „der lebenden Kundschaft" entgegengesetzt, beide also für gleichwertig im deutschen Rechte geachtet. Sie waren somit Merk- oder Gedächtniszeichen zur Erinnerung an eine „Urtet" oder „Urtat", waren also bildliche Zeichen, folglich Hieroglyphen. Als solche „lebende Bilder" sind Zopf und Brust, Hunde, Hähne, Hühner, Gänse, usw., als „redende Bilder" sind Eier, Käse, Haber, Korn, Stroh, usw., als „Gedenkmale" (auch redend gedacht) sind Steine, Hügel, Gräben, Ringe, Stäbe, Bäume, Halm, Zweig, Helm, Schild und Lanze, Beil und Sporn, Denkmünzen, Handschuhe, usw. bekannt, und als „Saalen" — gleichfalls als redende Urkunden galten: Berge, Bühel (Buk), Säulen, Flüsse und Bäche, daher die Saalberge, -flüsse, -wälder, -felder. Diese „Saalen" sind aber nicht nur die „Grenzen" allein, sondern auch das „Heil" (sal, sul, sil) und somit auch das „Ziel", der Endzweck.

Der „Halm" aus dem Felde gezogen und dem neuen Eigentümer überreicht, war die „redende Urkunde" der Abtretung, des Entsagens eines Gutes, „hal" ist „Heil"; der Abtretende übergab also das Gut mit allem daran haftendem Heil. Als „Loos" entschied im „Halmziehen" der längere Halm — als das „grössere Heil"; wir sagen noch heute: „Er hat das Kürzere gezogen", wenn einer Unglück hat. Ebenso ist der „Stab" (sta-fa- stehende, beständige Zeugung, also fortwährend sich erneuerndes Leben) eine vielgebrauchte Hieroglyphe. In der Hand des Richters ist er als der „weise Stab" — der „weisende Stab", der das Gesetz weist — und darum von weisser Farbe, denn weiss als Farbe (wit, wyd) bedeutet Gesetz, als „roter Stab" — im Blutbann oder Kriminalgericht — ist er der „Rechtsstab", denn rot als Farbe besagt „Recht" (ruoth); darum trägt der Scharfrichter den roten Mantel. Dem Verurteilten wird der „Stab gebrochen", d. h. das Leben gebrochen, wie er das Recht gebrochen, darum ist er ein Verbrecher. Der Stab des Königs ist von Gold; Gold als „or" bezeichnet die Nachkommen; der König wahrt das lebende Recht für die Zukunft; der Königsstab wird Szepter genannt, was als „Scipan", „Scepan",

*) Begründendes hierüber, namentlich über „den Halgadom, die „Wihistane", und die Malstätte bei Rothenkreuz in Böhmen, siehe in meinem Essay: „Vorgeschichtliche Bauwerke im südlichen Böhmen", im Heimdall, VIII. Jahrgang, Heft 11, 12, 13, Berlin 1903.

**) z. B.: Der „Rote Hof" im VIII. Gemeindebezirk (ehemalige Josephstadt) in Wien.

den Schöpfer, den Schaffer des Rechts bedeutet.*) Der „Bischofsstab“ wird „Krummstab“ genannt; krümmen, biegen, wenden, besagt aber: gewandtes Leben, d. h.: „Mein Reich ist nicht von dieser Erde“, der Bischof sollte nach dieser Hieroglyphe im weltlichen Rechte keine Macht haben. Der Investiturstreit entschied aber anders. — Die „Hand“ ist das Zeichen des Besitzes, aber auch der persönlichen Freiheit. Der Unfreie durfte weder geben noch nehmen mit „eigener Hand“, sondern nur durch die Hand des Vogtes; nur der Freie hatte seine „eigene Hand“, nur er als „echter Eigentümer“, durfte „etwas behaben mit sein eins Hand.“ Davon: „Mit Mund und Hand versprechen.“ „Handhaben soll die Obrigkeit die Eingessenen.“ „Die Handfeste“, eine mit Sigill und Unterschrift bekräftigte Urkunde oder Brief. „Die tote Hand“ — des Unfreien, der nicht geben und nehmen durfte. (Der heutige Begriff „tote Hand“ für den Klerikalismus gehört nicht hierher). Der Schöffe vor Gericht stimmte mit der „Linkhand“, d. i. wieder „Kala oder Zwiesage“, denn „Ling“ = Haupt; er „behandete und behauptete das von ihm geschöpfte Urtel. Die Reichsstände am Reichstage stimmten mit der „Rechthand.“ Das „Händeklatschen“ war — wie heute noch — Beifall. Die Belehnung des Königsbannes ohne Mannschaft geschah mit der „rechten flachen Hand,“ welche der Belehnte knieend in des Königs „rechter flacher Hand“ hielt. Das war ein feierlicher „Handschlag“. „Sich zur oberen Hand ziehen“, heisst: zur höheren Instanz gehen. Eine „abgehauene Hand“ und „ein Beil“ an Schlössern oder Regierungsgebäuden bezeichnet hieroglyphisch den „Weih“- oder „Burgfrieden.“ Die „Hand mit dem Schwert“ ist das hieroglyphische Fraisszeichen, das die „Hohenrügen“ oder die oberste Gerichtsstelle, auch den Sitz der Regierung bezeichnet.**) Die „behandschuhte Hand“ deutet auf die schützende Gerichtsbarkeit, das „Zivilgericht.“ Davon: Das „Handmal“ das Zeichen des Gerichtes an der Malstatt, sei dieses nun ein Stein, eine Säule, oder was immer für ein „Malzeichen“. „Blodige Hand nimmt kein Erfnis“ d. h. wer seine Hand mit Menschenblut besudelt hatte, war seines Erbes verlustig; es fiel nach Stammrecht an seine nächsten Erben, aber auch: dass kein Richter, der mit „blutiger Hand richtet“, d. i.: der den Blutbann übt, den Erben das Gut — des Verurteilten — nehmen (konfiszieren) darf. Darum: „Leib um Leib, das Gut bleibt den Erben, nur dessen Ross, Harnasch, Bereitschaft oder Pfennig

*) Daher die Gerichtsbeisitzer die „Scephan“ = Schöffen genannt wurden, als Schöpfer, Schaffende des Rechts, und nicht etwa als die „Schöpfenden“ (wie aus einem Brunnen).

**) Landhaus in Wien.

gehört dem Vogt, was oberhalb des Gürtels dem Weibel, was unterhalb des Gürtels dem Henker". Noch vieles wäre über „Hand", „Handschlag", und sonstige „Handzeichen" zu sagen, doch dies dürfte genügen.

Der „Hut" war die Hieroglyphe des Schutzes, und darüber hinauswachsend des Herrenrechtes; er bedeutete sinnfällig die Hut, die Hütung. Bei Belehnungen griffen Lehensherr und Lehensmann mit den eingeschlagenen Händen in einen Hut; das sollte sagen, der Lehensmann stünde unter der Hut, dem Schutze des Lehensherrn, auch er aber sei bereit Hilfe zu bringen, wenn der Lehensherr sein bedürfe. Der „Hut auf der Stange" (Gesslers Hut) ist Hoheitszeichen; der Schultheiss, der den Bauernhof, „der an die Gaat kam," betrat um amtszuhandeln, stiess mitten im Hof seinen Stock (Stab = Leben) in die Erde und stülpte seinen „Hut" darüber; damit hatte er Kraft seines Rechtes Besitz von dem Hof genommen.

Frauen schwuren bei „Zopf und Brust": „Ir rise das sol sin ir trouwe" d. i.: Ihr Haar (risan = das Wachsende), also der Zopf soll ihre Treue sein; Brust ist das Zeichen der Ernährung, der Ammenschaft, des Mutterns, der Minne; Minne*) ist das Gedenken. Somit ist „Zopf und Brust" in der Zwiesage: „Gedenke des Wachsenden": als Mutter künftiger Geschlechter sei sie ihrer Pflicht eingedenk und bleibe bei der Wahrheit, dem Recht, dem „Ar". (Das gleiche haben auch die weiblichen Brüste in Heraldik und in der Symbolik der Baukunst zu bedeuten; z. B. bei der „Wibare", der „Sphinx", usw.) Sie schwur eben bei sich, bei ihrem eigenen Ich.

Es sei hier noch auf das, über den „Hund" als Rechtssymbol wie als richterliches Schmachzeichen, auf Seite 82 Gesagte erinnert, um zu zeigen, wie alle drei Stufen der Begriffe ineinandergreifen, und wie ein und dieselbe Hieroglyphe — je ihrer Einordnung gemäss — ein Ehrenzeichen oder ein Schmachzeichen zu sein vermochte, was jetzt erst verständlich wurde.

Aber ebenso ergab sich auch noch eine weitere Begründung der Kala, auf welche erst jetzt aufmerksam gemacht werden kann, da diese Regel erst aus dem Beispiele „Zopf und Brust" verständlich wird. Oben (Seite 80 und 81) wurde gesagt, dass die Kala den versteckten Sinn der Worte in einer anderen Deutungsstufe geheim andeutete, woran der Wissende den „verhehlten richtigen Sinn" erkennen musste, während der profane Hörer das Wort so nahm und deutete wie es nach der Redestellung auffassbar war.

*) Minne, Menne, Männe, Manne, Moraminne, Miremanne, Meremenne usw. =Ernährerin, Amme; Maan, Mon, Man, Men, usw. = Mann, Mond. — Siehe „Man-Rune", Seite 19.

So ergaben sich die Doppeldeutungen: Ar und Aar; fos und Fuss; fos und Fuchs; Leben und Löwe; Geburt und Bär; Bracke und Brecher usw. als gewissermassen „direkte Verkalungen“ während die Beispiele „Zopf“, „Brust“, schon als „indirekte Verkalungen“ sich zu erkennen geben. Die indirekten Verkalungen beruhen nun auf einer Umstellung der Begriffe wie Zopf für „Haar“, also das „Zusammenfassende“ für das „Einzelne“; wie Brust für den „Begriff des Mutterns“, also ein „Mittel“ für den „Zweck“. Sie stehen also immer, trotz der dichteren Verschleierung im engsten Sinnverbande mit der beabsichtigten Deutung. Für uns liegt die Schwierigkeit der Lösung eben darin, dass wir dieselbe weitab von dem heute üblichen Sinn der Worte zu suchen haben, und oft erst auf vielen Umwegen die Deutung — wenn einmal gefunden — als eine sehr naheliegende erkennen. Dabei sei noch darauf hingewiesen, dass niemals die Deutung desselben Wortes im Sinne der Kala als Schablone für alle übrigen Fälle gilt, sondern jeder für sich selbständig gelöst werden muss, wenngleich die Lösung des einen Falles als Gleichung benützbar sein kann. Die für solche Schwankungen geltenden Regeln müssen erst gefunden werden; sie dürften in lokalen Sprachgebräuchen, in ihrer Entstehungszeit und in anderen Umständen ihre Ursache finden lassen, wozu aber schon heute bemerkt sein mag, dass feststehende, ausnahmslose Regeln sich schwerlich werden finden lassen, da eben die Schwankungen für enge Begrenzungen freien Spielraum erfordern. Es waren eben lebendige Wortbilder aus der lebendigen Sprache geschöpft und wurden als solche gefühlt, welches Gefühl mit der Uebung verloren gegangen ist. Aehnlich verhält es sich ja auch heute noch bei doppelsinnigen Wortspielen, welche späteren Generationen, denen die Beziehungen fremd geworden sein werden, auch unverständlich werden müssen, wozu aber ausdrücklich bemerkt sei, dass die „Kala“ oder „Zwiesage“ mit derlei Wortspielereien nicht vergleichbar ist.

Ein weiterer Umstand zum richtigen Verständnis jener „Heilszeichen“, „Runen“, „Symbole“ und „Hieroglyphen“ — der niemals ausser Acht gelassen werden darf — liegt in dem klaren Erfassen der vorchristlichen Ethik wie der vorchristlichen Moral. Man darf niemals vergessen, dass der Wuotanismus aus dem intuitiven Erkennen der Werdegesetze im Naturleben, „Natur-Ur-Gesetze“ hervorgegangen ist, und dass die von ihm gebildete „Wihinei“ (exoterisches Religionssystem) eine Lehre verbreitete und eine Lebensführung leitete, welche auf den Werdegesetzen fusste, und eine Edelrasse heranzuziehen sich zum Endziele setzte, deren Bestimmung es sein sollte, sich selbst und die übrige Menschheit für die erkannte Aufgabe des Menschentums zu erziehen, welche darin besteht, die Werke Gottes nach der in denselben liegenden Absicht,

auszubauen, also den in den Entwicklungsgesetzen begründenden steten Entstehungsvorgang zu fördern. Im Erkennen der „vieleinig-vielspältigen Vielheit des Alls", im Erkennen der „Ewigkeit des Ich's als Individuum", das in seinen unzählbaren Prä- und Postexistenzen als eine Unsterblichkeit erkannt wurde, besiegte es die Todesfurcht, und führte auf anderem und weit sichererem Wege das von solcher Lehre getragene Volksbewusstsein zur Verachtung des leiblichen Todes und damit zum geistigen wie körperlichen Heldentum, zum Semanismus, zum Lehramte aller übrigen Völker. Ein anderes Religionssystem kam und bekämpfte den Wuotanismus, indem es das Körperliche verachtend und nur das Geistige anerkennend, in Verkennung der bestehenden — und darum von Gott gewollten — unumstösslichen! — Natur-Ur-Gesetze, die Entstehungsvorgänge hemmen wollte, und auf diesem Wege beabsichtigte die Todesfurcht zu besiegen, indem es die Prä- und Postexistenz der einzelnen Ichheiten im Körperleben leugnete, und dafür ein vom Körperlichen losgelöstes, ewiges, geistiges Leben lehrte. Diese Lehre würde — wenn sie dauernden Einflusses gewinnen könnte, was ausgeschlossen erscheint — sowohl auf geistigem wie körperlichem Gebiete die Edelrasse wie das Heldentum vernichten, und dafür ein Sklavenvolk züchten, das im stumpfsinnigsten Schamanentum noch unter die Kulturebene der Australneger herabsinken müsste, wenn eben solches der in den unwandelbaren Natur-Ur-Gesetzen pragmatisch sich aussprechende Wille Gottes zulassen würde. Da nun die Menschen des zeitgenössischen Zeitalters in der asketischen Anschauung eines lebensverneinenden Religionssystems befangen sind, aber trotzdem die Natur-Ur-Gesetze nicht verleugnen können, hat sich jene schiefe Moral entwickeln müssen, welche heuchlerischen Schein über verborgenes Tun breitet, welche alle jene krankhaften Erscheinungsformen des modernen Lebens zeitigte, deren innere Hohlheit und Fäule uns anzueckeln beginnen. Von Seite dieser „schiefen Moral" wird das, was der frühmittelalterliche Germane noch „situlih" nämlich „wahre Weisheit" genannt hatte, welches Wort sich in unserem Worte „sittlich" abgeschliffen und abgeschwächt mit ganz verändertem Begriffe erhielt, für unmoralisch roh erklärt, und das System jener naturgesetzmässigen Lehre mit bewusster Absichtlichkeit als eine „Sexualreligion" verdächtigt. Es bedarf wohl kaum erst besonders gesagt zu werden, welche Heilskraft gerade heute jene verdächtigte „Sexualmoral" üben könnte, und welche sie trotzdem üben wird, denn die Natur-Ur-Gesetze sind das göttliche Ur- und Werdegesetz, sie sind der Wille Gottes, und können darum unmöglich auf die Dauer verneint werden.

Aber eben vom Standpunkte jener kräftigen Sittlichkeit, der „wahren Weisheit" des Wuotanstumes, müssen jene „Heilszeichen" und „Hieroglyphen" aus betrachtet werden, denn der Wuotanismus erhob das Weib zur Göttin, er erhob die Zeugungstat (Fyrfos, fa-Rune, ge-Rune, thurs-Rune usw.) zum heiligenden Tun, während es späteren Kulturperioden — welche sich selbstgefällig hoch erhaben über jener dünken — vorbehalten blieb das Weib zu entgöttlichen, zur Dirne zu entwürdigen und die gottähnliche Schöpfungstat der Zeugung zum Genussmittel zu schänden. Nur wenigen Selbstdenkern und deren Schülern ist es möglich geworden, sich der anerzogenen, Askese heuchelnden, Moraltheorie und deren polypenartig alles freie Denken umklammernden Gewohnheitsanschauungen zu entschlagen, und in der alt-arischen Sexualmoral das wahrhaft Sittliche, die wahre Weisheit zu erkennen, welche unser Volk zur Heilung führen wird und muss. Und eben diese werden darum auch das Nachfolgende verstehen und würdigen, während die Anderen, nach freiem Belieben, sich entsetzen mögen.

Entstehen, Sein und Vergehen zu neuem Entstehen ist die altarisch-germanische Ur-Drei; die „fa-Rune" eröffnet und die „ge-Rune" schliesst das Futhark, die Runenreihe. Jedes exoterische Religionssystem, und daher auch die wuotanistische „Wihinei" erkannte „Menschenopfer" für unerlässlich um die Gottheit milde zu stimmen; diese Menschenopfer aber fussen im Kannibalismus, der in allen Religionen in den „Blutritualen" — wenn auch sagenhaft, so doch! — noch nachklingt und Ja, noch im „Nibelungenliede" wird berichtet, dass die Helden in Etzels brennendem Saal sich den Durst mit dem Blute ihrer gefallenen Genossen löschten, und im „Armen Heinrich" wird umständlich von solch einem Blutopfer — allerdings abgeschwächt zu Heilungszwecken — berichtet. Wir sind also noch nicht gar zu weit von den Zeiten des Kannibalismus entfernt. Das was wir heute „Hinrichtung" nennen, ist der letzte Rest des blutigen Menschenopfers.*) Die Lebenden sind schon längst vom Kannibalismus zur Tierfleischnahrung übergegangen gewesen, als der „Glaube" noch immer das Menschenopfer — Kriegsgefangene, Verbrecher, in Ermanglung solcher auch Sklaven — verlangte. Erst spät trat das stellvertretende Tieropfer, und noch später das stellvertretende Brotopfer — ob Opferkuchen, ob Hostie ist gleichgültig — an dessen Stelle. Die Esoterik erkannte wohl schon früh-

*) „Die Sage vom heiligen Gral, und deren mythologischer Ursprung" von Guido List. Belletr. Lit.-Beilage der „Hamburger-Nachrichten"; 1891 Juni-Juli 26, 27, 28, 29. — „Die Schwarze Maria" von Guido List. Deutsche Zeitung, Wien, No. 7022, 30. Juli 1891 und „Der Bund", Bern, 2. April 1898.

zeitig (Siehe Seite 25—27), dass das ganze Leben im Menschenleibe ein Opfer bedeute, aber nur sehr langsam vermochte sie die Symbole in unblutige zu verwandeln, dem „Glauben" den Opfer-Menschen, durch nach diesen geformtes und benanntes „Opfergebäck", zu entreissen. Noch heute sagt der Priester bei der Konsekration: „Dies ist mein wahres Blut, dies ist mein wahres Fleisch!" Er musste dies bei jeder Opferhandlung feierlichst wiederholen, um seine Gläubigen zu überzeugen, dass dies „stellvertretende Opfer" Gottes Wille sei. Und trotzdem kamen noch im 17. Jahrhundert sogenannte „schwarze", Teufels" = oder „Zwingmessen" mit wirklicher Menschenopferung vor. Geschah solches noch in christlicher — relativ sehr junger Zeit — wie schwer mochte und musste es der Skaldenschaft gelungen sein das blutige durch das unblutige Opfer zu ersetzen. Dass es ihr gelang, das bezeugen aber die noch heute üblichen Brotformen und Brotnamen, die weit in vorchristliche Zeiten zurückgreifen, womit durchaus nicht gesagt sein soll, dass sie dass blutige Opfer vollständig zu unterdrücken vermocht hätte, denn so tief eingewurzelte Meinungen und Gebräuche sterben nur sehr langsam ab, und leben immer wieder von neuem auf, wenn der alte Glaube — ohne esoterische Leitung — in Aberglauben, Zauberwesen und Fetischismus versinkt, wie solches sich im Hexenwesen und dem Hexensabbath erweisst*).

Diese „stellvertretenden Opfer" waren sogenannte „Opferkuchen" oder „Opferbrote" und symbolisierten den „Menschenleib" an dessen Stelle sie eben den Göttern zum Opfer dargebracht wurden. Später versinnbildeten andere Formen auch die „Tierkörper" und noch später sogar die Symbole oder Heilszeichen der Götter selbst, womit der Opfernde, der von der Opferspeise genoss, sich zu heiligen gedachte.

Da haben wir schon die drei Grundbenennungen, „Brot", „Kuchen" und „Laib". „Brot" (ber-od; ber = gebären, erzeugen; od = Geist, Verstand, Witz; somit: „ein durch Witz, Verstand Erzeugtes, ein Kunstprodukt) ist als eines der ersten Erzeugnisse der Erfindungsgabe des Menschen, und gewiss als die erste künstlich bereitete Speise desselben zu betrachten, was schon der Name besagt. — „Kuchen" (kok = bereiten; an (en) = Ursprung; daher Mutterkuchen, woran die Geburt haftet = Sinnbild der Weiblichkeit) war schon das erste stellvertretende Opfergebäck statt der Opferung des

*) Siehe meine Artikel-Serie: „Zauber und Zauberglaube"; Wien, „Deutsche Zeitung" 1890—1892. Darunter: „Das Hexenwesen" in No. 7241, 26. Febr. 1892 und „Der Hexenprozess" in No. 7282 vom 7. April 1892. Die übrigen Abhandlungen in den Nummern; 6531, 6620, 6703, 6880, 6999, 7053, 7093, 7184 und 7297.

Weibes. „Laib“, mundartlich noch „Lab Brot“ gesprochen (lab = Leib des Menschen, Leben), ist die Nachbildung des Menschenleibes, wie solches auch der nabelartige Eindruck in der Mitte des „Laibes“ andeutet. Als „Lab“ war eben das „Brot“ als Opfer-fähig gekennzeichnet. Nun aber kommt noch eine schier unübersehbare Menge von Brot- und Gebäcksformen vor, welche erst nach Vorgesagtem erklärbar erscheinen. Der „Wecken“ ist das männliche Glied, als der „Erwecker“ der Zeugung, sinndeutlich den Mann bezeichnend, um stellvertretend für ihn als Opferdarbietung zu dienen. Das „Baunzerl“ vertritt genau im selben Verstande die Weiblichkeit. Das „Stangel“ (Salzstangel) ist der Stab (sta-fa; sta = stehend, beständig, fa = zeugen; also: beständige Zeugung) und bezeichnet die fortwährende Zeugung, während das darauf gestreute und eingebackene Salz (sal = Heil) diese Gebäcksform als „redendes Bild“ beständigen Zeugungsheiles erkennbar macht. Die „Kipfel“ (cyphen = gebogen, nämlich „mondförmig“ gebogen, weshalb sie auch „Hörndel“ genannt werden) sind das „Mondhorn“, und wie der Mond mit der Weiblichkeit im Zusammenhange steht, wurde schon Seite 75—76 gezeigt. Die Mondsichel als „Wendhorn“ ist aber auch die Rune der geburtenbefördernden Freya. Eine skaldische Umdichtung, welche die „Kipfel“ oder „Hörndel“ als die „goldenen Hufeisen von Wuotans Ross erklärt, welche die Glücklichen im Grase finden“, ist eben „Kala“ und bezieht sich wieder auf das gebährende Prinzip. „Im Grase des Lebens finden eben jene Glücklichen die Mutter ihrer Kinder, die Bereiterin der Zukunft“. Die „Semmel“ (se = Sonne, Geist, Seele; mel = Mehl, mehlen, mählen, vermählen) ist fünfteilig, vertritt also den „Femstern“ oder „Thrutenfuss“, das Pentagramm, siehe Seite 110, und versinndeutlicht die Wiedergeburt; das Stoffliche, Körperliche verbindet (vermehlt, vermählt) sich mit dem Geistigen in steter Wiederkehr zur Wiedergeburt. — „Bretze“ (bere = gebären; tze [tse, se] = machen; also geburtbefördernd) in der Form der „bar-Rune“; und nicht wie falsch gedeutet wird in der Form eines Rades. Die „Bretze“, auch „Fastenbretze“ genannt (fas = zeugen; ten = einhalten) war also eine symbolische Heilsspeise, welche die Mahnung aussprach, während der Schwangerschaft dem geschlechtlichen Umgang zu entsagen. Wir dürfen derlei Symbole einer göttlichen oder durch religiöse Vorschriften geübten Zwangsgewalt nicht gering achten; es waren solches wohl bedachte und wirksame Erziehungsmittel einem naiven Volksgemüt gegenüber, und sind die Grundpfeiler späterer hygienischer Vorschriften, auf welchen noch heute unsere Gesellschaftsordnung beruht. Der „Kringel“ (kar = einschliessen; ringel = Ring; im Ring eingeschlossen; oder auch aus krinc = Kreis, mit Bezug auf eine Bahn) der Kreislauf

der Sonne, des Lebens, der steten Wiederkehr. Der „Krapfen", „Kröppel", Kräpfel" war das Opfergebäck, welches in der zweiten Hälfte des grossen Entstehungsfestes, das wir Weihnachten nennen, geopfert und genossen wurde. Die erste Hälfte, 24. Dezember bis 30. Dezember, galt den Mysterienfeiern der Weltschöpfung, der Vergangenheit; der 31. Dezember war die „Spalte in der Zeit", welche Vergangenheit und Zukunft trennt und verbindet, das „Jetzt"; die zweite Hälfte, vom 1. bis 6. Januar, galt der Mysterienfeier der Menschenschöpfung (Zeugung) für die Zukunft, welcher sich dann der „Fasching" (fas = Zeugen; ing = fortwährend, davon abstammend; vergleiche „Ing=fo" Seite 84 ff.) anreihte. Daher der Name crap = herausreissen, hinreissen; fen (fe, fa) = Zeugung; der Krapfen galt als Symbol der Liebeserweckung und war darum Faschingsspeise. Der „Fladen" (Osterfladen, Osterflecken) war das Ostergebäck und Osteropfer. „Fladen" bedeutet „rein" und ist noch im Frauennamen „Elsfleth" erhalten. Ostern (os = Mund [Vagina]); tar = Zeugen) ist das Fest der Hochzeit des Sonnengottes mit der Erdgöttin, das Fest der Wiedererstehung des Naturlebens; die reine, jungfräuliche Erdgöttin geht den Ehebund mit dem Sonnengotte ein; das sagt Name und Form des „Fladens". — Das „Strizzel" oder „Heiligenstrizzel" war das Opfergebäck des grossen Totenfestes, das wir heute in Allerseelen und Allerheiligen verchristlicht feiern. Es ist aus drei langen Teigstücken zopfartig gewunden. Der Name (mittelhochdeutsch „Struzzel" von „strza", „stra", „stro" = leer, entäussern, wegnehmen; davon „Stroh" der leere Halm. Daher der „Strohkranz" als Schmachzeichen; „Strohjungfer"; aber „stro" ist auch Wiederkehr, darum „Strohwitwer"; daher ein Bild des Todes und der kommenden Wiedergeburt) dieses Weihegebäckes gab also hieroglyphisch den Trost, dass wir unsere Toten nach der Wiedergeburt wiedersehen werden; darum auch die sinndeutliche Dreiteilung der zopfartigen Form. Der „Vierfüssel", ein beliebtes Weihnachtsgebäck, das zum Schmucke des Weihnachtsbaumes noch heute häufig gewählt wird, hat die Form des Hakenkreuzes durch zwei sich kreuzende S und deutet — wenn auch heute unbewusst, wie fast alle übrigen Gebäcksformen und Namen — auf den altheiligen Fyrfos. Das „Beugel" ist eine Nebenform wie ein Nebenname des „Kipfels"; das „Mohnbeugel" als Weihnachtsspeise zeigt auf den „Mond" wie auf „Mann" und ebenso auf „Minne" = Gedenken. Nun wäre noch des „Lebzeltens" oder „Lebkuchens" zu gedenken, dieses altgermanischen Weihegebäckes. „Leb" entstammt dem Wurzelworte „laf", aus dem auch das Wort „Laib" sich ableitet, und bedeutet nun in der ersten Entstehungsstufe: Lieben, Zeugen usw., in der zweiten Seins- oder Waltungs-

stufe: Leben, Leib, Laib, Leber usw., in der dritten, der Vergehungsstufe zu neuem Erstehen: Tod, gähren, gerinnen usw., davon: Leeberg = Grabhügel oder Totenberge. Der „Lebzelten“ ist also ebenfalls dreideutig, wie er auch heute noch solches in seinen Widmungen erkennen lässt. Er ist das Sinnbild der Liebe und symbolische Liebeserklärung in seinen Formen als: „Faschenkind“, „Reiter“, „Hahnreiter“, „Herz“ usw. welche Formen abermals uralte Hieroglyphen sind. Als Festgebäck sozusagen als „Lebensgebäck“ hat er die verschiedensten Formen wie „Fische“ (Glücksfischeln) usw. während er als runder Zelten sowie als Viereck (Fyroge siehe Seite 110) in der Bedeutung als Totenopfergebäck erkennbar wird, das auf die symbolischen Reisen durch Geburt, Leben, Sterben, Tod zur Wiedergeburt hinweist*). Der Name „Zelten“ (von „Zelt“, nämlich „tel“ ist zeugen, davon „Telt“ das Gezeugte, die Erde und „Tellus“ der Erdgott) weist abermals auf die Geburt, somit auf die Wiedererstehung hin.

Noch aber mag eines Spottgebäckes erwähnt sein, — deren es gar mancherlei gab und noch gibt, — welches ebenfalls aus der Lebzeltenmasse und zwar zweifärbig hergestellt wird. Es ist dreieckig und polsterartig ausgebauscht aus lichtgelbem Teig gebacken. Gefüllt ist es mit einer dunkelbraunen Masse ähnlichen Teiges, welcher durch einen Schlitz der Hülle aus lichtem Teig herauszuquillen scheint. Dieses Gebäck uralten Herkommens wird in der Umschreibung „Windbeutel„ mit richtigem Namen aber „Nonnenfarz“ genannt. Die Namensdeute muss etwas ausführlicher gegeben werden. „Nonne„ bedeutet: einsam, steril, untüchtig, schädlich weshalb zerstörende Insekten damit bezeichnet werden. Dieses Wort war schon vorhanden als die Frauenklöster aufkamen, und wurden deren Insassen daher mit dem vorhandenen Worte bezeichnet. Das Gebäck und dessen Name hat daher keinen Bezug auf Klosterfrauen. Das Bestimmungswort aus dem Wurzelworte „fas“ abgeleitet bezeichnet ein Erzeugnis; das Ganze also ein von Untauglichen Erzeugtes, etwas Windiges, Schales. Die Ueberreichung eines solchen Backwerkes war der Ausdruck des Hohnes, meist an alte Jungfern, oder sonst in irgend einem anderen die Unfähigkeit verspottendem Sinne. Damit hängen zahlreiche Gebräuche zusammen, welche an Faschingdienstagen zum Spotte der alten Jungfern geübt wurden, welche aber tiefen Sinn verraten. Der Ausdruck „altes Möbel“ für ältere unverheiratete Mädchen ist nicht im übertragenen Sinne von einem alten

*) Deshalb wurden Fruchtkerne, Samen, welche sowohl die drei grossen Lichter symbolisierten in drei Ecken eingebacken; Samenkörner aber sind schon an und für sich Zeichen der Wiedergeburt.

Einrichtungsstück entlehnt, sondern direkt: „altes Moe=vel," = „meovel" = untüchtig, unfruchtbar; und der uneheliche Stand für ein Mädchen war zu einer Zeit, welche die Ehe aus ökologischen Motiven so hoch hielt, kein beneidenswerter. Der Faschingdienstag war der „Faschingthingstag" ein Gerichtstag, der ursprünglich mit blutigem Ernst gehalten wurde, nnd erst später im verchristlichten Germanien seine scherzhaften Züge annahm. An diesen vorchristlichen blutigen Ernst dieses Gerichtstages erinnern nun zahlreiche Gebräuche, darunter auch der uralte Wiener Volkswitz, dass am Faschingsdienstag die alten Jungfern den Stephansturm reiben müssen, welche Szene denn auch alljährlich einen Programmpunkt der verschiedenen Faschingszüge bildet. Auch das ist wieder „Kala" oder „Zwiefrage" und löst sich nach den Kennworten: „alte Jungfer Stephansturm reiben" wie folgt: „möna stafa=thurn ri=ban" d. i.: „Unfruchtbare — beständige Zeugung — wenden — wachsen — Tod oder Bann"; nämlich: „Den Unfruchtbaren, welche der Zeugungspflicht nicht entsprechen, erwächst Tod oder Bann." Solchem Bannfluche mag das verächtliche Schimpfwort „das Mensch" [siehe Seite 84] sein Entstehen danken. Die Unglückliche, die dem Tod entging, war gebannt und zu niederer Dienstleistung gezwungen; sie war „entmenscht", ihrer Menschenwürde verlustigt, nur mehr Sache — das Mensch.

Mit diesen Beispielen über die Runen, Heilszeichen, Symbole, Hieroglyphen usw. sind weder diese selbst, noch überhaupt die Gebiete ihres Vorkommens – es sei nur an die tausende vorchristlicher Sprichworte erinnert — erschöpft, doch aber ist so viel gezeigt worden, dass ein ungemein und ungeahnt grosser Schatz solcher mystischer Zeichen vorhanden, und deren Deutung verhältnismässig leicht zu finden ist. Es kann aber auch nur Sache und Aufgabe eines grossen systematisch angelegten Werkes sein, alle jene Zeichen zu sammeln, auf ihre vielen Wechselbeziehungen zu deren Fundgebieten hinweisend, ihre bestimmte Deutung sicherzustellen, und erst auf dieser Sicherstellung die alt-arisch-germanische Bilderschrift wieder lückenlos herzustellen, so dass mit voller Sicherheit alle jene verstreuten Bilderwerke zu entziffern sein werden, für alle und jeden.

Diese Aufgabe konnte einem Essay wie dem vorliegenden nicht zufallen. Es galt hier nur zu zeigen und durch unumstösslich begründete Beweise es zu beglaubigen, welchen Schatz von solchen Urkunden wir Germanen besitzen, zu zeigen, dass die sieben Siegel des Geheimnisses der Runen und Heilszeichen gelöst sind. Aus diesem Geheimnisse aber war für

vorliegende Zwecke eine Richtung von ganz besonderem Interesse, und dieser einen Richtung wurde darum auch — mit Uebergehung anderer Disziplinen — das ausschliessliche Augenmerk zugewandt, nämlich der alt-arischen Weltanschauung als Grundlage der alt-arisch-germanischen Esoterik, und der aus dieser sich ergebenden Ethik wie Esoterik. Der Mythen-Märchen- und Sagenbildung, der Sitten und Gebräuche konnte nur vorübergehend gedacht werden, so wie der Natur-, Erd- und Sternenkunde, während der Geschichte und noch anderer Wissensfächer gar keine Erwähnung geschehen konnte, da ja selbst das Hauptgebiet, trotz aller Gründlichkeit und Ausführlichkeit, nur in den allerwichtigsten Punkten beleuchtet zu werden vermochte.

Der Angelpunkt, der in den Runen und Heilszeichen niedergelegten alt-arisch-germanischen Weltanschauung und ihres theosophisch-metaphysischen Erkennens aber beruht in den klaren Erkennen eines höheren geistigen Seins — Gott! — das bewusst und mit Absicht die Materie gezeugt oder geschaffen hatte, mit welcher es sich untrennbar bis zu deren Vergehen verbunden hat, und dieselbe untrennbar von ihn — in ihr waltend — beherrscht und weiterbildet, bis dieselbe den ihr bestimmten Zweck erfüllt hat, worauf sie sich wieder auflöst, und das höhere Sein — Gott! — wieder entmaterialisiert das „Ur" sein wird, das es vor der Weltzeugung gewesen.

Aus diesem Haupt-Erkenntnis-Punkte ergeben sich alle Folgeerkenntnisse; wie: 1. Die „beideinig-zwiespältige Zwei" (Geist und Körper); 2. Die „dreieinig-dreispältige Drei" (Ur, All, Ur; Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, Entstehen, Sein, Vergehen zum Neuentstehen). 3. Die „vieleinig-vielfältige-Vielheit" (das Ich im All als All). 4. Die „Gottinnerlichkeit", da jedes Ich ein Teil Gottes, und darum unsterblich als Individualität ist, folglich nur durch den Wandel ungezählter Vor-, Jetzt- und Nachexistenzen den Weg durch die Materie zur Ewigkeit wandert. 5. Das „Erkennen der Pflicht", das Werk Gottes entwickeln und vollenden zu helfen". 6. Den „Willen diese Pflicht zu erfüllen", da der Wille Gottes eben der eigene Wille jeder Ichheit sein muss und 7. die „Tat der Erfüllung", durch das Opfer des Lebens.

Auf dieser Esoterik beruhen alle exoterischen Lehren, wie selbe in allen Erscheinungen der Skaldenpoesie niedergelegt erscheinen, sowie auch alle Lebensregeln und hieroglyphischen Gebote skaldischer Zwangsgewalt (siehe Seite 121). Um nur ein Beispiel zu zeigen: Der Wuotanismus sichert den in der Schlacht Gefallenen den Heldenhimmel mit ewiger Freude in Walhall zu. Wer den Schlachttod gefunden hatte, wurde Einherier, sollte sich also mit der Gottheit — unter

Ausschluss erneuter Menschwerdung — dauernd vereinen. Das ist ein scheinbarer Widerspruch mit der Esoterik, aber nur ein scheinbarer! Der mit dem esoterischen Wissen, wie der mit dem exoterischen Glauben vertraute Germane ging mit der festen Ueberzeugung in den Schlachttod — mit der Gewalt zweifelsloser Autosuggestion! — dass er nach Walhall als Einherier käme (siehe Seite 26, 28 und 29), um dort der ewigen Kampfes- und Liebesfreuden zu geniessen. Diese zweifelslose Ueberzeugung — ob wissend oder glaubend entstanden — bewirkte, als kraftvolle Autosuggestion in der Todesstunde, womöglich noch gefördert durch die Fremdsuggestion eines Skalden, einer „Heilsrätin" (Albruna) oder der Kampfgenossen, jene feste geistige Vorstellung, welche oben Seite 26, als der geistige Schutz erkannt wurde, der bestimmend die Lebensführung in der nächsten Periode der Wiederverkörperung beeinflusste, sodass ein Solcher — wie der Ausdruck lautet — schon als Held geboren wird, indem er bewusster als ein Anderer, schon seine nächste Menschwerdung einleitet und sich in entsprechenden Lebensverhältnissen gebären lässt, oder wenn solches nicht glatt gelänge, doch die unbewusste Macht — den dunklen Drang — bekundet, alle hemmenden Schranken niederzuwerfen, um sein Ziel zu erreichen. Erscheinungen, wie beispielsweise die eines Bismarck, der schon in seinen Jünglingsjahren davon überzeugt war, dass es ihm beschieden sei Deutschland zu einigen, sind nur aus solchen Voraussetzungen erklärbar. Dagegen sind Erscheinungen solcher Persönlichkeiten, welche nachsuchend erst im späteren Alter bahnbrechende Gedanken in die Welt werfen ohne Erfolge zu erzielen, als Geister erkennbar, welche erst erwachend, zu spät ihre Aufgabe erkennend, gezwungen sind an ihren — scheinbaren — Misserfolgen ihre geistige Kraft zu stählen, um ihr unvollendetes Werk erst in ihrem nächsten, vielleicht in mehreren erneuten Menschwerdungen zu vollenden, wenn sie mit voller Ueberzeugung der Wahrheit und der Notwendigheit ihres Vorhabens in den Tod gehen. In diesem Falle werden sie in ihrem nächsten Leben in einem erneuten Menschenleibe eine Erscheinung bieten, wie jene eines Bismarck, eines Columbus, eines Luther und vieler Anderer*). Nur wieder unter solcher Voraussetzung ist es erklärbar, wie weltbewegende Ideen in ihren Ursprüngen oft jahrhundertelang zurückzuverfolgen sind, wie sie stets unterdrückt und vergessen wurden,

*) Nur von dieser Voraussetzung aus ist die bisher unverständlich gebliebene Stelle des Evangeliums: Marc. X 29, 30, 31 erklärbar; Christus spricht darin direkt von der Wiedergeburt, und vom Siege einer Idee im erneuten Menschenleibe: „Viele werden die Letzten sein, die die ersten sind, und Viele die Ersten, die die Letzten sind".

immer aber wieder — ohne wahrnehmbaren inneren Zusammenhang — plötzlich abermals wie neugeboren aufflammten um endlich zum Siege zu gelangen.

Damit aber erklärt sich esoterisch die exoterische Verheissung Walhalls, so wie auch deren Erfüllung: Die Einherier, welche als Opfer ihrer Ideen fallen, ob am Schlachtfeld, ob am Scheiterhaufen, ob im Hungertode — des modern Gebannten, des boykottierten Geistesheroen, — sie alle finden in der Ueberzeugung ihres Martyriums jene alles besiegende Seligkeit und im Leben nach dem Tode jenen Zustand des Glückes, der sie mit höherem Bewusstsein ihre nächste Menschwerdung bestimmen lässt, welche sie einer erneuten Heldenlaufbahn und endlichem Siege entgegenführt. Das ist das verheissene Walhall, die Heldenschickung in künftigen Lebensepochen in erneuten Menschenleibern. Die den „Strohtod" (Seite 121) Gestorbenen kommen nach „Trudheim", um sich bei Donar als Knechte zu verdingen. Das bedarf nach Vorgesagtem keiner weiteren Deutung mehr. Auch ihrer harrt die Erlösung in künftigen Wiederverkörperungen, bis auch ihnen es gelingt sich der ihnen gewordenen Sendung zu besinnen und ihre Aufgabe zu erfüllen. So werden im Verlaufe ungezählter Generationen alle Menschen zu Einheriern, und es wird jener — von der Gottheit gewollte und vorherbestimmte — Zustand allgemeiner Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erreicht werden, welchen wohl die Soziologen herbeisehnen, welchen aber die Sozialisten mit falschen Mitteln herbeiführen wollen, weil sie den esoterischen Begriff nicht zu fassen vermögen, der in der Dreiheit, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verborgen ruht, und der erst reifen und zeitigen muss, um dermaleinst als Frucht vom Weltenbaume gepflückt werden zu können.

Das, was mir gegönnt war, hier in knapper Skizze als das enthüllte Geheimnis der Runen zu enthüllen, erscheint für den ersten Blick, gerade ob seiner Einfachheit wegen, geeignet zu überraschen, wobei aber nicht übersehen werden darf, dass es trotzdem, wenn man tiefer in das Geheimnis dringt, ungleich verschränkter durch alle sich ineinanderschlingenden und scheinbar verwirrenden Fäden wird, in welchem Gewirre man staunend die „vieleinig-vielspältige Viel- und Einheit" des Alls, die Gottheit selber erkennt.

Guido von List.

„Das Schwierige bei der Natur ist: das Gesetz auch da zu sehen, wo es sich uns verbirgt, und sich nicht durch Erscheinungen irre machen zu lassen, die unseren Sinnen widersprechen. Denn es widerspricht in der Natur manches den Sinnen und ist doch wahr." *Goethe, Gespräche mit Eckermann 1831.*



Die Psychologie des Aristoteles. *)

Die Zeit hat die Autorität des Aristoteles so ziemlich auf allen Gebieten, die er nicht unbeschränkt beherrschte, ins Wanken gebracht. Mit einer einzigen Ausnahme: an seine Psychologie vermochte sie nur wenig zu rühren. Hier regiert er — vereinzelte Entthronungsversuche blieben erfolglos — noch heute so unbeschränkt wie je und die Begründer neuer psychologischer Systeme wissen kein besseres Mittel, die Welt für ihre Anschauungen zu gewinnen, als dass sie sich auf den Aristoteles als Autorität berufen, gewissermassen ihre Meinungen in ihn hineinlesen. So wird er gleicherweise als Autorität für die einander widersprechendsten Ansichten angerufen, was wohl geeignet wäre, das Misstrauen des objektiven Betrachters gegen die Psychologie des alten Philosophen selber wachzurufen. Die Erklärungen derselben sind stets einem gewissen Schwanken unterworfen, über einige Grundbegriffe wie den der Entelechie, auf denen sie sich aufbaut, hat sich aus dem Wuste der Literatur noch keine allgemein akzeptierte Anschauung herausgebildet. Ja, es scheint sich aus der Betrachtung der Aristotelischen Werke zu ergeben, dass er selbst diese Begriffe nicht immer in gleichem Sinne anwandte, sondern sie der Lage, in welcher er ihrer bedurfte, mehr oder minder anpasste.

Aristoteles beginnt seine Betrachtungen in der Regel mit einer kritischen Geschichte der Anschauungen seiner Vorgänger. Er hat somit noch eine besondere Bedeutung für uns als der erste grosse Historiker der Philosophie und der Naturwissenschaften des Altertums, für sehr vieles jener Zeiten unsere einzige Quelle, die es uns ermöglicht, trotz des ziemlich wenig Erhaltenen ein verhältnismässig rundes Bild zu gewinnen. Die ausserordentliche Gewissenhaftigkeit, welche überall aus seinen persönlichen Forschungen leuchtet, erlaubt es uns, uns in bezug auf die Geschichte der antiken Wissenschaft geruhig auf ihn stützen zu können. Hierdurch unterscheidet er sich aufs Vorteilhafteste von den übrigen Quellen, auf die wir angewiesen sind, und in denen sich meist Literaturklatsch und blosse Gerüchte auf so unkritische Art mengen, dass es auch der sie vergleichenden Betrachtung schwer fällt, aus der Fülle einander widerstrebender Erzählungen die Wahrheit herauszuschälen. Für sein eigenes gewinnt Aristoteles durch diese kritischen Vorbetrachtungen den Vorteil, dass er in ihnen dem Leser

*) Aus dem in Kürze erscheinenden Werke von Lothar Brieger-Wasservogel: Plato und Aristoteles (Th. Thomas. Lpz. Mk. 3.50) uns freundlichst zur Verfügung gestellt.

gewissermassen gleich den eigenen Standpunkt enthüllt, von dem aus er sein Werk schreibt, und dadurch dem Verständnisse seiner selbständigen Arbeit ganz wesentlich vorarbeitet.

Aristoteles hat die platonische Ideenlehre ziemlich scharf kritisert, aber er vermag sich trotzdem von dem übermächtigen Einflusse seines grossen Lehrers nur recht unvollkommen zu befreien. Er überwindet den platonischen Dualismus nicht völlig, sondern verhüllt ihn nur, und dieser Kampf nach zwei Richtungen geht als ein störender Zwitter durch seine ganze Philosophie. Er unterscheidet im Grunde platonisch, aber er sucht sich darüber hinwegzuhelfen, indem er zwischen dem möglich Seienden und dem wirklichen Seienden eine Beziehung konstruiert, die sich aber, ernst betrachtet, nur als eine Definition beider, als verschiedener Stufen des Nämlichen enthüllt: das mögliche Sein ist es dadurch, dass es wirklich werden kann, das wirkliche Sein dadurch, dass es das Mögliche verwirklicht, das Verlangen des möglichen Seins nach Wirklichkeit erfüllt. Auf dieser Stufe seiner Arbeit fallen ihm Bewegung und Energie in eines zusammen. Späterhin fasst er die Energie enger, sie wird ihm zum Zwecke jeder Tätigkeit, zur Form im höchsten Sinne. Als solche nennt er sie Entelechie, und führt diese Auffassung der Entelechie ziemlich allgemein durch, wenn auch nicht ohne einige Verwirrung. So wird ihm Gott zur absoluten Entelechie, „Gott ist das erste Bewegende nur sofern er der absolute Zweck der Welt ist“. Am akzeptabelsten erscheint die Erklärung, welche Zeller gibt; nach ihm ist die Entelechie die Form als Zwecktätigkeit, die Form als das die Materie bewegende, die Möglichkeit verwirklichende Prinzip.

Diese Vorbetrachtung wird uns das Verständnis der Formel erleichtern, in welcher Aristoteles die Seele definiert: die Seele ist die erste Entelechie des natürlichen, die Möglichkeit des Lebens besitzenen Körpers. Wir erkannten bereits die Entelechie als Zweck jedes Wirkens, so ist die Seele Aristoteles der Zweck des Leibes, dessen erste Entelechie, wie das Sehen Zweck des Auges, das Hören Zweck des Ohres ist. Die Auffassung des Aristoteles ist also eine der platonischen entgegengesetzte: bei Plato war die Seele früher als der Leib, bei Aristoteles hingegen ist sie die Verwirklichung der dem Leibe eigenen Möglichkeit, dessen Endzweck. Leib und Seele bilden zusammen die Substanz, der Leib ist die Materie, die Seele ist die Form. Ein anderes Mal ist ihm die Seele überhaupt alles, was ist. Er unterscheidet zwischen dem durch sinnliche Wahrnehmung und dem durch das Denken Erfassbaren. In gewissem Sinne fällt ihm nun das Wahrnehmbare mit der Wahrnehmung, das Denkbare mit dem Denken zusammen, da beides

seinen Qualitäten nach nicht verschieden, sondern gleich sei. Hier öffnen sich wieder die Pforten zur Metaphysik.

Ist die Seele die Entelechie des Leibes, so ergibt sich aus dieser Definition die Wechselwirkung beider von selbst. Der Leib ist die Materie des Menschen, die Seele seine Form, beide erst in ihrer Vereinigung ergeben die Substanz, den Menschen. Es ist hier für uns schwer, zu begreifen, wieso die Seele Form der Materie ist, ohne doch selbst Materie zu sein. Die Form ist dem Aristoteles kein organisches Gebilde, sondern die Fähigkeit dieses Gebildes, sagen wir einmal, irgend eine Handlung auszuüben. So wäre also beispielsweise das Sehen die Form des Auges. In diesem Sinne ist die Form auch Zweck: das Sehen ist der Zweck des Auges. Und sie ist das Prinzip des Lebens überhaupt: ein Auge, das nicht sieht, ist streng genommen eigentlich kein Auge. Andererseits aber ist auch die Seele, hier ist Aristoteles wieder im strengsten Gegensatze zu Plato, ohne den Körper unmöglich, es gibt kein Sehen an sich, ohne Auge. Die Seele ist freilich das Vorzüglichere, aber sie bedarf des Leibes, wie um einen Vergleich zu bringen, der Bildhauer des Wachses bedarf, um sein innerlich Geschautes, also sich wirklich zu machen. Daher ist auch die Seele vergänglich wie der Leib, sie kann nicht für sich fortbestehen, sondern beide sterben gleichzeitig. Sie wohnt dem Leibe inne, ist ihm wesentlich, sobald sie ihn verlässt, vergeht er, zerfällt, fault.

In einem wohlgeordneten Geschöpfe braucht die Seele nicht alles selbst zu bewirken, sie hat vielmehr einen Teil des Leibes inne, und die Lebenstätigkeit der übrigen Leibesteile beruht auf ihrem Zusammenhange mit diesem. Wo Leben ist, da ist auch Seele. Aristoteles ist Platoniker genug, um die Seele, welche er empirisch auf dieser Erde beobachtet, auch überall theoretisch anzunehmen. Sein botanisches Hauptwerk ist leider verloren gegangen, über seine Pflanzenpsychologie wäre um so weniger ein Wort zu verlieren, als ja auch unsere heutige Botanik auf dem besten Wege ist, eine Beseeltheit der Pflanzen anzunehmen. Eine grosse Weltseele gleich Plato nimmt er nicht an, er tadelt im Gegenteil seinen Lehrer dieser Auffassung wegen. Die Gestirne sind ihm hingegen beseelte Geschöpfe, auch im gewissen Sinne die Elemente und die Luft. Im Gegensatze zu Plato, dem die Erde nichts war als der feste Mittelpunkt des Weltalls, nimmt er auch eine Erdseele an und beschäftigt sich sogar wiederholt und interessant mit derselben. Den Regen vergleicht er mit dem Katarrh, das Erdbeben mit dem Pulse, und das Meer ist ihm bald der Schweiss, bald der Magen der Erde. Es handelt sich natürlich für ihn hier weder um scherzhafte Vergleiche noch um irgend welche poetischen Bilder, sondern vielmehr um ein

Bemühen, die Konsequenz aus seiner Lehre bis ins Aeusserste zu ziehen und durch Vergleiche mit dem jedermann empirisch Bekannten leichter zugänglich zu machen. So hat auch der Erdball seine Jugend und sein Alter, wenn auch nicht in der gleichgeregelten Weise wie die auf ihm wohnenden Lebewesen, sondern unregelmässig, an den verschiedenen Partien in verschiedenen Zeiten.

Des weiteren führt Aristoteles Gruppen untereinander verwandter psychischer Erscheinungen auf letzte ihnen gemeinsame seelische Untergründe zurück. Dies sind seine Teile der Seele, die also nicht so aufzufassen sind als ob die Seele, welche vielmehr ein einheitliches Ganzes ist, materiell aufgefasst in Teile zerfiele, sondern sich vielmehr als verschiedene Arten der Seele, sich zu äussern, darstellen. Die Zahl dieser psychologischen Einteilungen ist nicht stets die gleiche, die höchste ist fünf (im Buche über die Seele) und zwar: Ernährendes und Erzeugendes als ein Teil, Empfindendes, Begehrendes, Ortveränderndes und Denkendes. Am häufigsten ist bei Aristoteles die Dreiteilung, so sind die drei Hauptgruppen seelischer Aeusserung für den Menschen in ernährende, empfindende und denkende gegliedert. Aristoteles spitzte alles aufs Begriffliche zu, daher denn auch diese rein als begriffliche aufzufassende Teilung, die lediglich als ein für heutige Begriffe ungeschicktes Hilfsmittel zur Systematisierung seiner Psychologie zu nehmen ist. Er selbst hat die Missverständnisse, denen er sich hiermit aussetzte, wohl selbst geahnt, indem er fortwährend auf die wirkliche Einheit der Seele hinweist. Und aus einem bösen Gewissen stammt denn auch — er ist sicher seiner, wenn auch unwilligen Abhängigkeit von Plato wohl bewusst — die heftige Polemik gegen die platonische räumliche Trennung der Seelenteile.

Wir hatten bereits gesehen, dass Aristoteles der Seele den Sitz an einer Stelle des Leibes zuschrieb, von welcher aus sie das Ganze regiert. Nun aber spezifiziert er genauer: das empfindende hat seinen Sitz im Herzen oder in dem Teile, welcher dessen Stelle vertritt, ebenso das Ernährende. Da nun das Denkende an keinen Teil gebunden ist, so ergibt sich das Herz als der eigentliche Sitz der Seele. Das Gehirn kommt für Aristoteles nicht in Betracht — sehr im Gegensatze zu Plato — es hat nach ihm keine Bedeutung für das Seelenleben, ist ein sehr minderwertiger Teil des Leibes. Das Herz hingegen ist schon durch seine natürliche Lage als Mittelpunkt des Ganzen, als Sitz der Seele bestimmt. Wieder zeigt sich hier der ganze Unterschied in der Betrachtungsweise zwischen Plato und Aristoteles. Plato sagt, dass der Kopf des Menschen sein über die Erde erhabenster Körperteil sei, mittelst dessen er sich zur Betrachtung des Sternenhimmels über sich erheben könne, darum müsse sich hier

der Sitz der höchsten Tätigkeit befinden. Das war eine ideologische Motivierung. Aristoteles geht von einem ganz anderen Standpunkte aus, auch hier sich an das empirische eng anschliessend. Der Teil um das Herz ist auch der wärmste Teil des Leibes, Wärme und Seele sind aber nach Aristoteles eng miteinander verbunden, Wärme fördert die seelische Tätigkeit. Ferner verbindet das Herz Gleichartiges mit Ungleichartigem zur Einheit: Aristoteles hält das Fleisch des Herzens noch für gleichartig, während er nur die Ungleichartigkeit von dessen Gestalt weiss. Auch das Zwerchfell spielt bei Aristoteles keine Rolle mehr.

Gehen wir nun zur Betrachtung der Aristotelischen Reihe der Erkenntnisfunktionen über. Eine erkenntniskritische Gliederung derselben ist bei ihm noch nicht vorzufinden. Trotzdem aber darf man ihm nicht abstreiten, dass seine Erkenntnislehre eine Leistung grössten Stiles ist, mit der er für alle Folgezeit ein Fundament geliefert hat. Er beginnt mit der Bestimmung des Wesens der Empfindungen. Die Empfindung, welche er als Veränderung definiert, fällt ihm unter den Begriff der Bewegung, einer Bewegung, die sich vom Leibe auf die Seele fortpflanzt, dabei aber beide unverändert lässt, folglich keinem von beiden angehören kann; sondern von aussen her kommen muss. Das ist indessen als kein rein mechanischer Vorgang zu denken, da ja die Empfindung das Empfindungsvermögen im Lebewesen voraussetzt. Die Empfindung entsteht, indem das empfindende Organ von aussen her einen Eindruck erleidet, den es nun gewissermassen der Seele übermittelt. Man kann es so ausdrücken, dass der von aussen her kommende, sagen wir einmal tätliche Vorgang nur etwas auslöst, das bereits vorhanden war, aber nichts Neues bringt. Der Vorgang ist also zugleich leidender wie handelnder Natur, das Erleiden psychisch aufgefasst.

Der unterste der Sinne ist der Tastsinn, dessen eine Unterart nach Aristoteles der Geschmack ist. Seine Aeusserungen sind die eigentlich sinnlichen, deren Ueberschätzung nur den niedrigsten Menschen eignet, und die im Leben des Höherstehenden keine grosse Rolle spielen dürfen. Alle anderen Genüsse, also solche, die uns durch die anderen Sinne übermittelt werden, sind nicht gleich denen des Tastsinns ihrem Wesen nach Genuss sondern zufälligerweise. Die niederste Stellung des Tastsinns auf der Stufenreihe der Sinne ergibt sich auch daraus, dass er der einzige Sinn ist, der allen Tieren in gemeinsamer Weise eignet. Der Tastsinn differenziert nach Aristoteles nicht, er ist grob materiell in seinen Empfindungen. Unverhältnismässig feiner gibt das Gehör die Unterschiede an, aber auch das ist nicht nur zufälligerweise, deutliche Differenzierung ist erst dem Gesichte eigentümlich, das unter allen Sinnen die oberste Stufe einnimmt.

Kongruent seiner Teilung der Seele in drei Teile führt Aristoteles alle fünf Sinne auf einen Gemeinsinn zurück. Dieser ist gleich der Seele eine in Wahrheit unteilbare Einheit, und die Trennung in fünf Sinne ist nur eine rein begriffliche. Die Seele ist sozusagen eigenschaftslos, die Verschiedenartigkeit ihrer Eindrücke ist eine Folge der Verschiedenartigkeit ihrer Beziehungen. Der Gemeinsinn hingegen empfindet das Verschiedene auch durch Verschiedenes, die äusseren Eindrücke rühren an ihnen adäquate Eigenschaften seines Selbst. So kann man in grobem Schema vielleicht die fünf Sinne als Eigenschaften des einen Gemeinsinns bezeichnen, jeder von ihnen empfindet die in ihm liegende Besonderheit eines Dinges; zu einem das Ganze qualitativ umfassenden Eindrucke gelangt aber nur ihre Summe, d. h. der Gemeinsinn. Wir können z. B. sehr wohl das Weisse vom Süssen unterscheiden, was aber weder Sache des Gesichts noch des Geschmacks ist und eben unmöglich wäre, wenn es diese Sinne gesondert gäbe, und sie nicht vielmehr nur verschiedene Seiten desselben Wesens bildeten. Der Gemeinsinn vermittelt uns die allgemeinen körperlichen Eigenschaften, Grösse und Gestalt, Bewegung und Ruhe, Zahl und Einheit. Seine Zustände sind Schlafen und Wachen.

Die Affekte hat Aristoteles im Hinblick auf die menschliche Ethik betrachtet, und wir müssen seine Anschauungen aus seinen ethischen Schriften hier herüber nehmen. Das Lustgefühl ist die Empfindung, dass eine in der Natur organisch gegründete Seinsmöglichkeit ungehindert zur Wirklichkeit wird, wird indessen dieser Vorgang behindert, so tritt ein Unlustgefühl auf. Jede Empfindung ist also notgedrungen mit einem dieser beiden Gefühle verquickt, da sie dem Eindrucke des einen oder anderen Vorganges entspringt. Bezeichnend für Aristoteles, sieht dieser das höchste Lustgefühl in der geistigen Arbeit, die ja das intensivste Bestreben bedeutet, eine Seinsmöglichkeit über die Unlust erregenden Hemmungen hinweg zur Wirklichkeit zu fördern.

Die Affekte sind ihm Erscheinungen zusammengesetzter Natur, sie bestehen zu ungleichen Teilen aus Lust wie aus Unlust, je nachdem das Eine oder das Andere überwiegt, sind sie unterzuordnen. Liebe, Mut, Wohlwollen sind überwiegend Lustaffekte, zur Unlust rechnen Zorn, Hass, Furcht, Mitleid, Unwille, Neid, Verachtung, Scham und Eifersucht. Man soll die Affekte jeder Art nicht unterdrücken, sondern nur in vernünftiger Weise mässigen, um ein sittliches Leben zu führen. Sie sind für das geistige Leben von grosser Wichtigkeit, ihre, wie eben gesagt massvolle Erregung ist eine Bedingung zu ästhetischem Geniessen. Die Kunst adelt auch wesentlich unlustige Affekte, indem durch die ästhetische

Wirkung die auf die Seele drückende Last erleichtert, in einem allmählichen Vorgange Unlust sogar zur Lust werden kann. Wir haben hier eine Theorie, die den modernen Künstlern wie aus der Seele geschrieben und vielleicht nicht ungeeignet ist, das Andenken des alten Aristoteles bei ihnen wieder ein wenig zu Ehren zu bringen. Aristoteles bezeichnet diesen Vorgang mit einem dem Gebiete der Medizin entlehnten Begriffe als Katharsis, nimmt ihn also als eine psychologische Anwendung jenes Heilverfahrens, wodurch ein durch das Uebermass seiner Menge als Krankheitserreger auftretender Stoff durch Aufregung auf das für den Körper heilsame Mass zurückgeführt wird. Ueberhaupt ist ihm die Erregung von Lust und Unlustgefühlen als Heilverfahren bereits völlig vertraut. Er kennt die heilsame Wirkung, welche die Aufregung durch Musik auf den menschlichen Körper auszuüben vermag, und überall durch seine ästhetischen Erörterungen, mögen sie sich auf Poesie, bildende Kunst oder Musik beziehen, blickt die psychologisch verfahrende Heilkunst Griechenlands hindurch.

Versuchen wir, nach dieser kurzen allgemeinen Erklärung, ein wenig tiefer in die Erörterungen des Aristoteles über Lust und Schmerz einzudringen. Jede Art Tätigkeit, auf geistigen wie auf physischen Gebieten ist dann am vollkommensten, wenn der sie Ausübende seine besondere Neigung zu ihrem Gegenstande hat und in bestmöglicher Stimmung ist. Die Vollendung einer Tätigkeit ist für Aristoteles überhaupt das höchste Gefühl. Dies Gefühl ist ihm aber keineswegs mit der Lust identisch, denn es kommt von innen, während die Lust mehr etwas von aussen Hinzutretendes ist. Die Lust tritt also zu der Tätigkeit nur als eine Art äusserlicher Abschluss derselben, wenn beide auch eine so innige Verbindung eingehen, dass es mitunter scheinen mag, als seien sie überhaupt identisch. Die Tätigkeit wird immer durch Lustgefühle belohnt werden, vorausgesetzt, dass die geistige Veranlagung des Tätigen eine harmonische und normale ist.

Wird also die Lust als eine Art äusserer Abschluss der Tätigkeit betrachtet, so folgt aus den verschiedenen Arten der Tätigkeit, dass es auch verschiedene Lustgefühle geben muss. Die Klassifizierung derselben haben wir bereits erörtert. Lust verhält sich zur Gleichgültigkeit wie das Verlangen zum Denken. Jeder Sinn hat ein Mass für das Lustgefühl, welches er ertragen kann, wird dieses Mass überschritten, so tritt sofort ein Unlustgefühl, in seiner höchsten Steigerung Schmerz ein.

Eine Empfindung, die wir haben, lässt sich in drei verschiedene Einwirkungen, aus denen sie entstanden ist, zerlegen. Die wesentliche ist das dem betreffenden Sinne Eigentümliche, das sich durch

keinen anderen Sinn ersetzen lässt, wie also z. B. die Farbe dem Gesichtssinn eigentümlich ist. Aristoteles weiss sehr wohl, wie differenziert diese spezifischen Sinneswahrnehmungen sind, und dass sie einander oft scheinbar so nahe kommen, dass die eine der einer anderen identisch zu sein scheint. Die Sinnestäuschung wird aber nach seiner Meinung hier immer nur eine sehr unvollkommene, eng begrenzte sein. Er mag wohl beobachtet haben, dass ein an Sinnesfehlern leidender Mensch, ein Blinder etwa, Farben durch Betastung unterscheiden kann, ein Tauber Laute durch das Gesicht. Aber er erklärt sehr richtig, dass der Blinde nun keineswegs die Farbe mit dem Betasteten als eines setzen wird, Das ist stets nur ein scheinbarer Ersatz des einen Sinnes durch einen anderen, es bleibt stets nur eine Tastempfindung beim Blinden und wird niemals zur Farbenempfindung. Ausser dieser dem speziellen Sinne eigentümlichen Empfindung haben wir noch eine allen Sinnen gemeinsame eigentümliche Gestalt. Hieraus ergibt sich gleichfalls als dritter Fall die Möglichkeit einer Sinnestäuschung.

Brandis hat in seinem Aristoteles darauf aufmerksam gemacht, welche Verwandtschaft der letzte Teil des Buches über die Seele mit der Psychologie Herbarts aufweist. Jeder wird schon gemerkt haben, dass man, wenn man in tiefes Nachdenken versunken ist, nicht sieht, was ringsherum vorgeht. Gemischte Empfindungen, d. h. zwei Sinnesempfindungen, die zu gleicher Zeit auf uns eindringen, werden also weit weniger stark empfunden als die ungemischte Empfindung. Eine Wechselwirkung der Vorstellungen untereinander findet statt, die stärkere hebt die schwächere teilweise, mitunter sogar gänzlich. Aber unter solcher Wechselwirkung leidet nicht nur die schwächere Vorstellung, sondern auch die stärkere büsst an Intensivität bedeutend ein. Es ist das Gleiche, was Aristoteles bereits über die Lust sagt. Auch die Lust an einer Tätigkeit lähmt die Lust an einer anderen, die intensive Lust an der Musik z. B. schwächt das Lustgefühl an der bildenden Kunst. So ist auch die erhöhte Tätigkeit der menschlichen Phantasie während des Traumes darauf zurückzuführen, dass der Schlaf nach Möglichkeit andere Empfindungen ausschaltet. Ist die Stärke zweier Vorstellungen gleich intensiv, so wird dadurch entweder die Empfindung überhaupt aufgehoben, oder es kommt eine gemischte Empfindung zustande. Aus verschiedenen Empfindungen, die aber gleichgeartet sind, wie z. B. zwei Farben, wird eine einzige, da ja derselbe Sinn nicht zwei getrennte Empfindungen gleichzeitig zu haben vermag. Also weder gleichartige noch ungleichartige Empfindungen vermögen zu gleicher Zeit völlig gesondert von uns aufgenommen zu werden, sondern es tritt dann stets eine Vermischung ein und eine Wechsel-

wirkung derart, dass bei ungleichartigen Empfindungen gleich starke sich gänzlich aufheben, während verschieden starke sich im Verhältnisse ihrer Stärkegrade gegenseitig schwächen. Aristoteles belegt das mit verschiedenen Beispielen, die er mit Vorliebe den Gesichts- und Tastsinnen entlehnt.

Wenden wir uns zu dem, was er im Buche über die Seele über Phantasie, Gedächtnis uud Begehrungsvermögen entwickelt.

Die Phantasie ist nach Aristoteles eine Art Mittleres zwischen dem reinen Empfindungsvermögen und Denken von ausserordentlicher Wandlungsfähigkeit, bald ist sie dem einen, bald dem anderen zuzuzählen, bald wiederum stellt sie sich als ein von beiden gänzlich Verschiedenes dar. Dies bildet insoweit keinen Widerspruch, als Aristoteles die Phantasie der Zahl nach mit dem Empfindungsvermögen Eines, dem Begriffe nach aber von ihm verschieden sein lässt. Die Gemeinsamkeit mit dem Verstande leitet er aus der gegenseitigen Bedingtheit höherer Seelenteile überhaupt ab, ein auch im Aristotelischen Sinne nur mittelmässiges Argument, da es, an anderen Stellen des Buches eingesetzt, die ganze Lehre zerstören würde.

Ohne Empfindung gibt es keine Phantasie, die Empfindung ist ihre Quelle. Bei einer Anzahl Tieren hinterlässt eine Empfindung eine Art Nachbild des Empfundenen, aus welchen Nachbildern sich das Erkenntnisvermögen ableitet (seltsamerweise spricht Aristoteles, nebenbei bemerkt, den Bienen dieses Erkenntnisvermögen ab). Die durch den äusseren Eindruck im Sinn hervorgerufene Bewegung begnügt sich nicht mit der Erweckung der Empfindung, sondern setzt sich noch weiter fort. Diese fortgesetzte Bewegung ist die Phantasie, also etwas aus der Empfindung Hervorgegangenes über sie Hinausgehendes. Die Phantasie ist dem Aristoteles eine von der Materie freie Empfindung.

Es ergibt sich des weiteren daraus, dass die Gabe der Phantasie nur empfindenden Geschöpfen zuzuschreiben ist. Die Einbildungen der Phantasie verursachen in gleicher Weise ein Handelndes wie Empfindungen. Auch verbleibt das Verhältnis der Sinnesempfindungen untereinander in nämlicher Konstanz für die Erscheinungen der Phantasie bestehen. Die Phantasie ist eine zunächst passive Betätigung, nämlich das Weiterschwingen von aussen her erlittener Eindrücke, sie wird aktiv durch ihren Einfluss auf unser Tun und Lassen. Merkwürdigerweise spielt hier plötzlich bei Aristoteles das vorher so gering geschätzte und als ohne Bedeutung für Seele und Empfindungsvermögen behandelte Gehirn eine grosse Rolle. Geschöpfen mit zu hartem oder zu weichem Hirn wird nur eine geringe Phantasie zugesprochen. Ein phantasiebegabter Mensch ist

mannigfaltigen Täuschungen und somit auch Enttäuschungen unterworfen, indem er dazu neigt, das Bild seiner Phantasie für das, doch in Wahrheit nur abgespiegelte, Reale zu nehmen. Der Traum gehört der Phantasie an. Auch aus seinem Zusammenhange mit dem Schlafe ergibt sich die Zugehörigkeit der Phantasie zur Empfindung — manchmal beides von Aristoteles direkt als identisch definiert, — welches den Sitz des Schlafes bildet. Trotzdem aber sind die Bewegungen der eigentlichen Empfindung stärker, was wir daraus ersehen, dass beim normalen Menschen die Phantasie während der Tätigkeit des Tages nur eine untergeordnete Rolle spielt. Erst Nachts, wenn der Mensch sich in einem seltsamen Halbzustande von Schlafen und Wachen, von welchen ersteres für Aristoteles den Ruhezustand des eigentlichen Empfindungsvermögens bedeutet, während letzteres der Phantasie angehört, befindet, wird seine Phantasietätigkeit in vollem Masse ausgelöst. Aristoteles stellt sich nämlich den Schlaf so vor, als ob sich während dieses Zustandes das meiste Blut nach dem Herzen zurückzieht, an der Stelle der Wirklichkeit nur die Möglichkeit zurücklassend, eine neue, sinnreiche Erklärung für den Traum. Im übrigen ist es vielleicht nicht allgemein bekannt, dass unsere Dienstboten oft — gründliche Kenner des Aristoteles zu sein pflegen. Ziemlich alle billigen Traumbücher nämlich, die man zu kaufen bekommt, sind in ihren Ahnen aus den Traumdeutungen in des Aristoteles de divinatione per somnum — freilich stark verballhornt — hervorgegangen.

Auf gleiche Begriffe führt Aristoteles auch das Gedächtnis zurück, welches sich bei ihm als eine Art kontinuierliche Phantasie darstellt. Eine Phantasievorstellung kam zustande durch eine Einwirkung von aussen auf das wiederum von innen wirkende Empfindungsvermögen, welch letzteres dann in der Aktivität superior war. Diese Einwirkung von aussen nun lebt auch, nachdem die Empfindungstätigkeit wieder zurückgegangen ist, als Bild der Gedächtnistätigkeit. Das Gedächtnis wiederum ist von zweierlei Art: das eigentliche Gedächtnis ist eine Art regulärer Systematisierung äusserer Eindrücke, aus welcher sich jeder von ihnen jeder Zeit wieder im Geiste zurückrufen lässt, die blosse Wiedererinnerung hingegen ist etwas Zufälliges, kein gesetzmässiges Muss, sondern ein freies Willensbelieben des Menschen. Steht das bei diesem Vorgange gesuchte Bild dem Menschen nicht sofort zur Verfügung, so bedarf es einer Anstrengung, die Seele gerät — wie man bei Menschen, denen dieser Vorgang eine Art körperliches Zittern erweckt, bemerken kann — in Bewegung, welche auf dem Körper und von diesem wieder auf die Seele zurückwirkt. Wir sagen dann, dass sich der Mensch besinnt. Einmal unterscheidet Aristoteles

auch zwischen sinnlicher und verstandesmässiger Phantasie, lässt diese Unterscheidung aber gleich wieder fallen.

Bleibt noch das Begehrungsvermögen, wobei Begehren und Verabscheuen für Aristoteles Folgen aus den Erscheinungen der Lust und Unlust sind. Auch das Begehren scheidet er wieder in sinnliches und verstandesmässiges. Das sinnliche Begehren, die Begierde, entstammt dem subjektiv Angenehmen und Unangenehmen, dass die Empfindung, ausser ihrem objektiven Inhalte, mit sich bringt. Eine Folge dieses Subjektiven ist eben das Begehren oder Verabscheuen des durch die Empfindung Vermittelten. Das verstandesmässige Begehren hingegen ist diesen subjektiven Eindrücken nicht unterworfen, es stellt vielmehr eine vernunftmässige Voruntersuchung an, einen Vergleich zwischen den Anschauungsbildern behufs Herausfinden des wirklich Wertvolleren. Dieser Prozess, das reine Wollen, schliesst ja bereits eine Wahl in höherem Sinne in sich. Dadurch nun, dass das reine Wollen in die Bewegung übergeht, entsteht eine Handlung.

Aristoteles wusste noch nichts vom Nervensystem, von einer Physiologie und einer Psychologie im heutigen Sinne also lässt sich natürlich bei ihm noch nicht reden. Als er sich nunmehr gedrungen fühlte, hinter den organischen Zusammenhang dieses Uebergangs, des Zustandekommens einer Handlung zu blicken, musste er zu dem zurückgreifen, was seine Naturphilosophie über die Bewegung gelehrt hatte. Er hatte dort als die drei Faktoren der Bewegung das rein Tätige, das zugleich Tätige und Leidende und das rein Leidende aufgestellt. Die Vorstellung nimmt er nun auch — was natürlich ein rein dialektischer Kunstgriff ist — auf das Gebiet des Organischen hinüber und sucht ihr Auftreten in Begleitung eines Willensvorgangs nachzuweisen. Danach stellt sich das rein Tätige in der Vorstellung eines realisierbaren Guten dar, das zugleich Tätige und Leidende der Bewegung tritt in Gestalt des Begehrungsvermögens auf. Das dritte endlich äussert sich in den Gliedern des Leibes.

Aristoteles tritt für die Willensfreiheit ein, die er für jeden Akt in Anspruch nimmt, der aus den Wesen einer Persönlichkeit stammend, von der vollen Verantwortlichkeit derselben getragen werden kann. Eine Handlung ist überhaupt nur dann frei, wenn das äussere Motiv mit der inneren Veranlagung der Persönlichkeit in keinem Konex steht, mit anderen Worten, wenn sie reine Unlustgefühle auslöst. Zwischen diesen beiden äussersten Grenzen verschwimmen die Bestimmungen mannigfaltig, doch ist, wenn nicht der letzte und schärfste Fall eintritt, stets die Willensfreiheit der Menschen vorhanden, da ja auch äussere Veranlassungen nicht nur

ein Leidendes sondern auch ein Tätiges im Menschen anregen können: Wollen und Begierde sind im Menschen stetig im Kampfe miteinander, dass stärkere von ihnen siegt und entscheidet die Bewegung.

Das Denken ist die der Seele des Menschen eigentümlichste Befähigung, durch die er sich überhaupt vom Tiere unterscheidet, es ist zum Unterschiede von allen seelischen Funktionen des Menschen an kein Organ gebunden. Die Aufgabe des menschlichen Geistes ist die Erkenntnis der obersten Prinzipien aller Dinge. Das Denken setzt die Empfindung voraus und der Denkakt ist dem Empfindungsakt analog: wie sich in diesem das Empfinden mit seinem Objekte identifiziert, so geht auch das Denken vor. Ebenso analog zerfällt das Denken in die drei Stufen des unentwickelten Vermögens, des entwickelten Vermögens und der Tätigkeit. Allen Denkvorgängen stehen gleiche Empfindungsvorgänge zur Seite und begleiten sie, das Denken ist in jeder Form und Stufe durch das Empfinden unlöslich bedingt.

In welchem Gegensatze stehen hier nicht Plato und Aristoteles zueinander! Plato nimmt keineswegs dieses innige Verhältnis von Empfinden und Denken zueinander an, sondern stellt sie fast feindlich gegenüber. Das Denken, welches ihm der Weg zur Idee ist, wird durch die Empfindung, welche zum Stoffe neigt, gehindert und beschränkt. Diese Differenz zwischen den beiden grossen Philosophen ist seither immer wiedergekehrt, es ist einfach der unvermeidliche Kontrast zwischen metaphysischer und naturwissenschaftlicher Auffassung. Die Psychologie des Plato ist eben eine rein metaphysische, wodurch sich die häufigen Gegensätze bereits von selbst ergeben.

Der Uebergang aus dem blossen Verstandesvermögen zur Tätigkeit ist ein Leiden, der tätige Verstand hingegen ist leidlos, ewig und unsterblich. Diese Trennung des Geistes in passiven und aktiven, die Aristoteles vornimmt, ist plötzlich ein Bruch seines ganzen Systems, ein Vorstoss gegen das, was er eigentlich ursprünglich gewollt hat. An die Stelle des Monismus, den er mit so leidenschaftlicher Kritik Plato entgegen hielt, ist ein Dualismus getreten, ausgeprägter als nur je der platonische. Aristoteles selbst hatte die Lehre aufgestellt, dass die Seele an den Leib gebunden sei und mit diesem vergehen müsse, indem er jetzt die leidlose, also von der Sinnenwelt unabhängige Unsterblichkeit des tätigen Verstandes dekretiert, tritt er zu sich selbst in einen unlösbaren Widerspruch. Aristoteles ist sich dessen auch vollkommen bewusst und tritt, wie alle, die Unrecht haben, gerade hier in heftiger Polemik gegen die Platoniker auf, um „Verwechselungen vorzubeugen". Aber keine

noch so scharfe Dialektik seinerseits vermag uns darüber hinwegzutäuschen, dass er schliesslich in seinem System, das bislang lückenlos schloss — nach antikem Masse natürlich, moderne Kritik soll hier nicht geübt werden — widerwillig dorthin gelangt ist, von wo einstmals Plato ausging. Wir müssen das als eine grandiose Ehrlichkeit des Aristoteles ansehen. Von seinem eigenen ungeheueren Arbeitsfelde aus gewiss am besten imstande zu erkennen, wie wenig sich die Aehnlichkeit zwischen dem Denken und den Sinneswahrnehmungen dauernd durchführen lässt, gestand er ehrlich selber zu, dass hier etwas war, welches sich absolut nicht in das System einfügen liess. Und so kommt denn die Teleologie, welche er so zielbewusst für die Psychologie ausgeschaltet hat, zum Schlusse wieder in dieselbe hinein. Der tätige Geist wird zu einem überorganischen Prinzip.

Was vom heutigen Standpunkte aus die Aristotelische Psychologie als etwas gänzlich Ueberwundenes erscheinen lässt, ist, dass sie obwohl bewusst empirisch aufbauend, über Abstraktionen nicht hinauskommt. Unsere heutige Wissenschaft macht überall den entgegengesetzten Weg der Aristotelischen Psychologie: sie beobachtet die Phänomene und leitet aus ihnen ab, während Aristoteles umgekehrt mehr Nachdruck auf die Ursache legte als auf die Wirkung, beschäftigt sich lediglich mit dem Vermögen und sucht von ihm aus zu den Phänomenen zu gelangen. Wenn er bereits richtig erkennt, dass ein Schluss von Phänomen auf das Vermögen in der Tat möglich ist, so hat er die ganze Bedeutung und Tragweite dieser Erkenntnis noch nicht zu ahnen gewusst.

Diese prinzipielle Kritik, welche ja nichts Neues sagt, da Aristoteles für unsere Zeit keineswegs mehr Muster und Vorbild ist, rechtfertigt aber nicht die völlig ablehnende Stellung, welche man überhaupt ihm gegenüber einzunehmen beliebt, rechtfertigt noch weniger das verächtliche Uebersehen der Fülle feiner Beobachtungen und Erkenntisse, an denen die Psychologie des Stagiriten so überaus reich ist. Bei einer entschiedenen Ablehnung des Ganzen als solches und seiner Methodik, wird und soll man sich doch am einzelnen sehr wohl erfreuen. Wie er in der Psychologie den Dualismus überwindet, wie er Beziehungen und Differenzen zwischen tierischem und menschlichem Seelenleben aufhellt, wie er sich um exaktere Begriffe um das Seelenleben überhaupt bemüht — das alles sind Taten, denen sich in der Kultur Alt-Griechenlands nichts gleich Bedeutendes zur Seite stellen lässt.

Lothar Brieger-Wasservogel.

BÜCHERSCHAU

List, G. (v.), der Unbesiegbare. Ein Grundzug germanischer Weltanschauung Wien 1898. (1.—)

„Das Heil unserer Nachkommen“, sagt List im Vorwort, „kann einzig und allein nur aus einer plangemässen Pflege, einer zielbewussten Weiterentwicklung des Volkscharakters im streng nationalen Sinne erblühen . . . Es ist daher in allererster Linie ein zwingendes Erfordernis für die Anbahnung einer nationalen Volkserziehung, die Schule in deren Dienst zu stellen, und in dieser, gleich von der untersten Klasse auf, den Grund einer solchen planmässigen nationalen Volkserziehung durch eine „Volks-Sitten-Lehre“ (National-Moral) zu legen, welche als obligater Lehrgegenstand behandelt werden müsste . . . Die „Volks-Sittenlehre“ würde als obligater Lehrgegenstand allen Schülern der verschiedensten Religionsbekenntnisse eine einheitliche, auf nationaler Grundlage erblühte Sittenlehre vermitteln, welche nicht leerem Formelglauben, sondern dem innersten Gefühlsleben der Volksseele entkeimen würde, wäre der sicherste Hort gegen die drohende Verrohung des Volkes und damit die beste Wehr gegen den Niedergang der Nation, welcher mit dem Verblassen der Volksideale seinen unheilbaren Anfang nehmen würde . . . Mit dieser Hindeutung ist zur genüge betont, dass jene nationale Volks-Sittenlehre, selbstverständlich auf religiösem, wohlgemerkt religiösem — und nicht konfessionellem — Empfinden begründet ist, denn das Gottesbewusstsein ist wohl jedem zu eigen und niemand wird die Existenz des Einen, Grossen, Unerforschlichen leugnen, den unsere Vorfahren seit dem Bestehen unseres Volkes, also weit vor der Entstehung des Christentums, schon — Gott genannt hatten . . . und so soll und muss denn auch die nationale Volks-Sittenlehre auf der Erkenntnis dieses einen Gottes aufgebaut sein, und dessen ewige Gesetze, die in jedes Menschen Brust schlummern, geweckt und ausgebildet werden, zu Heil und Segen unseres Volkes, unseres Vaterlandes und beider Zukunft“. . . .

„So findet denn der Leser im vorliegenden Buche eine Art von „Kleinen Katechismus“, der mit gewissenhafter Berücksichtigung aller Forschungsergebnisse der modernen Wissenschaft abgefasst ist, der in keiner Weise mit den errungenen Wahrheiten der Weltweisheit im Widerspruch steht oder mit den unserem Volke angeborenen Ansichten von Pflicht und Sitte unvereinbar wäre. Es ist darin . . . eine Weltanschauung im germanischen Sinne zum Ausdruck gebracht, ein Spiegelbild der deutschen Volksseele wie sie ist und sein soll.“

Der „Katechismus“ ist ein Büchlein, dass wir in jeder Weise willkommen heissen wollen, als einen jener seltenen und doch so nötigen Versuche unserem Volke eine Erinnerung an seine arische Abkunft zu geben, eine Erinnerung die ach so tief und fest in ihm „schläft“! Ich nenne den Katechismus einen Versuch, weil mir manches noch der Erweiterung, des Abschleifens, des Festerfassens nötig erscheint. Aber der Anfang ist hier recht glücklich gemacht. Möchten sich doch Anhänger dieser Ideen zu Tausenden finden, dass wir auf diese Weise ein reineres nationales Leben führen lernten!

List, G. (v.), Alraunenmären. Mit Portr. Wien (1904). (3.—).

Über der modernen Stimmungslitteratur, den Ehebruchgeschichten, dem Suchen und Haschen nach neuen Grundlagen unseres Lebens, ist ganz vergessen worden, dass wir in unserem altvölkischen Leben und Treiben noch immer einen Boden haben, der uns geruhsam trägt und unserem Innenleben reichlich Anregung zur Vertiefung bietet. Wie die Urschrift der Germanen, die Runen, zum Ausgang der Schrift aller südeuropäischen Völker wurde, wie ihre Mythologie befruchtend hinüberreicht bis zu den Höhen des schneebedeckten Himalaya, so wie jene alte germanische Kultur unserem deutschen Volke die Kraft gab, das Kulturvolk der Erde zu werden, so sollte man sich heute erinnern, dass die Lebensfrische jener Gedanken, jenes ganzen Volkslebens noch heute mit unverminderter Stärke wirken kann. Noch heute dürfen uns die Ideale altgermanischen Kultes als Vorbilder dienen, ja heute erst recht. Das deutsche Volk gleicht gerade jetzt dem verlorenen Sohne, der heimkehrt, nachdem er Jahrhunderte die Treber fremder Völker verzehrt hat. Heimkunst, Entwickelung des Gemütes, Verinnerlichung, das sind Schlagworte unserer Zeit geworden und sie decken sich mit dem reinen germanischen Empfinden unserer Voreltern. Als Selbstbesinnung möchte ich unsere moderne Kultur bezeichnen, als ein schreckvolles Einhalten in einem orgiastischen Taumel, aus dem uns alte liebgewonnene Weisen plötzlich zur Nüchternheit erwecken. Solche Weisen singt uns List in seinen Alraunenmären. Es sind Erzählungen aus deutschen Gauen, die uns in poetischer Sprache in die Zeiten versetzen, da unser Volk noch das Bewusstsein eines über alle edlen Volkes in sich trug und durch Tat und Wort bewies, dass deutsch sein, edel sein heisst.

Die theosophische Bewegung, die als Grundton die Wiedererweckung arischen Empfindens durchtönt, kann reichen Nutzen gerade aus solchen Arbeiten ziehen. Ist ihr doch durch die starke Betonung des Orientalismus eine Art Kosmopolitismus aufgedrückt, der ihr verhängnisvoll werden kann. Bislang hat jedes Volk seine Blüteperiode dann gehabt, wenn es seine Eigenart am stärksten zur Geltung brachte und verlor an Kraft, je mehr es sie verwischte. Und dieses Gesetz ist auch heute noch giltig.

Will unsere moderne Kultur uns fördern über die Jahrtausende hinaus, so erwecke sie in uns wieder das Gefühl der Einheit des Germanenvolkes, des Edelvolkes der Erde. In uns haben wir alle die Ideale, die uns heute asiatisches Denken oder neuweltliches Leben in buntem Flitterstaat als der Weisheit letzten Schluss bietet, entfaltet, lange ehe jenen Völkern die Meeresflut den Boden freigegeben hatte. Wir sind aus jenen Zeiten arischen Denkens und Fühlens herüber die Lehrmeister der Erde geworden. Sollte uns diese Erinnerung nicht Kraft geben, jene alten Traditionen wieder zu beleben und germanisches Empfinden wieder zu jener Goldmünze zu stempeln, mit der wir Einlass in Walhall erlangen?

Yoga-Vasishtha (Kapitel 50); **Vasishtha lehrt Rama den Weg zur Erkenntnis.** Ein Wegweiser zur Erlangung des religiösen Erlebnisses für

Anhänger aller Religionssysteme. 2. Tausend. Gross-Lichterfelde 1904. (Bibliothek der Wald-Loge, Nr. 10). (—.25).

Die Vedanta-Lehre ist eine der ältesten Religionslehren der Erde und nach den Aussprüchen von Prof. Max Müller und Prof. Paul Deussen, den bedeutendsten europäischen Gelehrten des Vedanta, die tiefste. Sie wird in den kommenden Jahrzehnten unsere Religionsanschauungen umwerten und unser religiöses Leben aufs nachhaltigste befruchten im Verein mit jenen urarischen Lehren, aus denen auch der Vedanta entsprungen ist. Kant hat für diese Umwälzung vorgebaut.

In dem kleinen Heftchen liegt gewissermassen die Quintessenz der ganzen Vedantalehre vor. Die kurzen Sentenzen sind vorwiegend praktische Ratschläge, wie wir uns sittlich und geistig veredeln müssen, um zur Vereinigung mit Gott (Yoga) zu gelangen. Es ist dies also ein Wegweiser zu jenem einzigen inneren Erlebnis, welches uns alle Religionssysteme bei treuer Befolgung ihrer Vorschriften in Aussicht stellen. Vorzug dieses Kapitels ist Klarheit, Kürze und Festhalten alles Wichtigen. Zur Einführung in die Vedantalehre dürfte sich kaum eine Arbeit besser eignen als diese.

Wilser, Dr. L., zur Runenkunde. Zwei Abhdlgn. Leipzig-Wien (Akadem. Verlag s. k. u. W.) 1905. Beigebunden von demselben, die Herkunft der Bayern; mit Anhang: Stammbaum der langobardischen Könige. Ebenda.

Verfasser verficht die Ansicht, dass die Runenschrift uralt ist und von ihr die vorgeschichtlichen Schriften aller süd- und nordeuropäischen Völker abstammen. Die Runenschrift entstammt „dem gemeinsamen Ursitz arischer Kultur". Ihr liegt nicht das Futhark von 24 Zeichen zu Grunde, sondern ein solches von 18 Zeichen.

Wagenmann, Ad., künstliches Gold! Entdeckung eines auf Grund neuerer wissenschaftlicher Anschauungen beruhenden Verfahrens zur Umwandlung der Stoffe. Für jedermann verständl. dargestellt. Stuttg. (1906). (1.—)

Vor ca. 10 Jahren tauchte in New York die Nachricht auf, dass ein Dr. Emmens die Kunst, künstliches Gold herzustellen, erfunden hätte. Wir berichteten s. Zt. ausführlicher darüber und gingen auch auf die Vorstellungen der Alchymisten über die Goldbereitung ein. Kurz wiederholt bestand der Grundgedanke jener Meister in Folgendem: Alle Stoffe bestehen aus Schwingungen eines Urstoffes; kann man nun einen minderwertigen Stoff auf den Urstoff, Uräther, zurückführen, so kann man ihn von da aus, aus einem indifferenten (?) Zustand aus, nach einer beliebigen neuen Richtung sich entwickeln lassen, es gehört nur, sagen wir einmal, eine Art Ansteckung mit einem Teil der Schwingungen dazu, welche das Wesen des neuen Körpers bilden. Dr. Emmens führte so unter einem uns nur ganz oberflächlich bekannten Vorgang (Körnung, Schmelzung unter besonderem Atmosphärendruck) mexikanische Silberdollars in einem Stoff über, der wohl die Eigenschaften des Goldes bekam, aber noch nicht die echte Goldfarbe, also das rechte Wesen fehlte noch. Dieser Stoff wurde Argentaurum genannt und könnte als eine Art Muttersubstanz der Kinder: Gold und Silber angesprochen werden. Weitere wohl gleichartige Verwandlung brachte dem Argentaurum auch noch die Goldfarbe und machte den Stoff handelsfähig. Leider haben wir in den

letzten Jahren von dem Argentaurum-Syndikat und seiner Entwicklung nichts mehr in Erfahrung bringen können.

Auf ganz ähnlichen Ideen baut Wagenmann auf. Als Ursubstanz alles Werdens gilt ihm ein „indifferenter Äther“. In diesem Äther, dessen Temperatur — 273° Cels. sein müsste, entsteht eine Bewegung der Ätherpartikelchen, indem der Äther energiebegabt wird (woher?). Die Bewegung der Ätherpartikelchen erfolgt in bestimmten Bahnen (ineinandergreifend = feste Körper; einander berührend = flüssige Körper; gegenseitig Abstand habend = gasförmige Körper), deren Gruppierung die Stofflichkeit, die Welt bildet. Da der Äther, ohne Energie, eine Temperatur von — 273° Cels. hat, so sind alle Körper, welche der energiebegabte Äther bildet, wärmer, d. h. Wärme ist die Folge der Energiebegabung des Äthers, ist also nichts für sich bestehendes, sondern der Betrag an Stoffenergie, welcher in seiner jeweiligen Höhe mit dem Begriff eines von uns vorgestellten Körpers zusammenfällt. Wir hätten also für Silber zu sagen: es ist die Silberwärme des energiebegabten Äthers, für Eisen: es ist die Eisenwärme, und für Gold: es ist die Goldwärme u. s. f. Darin liegt nun die Möglichkeit, einen Körper umzuwandeln. Wir haben ihm seine Wärme, seine Energie-Qualität und -Quantität zu nehmen, d. h. praktisch ihn abzukühlen von seiner „Welttemperatur“ bis auf — 273°, wodurch wir energielosen Äther erhalten, den wir sodann durch Erzeugung einer anderen Energiespannung, einer anderen Wärme, in einen neuen Aggregatzustand formen können. Der springende Punkt wäre also die Erzeugung des energielosen Zustandes, der nach Wagenmann mit dem Begriff des „Steines der Weisen“ unserer mittelalterlichen Meister zusammenfällt. — Ausführlicher auf diese Theorie einzugehen, ist heute noch nicht die Zeit, da wir uns vorher erst mit Wagenmanns bedeutender Schrift „das System der Welt“ zu befassen haben. Obige Ausführungen werden aber genügen, um das Interesse unserer Leser im höchsten Masse zu erregen!

Nowicki, R., u. H. Mayer, flüssige Luft. Die Verflüssigungsmethoden der Gase und die neueren Experimente auf dem Gebiete der flüssigen Luft. Mit 48 Abbildungen. 2. verb. Aufl. Gemeinverständlich dargestellt. M.-Ostrau 1906. (1.—)

Einen Teil des oben angeführten Verfahrens finden wir praktisch verwertet bei der Herstellung flüssiger Luft, bei der es sich also zunächst nur um eine Änderung des Aggregatzustandes handelt. Man entzieht der Luft durch Abkühlung mittels verschieden kalter Gefriermittel, als Eis, Äthylen, Petroläther, einen Teil seines Energiequantums (man würde also die Bahnen der Ätherpartikelchen, welche sich in Gasen resp. in Gasgemengen nicht berühren, einander annähern, oder durch Energie-Entziehung „zusammenfallen“ lassen), bis bei der kritischen Temperatur von — 140° Celsius die Verflüssigung eintritt (die Bahnen sich also berühren). Wie dies technisch ausgeführt ist, lese man in dem Schriftchen selbst nach. Die Darstellung ist ungemein klar und auch für den verständlich, der keine physikalischen Vorkenntnisse hat. Zahlreiche

Abbildungen geben uns ein anschauliches Bild von den Maschinen zur Bereitung und der Verwendung der flüssigen Luft.

Xenophon, Erinnerungen an Sokrates. Übertragen von O. Kiefer. Jena (Diederichs) 1906. (4.—, geb. 5.50)

Diese schöne Neuausgabe, die uns die Memorabilien nicht in philosophischer Bearbeitung, sondern in künstlerischer Form als ein Lebens- und Erziehungsbuch bringt, kann ich unsern Lesern nicht besser empfehlen als mit den Worten, mit denen Xenophon seine Berichte schliesst. Sei der xenophontische Sokrates nun der historische, sei er eine Idealgestalt, vervollkommnet durch spätere Zufügungen, er ist und bleibt ein Lebensideal. Und in diesem Sinne sprach auch Tolstoi den Wunsch aus, die Schrift bei allem Volke verbreitet zu sehen.

Jene Worte lauten: „Und wer ihn (Sokrates) kannte, wie er war, und wer nach Tugend strebte, der fühlt noch jetzt unaufhörlich die grösste Sehnsucht nach ihm, als dem heilsamsten Helfer in der Pflege der Tugend. Seine Gottesfurcht, die nichts ohne die Zustimmung der Götter tat, seine Gerechtigkeit, die ihm verbot, einem auch nur im geringsten zu schaden, ihn aber antrieb allen seinen Freunden die grössten Dienste zu leisten, seine Selbstbeherrschung, die ihn nie das Angenehme dem Besseren vorziehen liess, sein scharfer Geist, der eine falsche Beurteilung des Guten und Schlechten unmöglich machte und ihm eine durchaus selbständige Beurteilung dieser Dinge ermöglichte, die Fähigkeit, seine Gedanken anderen mitzuteilen und die Begriffe scharf zu bestimmen, aber auch andere darin zu prüfen und den Fremden zu überführen und auf den Weg der Tugend, des Edlen und Guten zu leiten, all diese Eigenschaften machten ihn mir wenigstens zum Musterbild des besten und glücklichsten Mannes."

Wer daran zweifelt, vergleiche ihn doch einmal mit dem Charakter eines anderen und urteile dann!

Verantwortlicher Redakteur: Paul Zillmann.

Redaktion und Verlag: Gross-Lichterfelde, Ringstrasse 47a.

Druck von Robert Schumann, Cöthen (Anhalt).



Der Gott, der anfangs aus der feurigen Wolke zu seinen Kindern sprach, der dann sein Wort als schriftliches Gebot von Geschlecht zu Geschlecht forterbte, er ist uns nicht verstummt, wenn wir diese Offenbarungen nicht mehr als solche anerkennen; er ist herabgestiegen in unsere Brust und als wir selbst seiend spricht er aus uns als sittliche Autonomie.

Ed. von Hartmann, d. Sittl. Bew. S. 94.

Die Vogelgespräche Mantiq-Uttair des Ferîdeddîn Attâr.

Nach dem Französischen des Garcin de Tassy*)

Unter allen grossen Religionen ist es der Islâm, bei welchem der Gottesbegriff am persönlichsten und individuellsten ausgeprägt ist. Es scheint, als ob der semitische Geist ganz besondere Vorliebe für den reinen Monotheismus hätte, denn auch der Jahve-Kultus gehört hierher. Vielleicht liegt es in der Natur der Rasse. Ein rein monotheistischer Glaube aber ist kein guter Nährboden für mystische Richtungen, welche doch alle mehr oder minder pantheistisch gefärbt sind. Wo ein persönlicher Gott angenommen wird, liegt das Bedürfnis nicht so nahe, über diesen Begriff hinauszugehen, als dort, wo derselbe dualistisch oder polytheistisch gespalten ist. Das Höchste und Letzte im menschlichen Denken kann nicht in der Mehrzahl vorhanden sein. Denn eine Vielheit ist nur möglich, wo Differenziertheit ist. Differenziertheit aber und Vollkommenheit schliessen einander aus. Bei den polytheistischen Religionen des Altertums musste schon frühe der Gedanke auftauchen, dass diese Götterwelt nicht das Höchste sein kann, da ein Gott den andern beschränkt und befehdet. So unterliegen in Hellas die Olympier der Ananke, und der Hindu, dessen grüblerischer Geist wohl am frühesten zum Endziele vorzudringen sucht, fragte sich schon in jener Zeit, als die Hymnen des Rig-Veda entstanden, was wohl das Erste und Letzte sei. Und diese Frage findet ihren schönsten und kühnsten Ausdruck in dem berühmten grandiosen Schöpfungshymnus:

Doch, wem ist auszuforschen es gelungen?
Wer hat, woher die Schöpfung stammt, vernommen?
Die Götter sind diesseits von ihr entsprungen.
Wer sagt es also, wo sie hergekommen? —
Er, der die Schöpfung hat hervorgebracht,
Der auf sie schaut im höchsten Himmelslicht,
Der sie gemacht hat oder nicht gemacht,
Der weiss es! — oder weiss auch er es nicht?

*) Selbst nicht Kenner der persischen Sprache, folge ich im Nachstehenden der französischen Uebersetzung: Mantic-Uttair ou langage des oiseaux. Traduit du ersan de Faid-Uddin-Attar par Garcin de Tassy. Paris. Imprimerie impériale 1863. Und am Schlusse folge ich der Arbeit de Sacys.

Zu einer solchen Fragestellung kann sich ein monotheistisch Gläubiger nur schwer entschliessen. So nimmt der Jahve-Kultus wie der Islâm wohl Menschen an, die mit der Gottheit in ein intimes Verhältnis getreten sind, ihr aber auch in diesem immer objektiv gegenüber stehen. Zu einer unio mystica im eigentlichen Sinne aber konnte es nicht wohl kommen. Das Verlangen nach einer solchen musste einem Gläubigen Frevel und Lästerung erscheinen. Als sich nun aber der Islâm ausdehnte, und andere Völker unterwarf, bei welchen der monotheistische Gedanke nicht so tief eingeprägt war, da kam es zu Konflikten. Die Unterworfenen, welche den neuen Glauben annehmen mussten, hatten ihre Tradition, in der die Mystik eine bedeutende Rolle spielt. Im Sassanidenreiche war die Lehre Manis noch nicht vergessen, in Kleinasien waren noch Ueberreste der Gnosis vorhanden, und im brahmanischen Indien blühte die Vedânta-Philosophie. Jetzt sollten sich die Bekenner all dieser Doktrinen mit dem Glauben an Allah abfinden. Sie suchten naturgemäss Elemente ihrer früheren Ueberzeugung in die neue Lehre hineinzutragen. Besonders befruchtend hat hier wohl das Vedânta-System gewirkt. Die nämliche Auffassung vertritt auch Dr. Herrmann Ethé in seinen morgenländischen Studien. (Leipzig, 1870.) Er sagt:

„Unläugbar ist der Sufismus (so wird die mystische Richtung im Islâm genannt) sehr alt. — — — Dennoch aber blieb die höchste Ausbildung desselben erst dem indogermanischen Geiste vorbehalten, der in Tiefe der Auffassung, in Zusammenordnung des Einzelnen unter ein allgemeines System und überhaupt in Beweglichkeit des Sinnes die Semiten weit übertreffend am besten geeignet war, die von diesem gepflanzten Keime zur schönsten, duftigsten Blüte zu entfalten.“

Als Begründer dieser mystischen Richtung des Sufismus gilt Abu-Said-ibn Abilcheir, welcher um 820 n. Chr. gelebt haben soll. Das Wort Sufi wird vom arabischen sûf, Wolle, abgeleitet. Ein Sufi ist ein mit einem Wollengewande bekleideter Derwisch. Nach Ethé lassen die Hauptlehren der Sufis sich darin zusammenfassen: „dass Gott allein von Ewigkeit her existenzbegabt gewesen, und in sich alle Seelen der Menschen, vorzugsweise natürlich die der Sufis, umschlossen gehalten, mit ihnen also identisch ist. In dieser Beziehung gleicht er einer noch nicht erschlossenen Rosenknospe und ist als achad, als eins und einzig im Verhältnis zu sich selbst, zu denken. Das Verlangen, sich nach aussen zu manifestieren, rief die Entstehung des Alls hervor; alle sichtbaren und unsichtbaren Dinge emanierten aus Gott, ohne jedoch dadurch von ihm geschieden oder unterschieden zu sein — und er ward nun, wie die Mystiker

sagen, zum wâchid, d. h. er stellte sich nun der Welt gegenüber, blieb aber trotz dieser Vielheit immer innerlich eins. Die Substanz des Menschen ist also die Gottes selber, daher ganz berauschte Derwische auch ausgerufen haben: „ich bin Gott!“ und ebenso sind nun auch die Dogmen aller Religionen, als aus Gott emaniert, nur Allegorien von ihm und alle gleich, daher auch überhaupt gleichgiltig. — Ja, in folgerichtiger Konsequenz sind auch das Gute und Böse völlig gleich, da beide in Wirklichkeit gar nicht existieren, sondern auf Gott zurückgeführt werden müssen. Die einzige Verschiedenheit zwischen Gott und der Welt ist die, dass ersterer von unbedingter Existenz, wâdschib-elwudschûd, letztere dagegen nur mumkin, d. h. von unbedingt möglichem, in Gottes Willen beruhendem Sein ist.“

Soweit Ethé. Auch der französische Forscher Garcin de Tassy gibt in der Einleitung zu jenem Werke, das uns ausführlich beschäftigen soll, eine Zusammenstellung der Grundsätze der Sufis, welche hier wegen ihrer grösseren Ausführlichkeit folgen möge:

1. Gott allein existiert; er ist in allem und alles ist er selbst.

2. Alle sichtbaren und unsichtbaren Wesen sind eine Emanation Gottes, und sind in Wirklichkeit nicht unterschieden von ihm. Die Schöpfung ist eine Art Zeitvertreib der Gottheit.

3. Paradies und Hölle, sowie die Dogmen der positiven Religionen sind nur Allegorien, von denen der Sufi allein den Sinn kennt.

4. Ebenso sind die Religionen ohne Bedeutung. Sie dienen jedoch als Mittel, zur Wahrheit zu gelangen. Einige sind dazu mehr geeignet als die andern, besonders der Islâm, dessen Philosophie die die Lehre der Sufis ist.

5. In Wahrheit existiert kein Unterschied zwischen Gut und Böse, da alles sich auf die Einheit zurückführen lässt; und so verursacht Gott in Wirklichkeit alle menschlichen Handlungen.

6. Gott bestimmt den Willen des Menschen; also ist dieser in seinen Handlungen nicht frei.

7. Die Seele hat Präexistenz und ist in dem Körper wie in einem Käfig oder Gefängnis eingeschlossen. Der Tod muss daher für den Sufi Gegenstand des Wunsches sein; denn durch ihn kehrt er wieder in den Schoss der Gottheit zurück, aus welchem er hervorgegangen ist.

8. Durch die Metempsychose werden die Seelen, welche ihre Bestimmung hier unten noch nicht erfüllt haben, gereinigt, und dadurch würdig, sich wieder mit Gott zu vereinigen.

9. Die Hauptbeschäftigung des Sufi muss also die Meditation über die Einheit und der allmählige Fortschritt durch die ver-

schiedenen Grade der geistigen Vollendung sein, damit er schliesslich in Gott stirbt und aus dieser Welt zur Einheit mit Gott gelangt.

10. Ohne die Gnade Gottes, welche die Sufis „faiz“ nennen, und von sich selber kann man nicht zu dieser geistigen Vereinigung gelangen; aber die Sufis nehmen eine hinreichende Gnade an, denn sie sagen, dass Gott dem seine Hilfe nicht versagt, der sich mit glühenden Bitten ihm bemerklich macht.

Dass sich derartige Axiome mit dem orthodoxen Islam so wenig vereinen wie Oel und Wasser, liegt auf der Hand. Und all die Stellen in den Schriften der Sufis, wo der Versuch gemacht wird, ihre Lehren als rechtgläubig zu verteidigen, haben etwas Gezwungenes und Gewaltsames an sich, und man kann bisweilen den Eindruck nicht ablehnen, dass diese Argumente gerade das Gegenteil von dem beweisen, was sie beweisen sollen. Aber wenn wir von diesen Dissonanzen absehen, welche doch nur gelegentlich auftreten, finden wir in der Literatur des Sufismus ganz hervorragende Werke, hervorragend sowohl als Dichtungen wie als philosophische Abhandlungen. Denn die bedeutendsten Schriften sind in Versen abgefasst. Die Werke dreier Männer vor allem sind es, welche es verdienen, von jedem, der die Mystik studiert, genauer gekannt zu werden. Der Bedeutendste ist der berühmte Mewlânâ Dschelâleddîn Rumi, dessen Dichtungen uns wenigstens in kleineren Proben Rückert zugänglich gemacht hat. Die beiden anderen sind Mahmud Schebisteri und Ferîdeddîn Attâr. Das Lehrgedicht des ersteren „Der Rosenflor des Geheimnisses“ ist philosophisch hervorragend, aber poetisch wenig erfreulich, wenigstens in der ungeniessbaren Uebersetzung von Hammer-Purgstall*). Das Hauptwerk Ferîdeddîn Attârs dagegen, „Mantiq-Uttair“, zu deutsch „Die Vogelgespräche“, gehört zum Grossartigsten auf dem Gebiete der philosophischen Dichtung aller Zeiten und Völker. Ich glaube, dass ihm der Platz gleich hinter der unvergleichlichen Bhagavad-Gîta gebührt.

Der eigentliche Name des Dichters ist Muhammed ben Ibrahim, mit dem Beinamen Ferîdeddîn, die Perle der Religion und Attâr, Parfumeur, nach seinem ursprünglichen Gewerbe. Er wurde in Nischapur im Jahre 1119 geboren. Mit den Lehren der Sufis bekannt geworden, gab er seinen Beruf auf, widmete sich ganz der Mystik und schrieb mehrere Werke, von denen uns heute das Lehrgedicht Mantiq-Uttair beschäftigen soll. Um 1230, also etwa 110 Jahre alt, wurde er von den Soldaten Dschingiskhans umgebracht.

Wir gehen jetzt unmittelbar zum Inhalte des Gedichtes über.

---

*) Eine vorzügliche englische Uebersetzung samt Text hat E. H. Whinfield besorgt: London. Trübner & Co. 1880.

Dasselbe beginnt wie alle derartigen muhammedanischen Werke mit einer Lobpreisung Gottes, welcher sich eine Verherrlichung Muhammeds anschliesst.

„Preis sei dem vollkommenen Schöpfer des Lebens, der den staubgeborenen Menschen mit der Seele und dem Glauben beschenkte. Seinen Thron setzte er über die Wasser. Leben verlieh er den irdischen Kreaturen in den Lüften!“

(Anspielung auf die Vögel, welche in dem Gedichte die Menschen mit ihren Schwächen und Fehlern darstellen.)

„Herrschaft hat er dem Himmel gegeben und der Erde Abhängigkeit. Jenem hat er eine ewige Bewegung verliehen und dieser beständige Ruhe. Das Firmament hat er ohne Säulen wie ein Zelt über der Erde ausgespannt und gab ihm diese zum Fundamente. — — — Im Winter breitet er den silbernen Schnee aus, im Herbste Gold über die Gesträuche. Beim Gedanken an Gott verwirrt sich der Geist, wird die Seele zu Boden gedrückt. Durch Gottes Macht kreiset der Himmel und erbebet die Erde. Vom Rücken des Fisches, auf dem das Weltall ruht, bis hinauf zum Monde bezeugt jedes Stäubchen sein Dasein. Die Erde hier unten und der Himmel da oben geben Zeugnis vom ihm.“

(Nach der persischen Sage ruht das Weltall auf einem Fische. Der Gleichklang der persischen Worte für Fisch und Mond geben Veranlassung zu einem unübersetzbaren Wortspiele.)

„Gott schafft den Wind, die Erde, das Feuer, das Blut. Durch all das kündet er sein Geheimnis.

— — — Als die Seele in den Körper eintrat, belebte sie ihn. Gott gab ihr Verstand, und sie unterschied die Dinge; als sie sich verständig fühlte, gewann sie auch Einsicht. Gott verlieh ihr Wissenschaft und sie erkannte. Und da der Mensch wissend geworden war, sah er seine Schwäche, und in Staunen versunken versuchte er zu handeln.

Freunde und Feinde beugen gleichmässig ihr Haupt unter der von Gott auferlegten Bürde: seine Weisheit legt sie ihnen auf, seine Weisheit wacht über allen.

Im Anfange der Zeiten schlug Gott die Berge wie Nägel in die Erde, und mit dem Wasser des Ozeans wusch er das Antlitz des Landes. Er setzte die Welt auf den Rücken eines Stieres, der Stier steht auf dem Fische und der Fisch schwebt in der Luft. Doch worauf ruht die Luft? — Auf nichts. Aber nichts ist nicht nichts und all das ist nichts.“

„Bewundere immerhin das Werk dieses Königs, wenngleich er selber es für nichts achtet. Und wahrlich, da nur sein Wesen allein besteht, so gibt es in Wirklichkeit nichts ausser ihm. Der Thron

dieses Königs ist auf den Wassern, und die Welt ist in der Luft, doch lasse nur Wasser und Luft weg, dann ist alles Gott! Thron*) und Welt sind nur ein Talisman, und dieser ist nur ein Name, weiter nichts. Wisse also: die sichtbare Welt und die unsichtbare Welt sind Gott selber. Nur Er lebt, und was lebt, ist er. Doch ach, keiner vermag ihn zu sehen; die Augen sind blind, obgleich die Welt durch eine strahlende Sonne erhellt wird.

O Du, den man nicht wahrnimmt, obschon Du Dich zu erkennen gibst! Die ganze Welt bist Du, und dennoch bist Du nicht offenbar. Verborgen im Körper ist die Seele, und Du bist verborgen in der Seele. O Verborgener im Verborgenen! O Seele der Seele! Du bist mehr als alles und vor allem! Alles erblickt sich in Dir, und Dich erblickt man in allen Dingen.

Nicht Verstand, nicht Vernunft erfassen Dein Wesen, und niemand erkennt Deine Eigenschaften. Die Seelen haben keinen Begriff von Deinem Wesen. Selbst die Propheten versinken im Staube Deines Weges. Obschon der Geist durch Dich ist, wird er dennoch jemals den Weg zu Deinem Wesen finden?

O Du der Du im Innern und Aeussern der Seele bist, Du bist und bist nicht, was ich sage. Vor Deinem Throne erfasst die Vernunft ein Schwindel, sie verliert den Faden, der sie auf ihrem Wege leiten soll. Deutlich sehe ich daß Weltall in Dir, und doch entdecke ich keine Spur von Dir in der Welt. Alle Geschöpfe sind durch Dich gekennzeichnet, aber Du selber trägst kein sichtbares Zeichen; Du hast Dir das Geheimnis Deines Daseins bewahrt. Trotz seiner zahllosen Augen, die das Firmament aufschlägt, hat es nicht vermocht, ein Stäubchen zu entdecken auf dem Wege, der zu Dir führt. Auch die Erde hat solches Stäubchen nicht zu entdecken vermocht, und in Verzweiflung darüber hat sie ihr Haupt mit Staub bedeckt.

Gott musst du durch ihn selbst erkennen, nicht durch dich. Der Weg zu ihm geht von ihm aus, nicht vom menschlichen Verstande. Die Beschreibung seines Wesens übersteigt die Fassungskraft der Redner. Der tatkräftige Mann und der willenlose Schwächling sind gleich unfähig, den Weg zu ihm zu finden. Hier ist Wissenschaft und Unwissenheit ein Ding; denn Gott läst sich nicht erklären und beschreiben.

Die Sonnenstäubchen beider Welten sind nur ein Wahn von dir. Alles ausser Gott, was du weist, ist nur ein Erzengnis deines Geistes. Das Wort „Unvollkommenheit“ erreicht nicht den Ort, wo er thront; wie vermag nun irgend eine Seele zu ihm zu gelangen?

---

*) Das Wort Thron bedeutet auch nach dem Islâm den neunten Himmel, wo Gott thront.

Er steht hunderttausendmal über der Seele; weit höher steht er als alles was ich sagen kann. . . .

Und Du, o Freund der Wahrheit, suche keinen Vergleich hierin, denn das Dasein des unvergleichlichen Wesens lässt keinen Vergleich zu. Verstand und Vernunft wird kleinmütig durch seine Glorie. Beide sind sie in unbeschreiblicher Bestürzung. Da keiner der Propheten selbst den kleinsten Teil des Alls erfasste, haben sie die Erde mit ihrer Stirne berührt und im Gefühle ihrer Schwäche gesprochen: Wie Du in Wahrheit sein musst, das haben wir nicht erkannt.

Der Ozean lässt seine Wogen rollen um sein Wesen kund zu tun; aber du begreifst diese Sprache nicht und verharrst in Bestürzung. Wer nicht in diesem Ozeane die Wesenheit zu finden weiss, hört auf, zu sein, denn er hat nur die Verneinung erfasst. Von Gott kann man nur in Bildnissen und Gleichnissen reden. Aber kein Gleichnis und keine Erklärung vermag einen rechten Begriff von ihm zu geben. Niemand kennt ihn, und von niemandem ward er richtig beschrieben. Gib Dein Selbst auf, das ist Vereinigung mit Gott, das reicht hin. Vernichte Dich in ihm, um dies Geheimnis zu ergründen, alles andere ist überflüssig. Wandle in der Einheit, halte Dich fern von der Zweiheit, habe nur ein Herz, ein Autlitz, eine Kibla."

„Du offenbarst Dich weder dem forschenden Verstande, noch bist Du auf deutliche Weise zu erkennen. Vorteil und Schaden erreichen Dich nicht. Moses hat Dir keinen Vorteil gebracht und Pharao keinen Schaden. O Gott, wer ist unendlich wie Du, wer ist wie Du ohne Schranken und Grenzen? O Du Verborgener unter dem Schleier, ziehe endlich diesen Schleier zurück, auf dass sich meine Seele nicht verzehre im Suchen nach Dir. Ich hatte mich plötzlich verloren im Ozean Deiner Wogen. Befreie mich wieder von dieser Betäubung, in die ich geraten. Mitten im Meere der Welt wohnte ich, doch blieb ich ausgeschlossen vom Innern des Vorhanges. Du hast mich hineingestürzt, ziehe mich heraus. Die Menschen fürchten nur Dich, aber ich fürchte mich vor mir selbst, denn ich sehe, dass das Gute von dir kommt, und von mir das Böse.*)

O mein Schöpfer, seit ich den Weg zu Dir betreten, habe ich Dein Brot an Deinem Tische gegessen. Wer das Brot eines andern isst, der ist ihm dafür verpflichtet. Und da Du hunderttausend Meere von Güte besitzest, so genoss ich auch in Dankbarkeit das Brot, das Du mir in Fülle botest.

O mein Schöpfer, mag ich Gutes oder Schlechtes getan haben,

*) Gott ist nur mittelbar als Schöpfer des Menschen die Ursache des Bösen.

was ich auch immer verübte, ich tat es mit meinem Leibe. Verzeihe meine bösen Neigungen, tilge meine Achtlosigkeiten. Meinen eigenen Fehlern bin ich verfallen und derentwillen ratlos. Mag ich böse sein oder gut, mein Dasein kommt doch von Dir.*) Ohne Dich bin ich nur etwas Halbes. O schaue auf mich, ich werde alles sein, so Du einen Blick auf mich wirfst."

Es folgt nun ein Lobeshymnus auf Muhamed, welcher seltsam und wenig passend in dem Rahmen des Gedichtes erscheint. Man sieht, wie der Dichter es versucht, seine ketzerischen Ansichten mit den Anschauungen des Islâm in Einklang zu bringen. Natürlich ist das Resultat nur eine ganz oberflächliche Uebereinstimmung. Diesen Teil, welcher für uns kein Interesse bietet, können wir ganz übergehen und uns nunmehr dem Inhalte des eigentlichen Gedichtes zuwenden.

Zuerst macht uns der Verfasser mit den Hauptpersonen seines esoterischen Dramas bekannt. Die folgenden sind die Wortführer der Vögel: Der Wiedehopf, die Bachstelze, der Sittig, das Rebhuhn, der wilde und der zahme Falke, die Wachtel, die Nachtigall, der Pfau, der Fasan, die Taube und die Turteltaube.

Zunächst apostophiert er den Wiedehopf, welcher in der orientalischen Sage eine grosse Rolle spielt. Er war der Führer Salomons auf seinem Wege zur Königin von Saba. Und er ist auch in unserm Gedichte berufen, den geistigen Führer zu spielen. Darauf beginnt die Erzählung:

Alle Vögel der Welt, die wir kennen und die wir nicht kennen, vereinigten sich. Und sie besprachen sich untereinander: „Kein Land der Welt ist gegenwärtig ohne König; wie kommt es, dass in unserer Gegend ein solcher fehlt? Das darf nicht längen so bleiben. Mit vereinten Kräften wollen wir einen König suchen."

Der Wiedehopf erklärt sich bereit, ihnen behilflich zu sein:

„Wahrlich, ich bin ein Schüler des Herrn und ein Bote der unsichtbaren Welt, ihr Vögel. Ich kenne Gott und das Geheimnis der Schöpfung . . . Wohl kenne ich meinen König, doch kann ich ihn nicht allein aufsuchen. Wollt ihr mich begleiten, so kann ich euch Zutritt zu seinem Hofe verschaffen, doch ihr müsst alle Vermessenheit, alle Furcht und alle Ungläubigkeit hinter euch lassen. Wer sein Leben einsetzt, um auf diesen Weg zu gelangen, ist vom Guten und Bösen befreit. Setzt daher mutig euer Leben ein und betretet den Pfad, damit ihr alsdann mit eurer Stirn den Boden an der Pforte eures rechtmässigen Königs berühren dürft, eures Königs, der hinter dem Berge Qaf tront. Sein Name lautet Simurg, er ist der König

*) Wörtlich: Mag ich böse sein oder gut, ich stamme doch von jenem Du.

der Vögel. Er ist bei uns, aber wir sind ferne von ihm. Er wohnt in einem mächtigen Heiligtume und kann durch keine menschliche Sprache gefeiert werden. Vor sich hat er mehr als hunderttausende von Schleiern des Lichtes und der Finsternis. Niemand in den beiden Welten hätte den Mut sich auch nur einen Teil hiervon zu eigen zu machen, In Ewigkeit ist er ein vollkommener Herrscher und gebietet gänzlich über seine Macht. Er gibt sich nicht völlig zu erkennen, auch nicht dort, wo sein Heim ist. Wie können Wissenschaft und Verstand dorthin gelangen, wo er thront. . . . . Wasser und Festland wechseln miteinander ab auf diesem Wege, und niemand kann sich einen Begriff von seiner Ausdehnung machen. Nur Löwenherzige vermögen diesen Pfad ohne gleichen zu durchmessen, denn lang ist er und tief ist das Meer."

In solcher Weise bereitet der Wiedehopf seine Genossen auf das vor, was ihrer harrt. Simurg ist der rätselhafte Vogel der Perser, entsprechend dem Greifen des Mittelalters. Er ist, wie die Araber sagen, der Vogel, von dem alles spricht, und den niemand gesehen hat.

Begeistert durch die Erzählung des Wiedehopfes, beschliessen die Vögel nunmehr, Simurg zum Könige zu erwählen, und wollen sich sogleich auf den Weg machen. Doch da zeigen sich bereits die ersten Hindernisse. Jeder Vogel wird von einer hervorragenden Leidenschaft beseelt, und diese hindert ihn, sofort alle Kraft auf das grosse Unternehmen zu verwenden. Wir dürfen nicht vergessen, dass wir unter den Vögeln uns Menschen zu denken haben und unter ihren Leidenschaften menschliche. — Zuerst ergreift das Wort die Nachtigall.

„Die Geheimnisse der Liebe, — sagt sie, — sind mir offenbar. In jeder Nacht besinge ich sie . . . Wer mich anhört, ist ausser sich, welche Selbstbeherrschung er auch sonst haben möge. Muss ich längere Zeit den Anblick meiner geliebten Rose entbehren, so werde ich trostlos und höre auf zu singen. Wenn sie im Frühling ihren süssen Duft verbreitet, öffne ich ihr mein Herz . . . . Doch die Nachtigall schweigt, wenn ihre Geliebte verschwunden ist. Nicht aller Welt sind meine Geheimnisse bekannt; die Rose allein weiss um sie. Diese Liebe, in die ich ganz vertieft bin, macht mein Dasein aus, ich vergesse darüber mich selber. Ich will für mich nichts als die rote Rose. Zu Simurg zu gelangen, übersteigt meine Kräfte; die Liebe zur Rose genügt der Nachtigall . . . Könnte ich auch nur eine Nacht ohne die Liebe eines so holden Gegenstandes zubringen?"

Der Wiedehopf erwidert darauf:

„Du bist weit zurückgeblieben durch deine Beschäftigung mit der Aussenseite der Dinge. Höre auf, an dieser verführerischen

Zuneigung Gefallen zu finden. Deine Liebe zur Rose hat dich viele Dornen fühlen lassen, beeinflusst und beherrscht hat sie dich. Freilich ist die Rose schön, aber ihre Schönheit verschwindet nach kurzen Tagen. Missfallen muss dem Vollkommenen die Liebe zu einem so vergänglichen Dinge. Wenn das Lächeln der Rose deine Wünsche weckt, so verschuldet sie auch Tag und Nacht dein Seufzen und Klagen, lasse die Lose, denn vernimm errötend: sie lächelt dir nicht zu mit jedem neuen Frühling, nein, sie lächelt über dich!"

Kaum hat der Wiedehopf der Nachtigall also geantwortet, da drängt sich der Sittig vor, ein Stück Zucker im Schnabel, in grün gekleidet, wie eine Pistazie und geziert mit einem goldenen Kragen. Hinter seiner Pracht steht der Sperber zurück, das Grün der Wiesen ist nur ein Wiederschein seines Gefieders. Also klingt seine Rede:

„Schlechte Menschen, Herzen von Stahl haben mich mit all meinen Reizen in einem eisernen Käfig eingeschlossen. Gefangen in diesen Käfig sehne ich mich brennend nach der Quelle der Unsterblichkeit, welche Khizr bewacht. Wie er, bin ich grün gekleidet, denn ich bin der Khizr der Vögel. Satt trinken möchte ich mich an der Quelle dieses geheimnisvollen Wassers; aber ich habe nicht den Ehrgeiz, mich bis zu den Flügeln Simurgs zu erheben. Mir genügt Khizrs Quelle."

(Also Unsterblichkeit im Phänomenalen!)

Der Wiedehopf antwortet dem Sittich, dass er keinen Begriff vom wahren Glücke habe. „Wisse, um dies zu erwerben, muss man auch auf das Leben verzichten können. Suche aufrichtig das Wasser des Lebens, mache dich auf den Weg, denn du hast nicht den Kern, sondern nur die Schale. Willst du dein Leben für die Schönen opfern? Ahme die Menschen nach, welche diesen Namen verdienen, dadurch dass du frisch ihren Weg betrittst. Bei dieser Gelegenheit zitiert Attar das Beispiel eines Sufi, welcher das Wasser des Lebens verschmähte, das ihm Khizr anbot, um nicht des Vorteils des Todes verlustig zu gehen und in Gott sterben zu können.

Nun meldet sich der Pfau. Nach der Sage ist er aus dem irdischen Paradiese verstossen worden und sehnt sich dahin zurück. Er fürchtet, dieses Ziel zu verlieren, wenn er Simurg aufsuchen will. Ihm antwortet der Wiedehopf:

„Du entfernst dich aus freien Stücken vom wahren Wege. Der Palast meines Königs ist mehr wert, als der Palast des Königs der Welt, und wer sich nach ihm sehnt, kann nichts besseres tun, als sich ihm nähern. Das ist die Wohnung der Seele, das ist die Ewigkeit, das Ziel unserer Wünsche, die Wohnung des Herzens, kurz — der Sitz der Wahrheit. Der höchste ist dieser weite Ozean, und das irdische Paradies nur ein Tropfen darin und alles, was

nicht dieser Ozean ist, ist Torheit. Den Ozean kannst du haben, und willst einen Tropfen nächtlichen Taues suchen! Wie möchte der, welcher an den Geheimnissen der Sonne teilnehmen könnte, sich bei einem Sonnenstäubchen aufhalten? Wer das All ist, mag der sich mit einem Teile begnügen? Braucht die Seele die Glieder des Leibes? Wenn du wirklich ein Vollkommener bist, betrachte das Ganze, suche das Ganze, sei das Ganze und wähle das Ganze."

Die nun folgenden Einwände der Ente und ihre Wiederlegung durch den Wiedehopf übergehe ich als unwesentlich.

Das Rebhuhn ist nach der morgenländischen Sage der Hüter von Edelsteinen und möchte diese funkelnden Schätze nicht verlassen. Der Wiedehopf belehrt es, dass es sich erniedrige durch solch Hängen an äusserem Tand. Zur Bekräftigung des Gesagten fügt es bei, dass der Stein im Ringe Salomos sogar, welcher diesem nach der Sage die Zaubermacht über die Welt verlieh, dennoch diesem Herrscher hinderlich auf dem Wege zum geistigen Ziele gewesen sei. Das heisst also, die Entwickelung magischer Kräfte, wenigstens die bewusste und gewollte ist hinderlich.

Es folgt nun der sagenhafte Humay, der Königsvogel und Repräsentant von Macht und irdischem Glücke und der Falke, welcher als Vertreter der Prachtliebe auftritt. Auch ihnen werden die entsprechenden Antworten vom Wiedehopf zu teil. Ebenso der Reiher, welcher die stille Beschaulichkeit am Ufer der sanft dahinfliessenden Ströme liebt. Schliesslich weist er die Bachstelze zurecht, welche körperliche Schwäche und Energielosigkeit personifiziert.

Doch allmählig lassen die Einwände der Vögel nach. Nur eine Befürchtung hegen sie noch.

„Wie können wir zum erhabenen Simurg vordringen? Wenn wir zu ihm gelangten, wärs ein Wunder. Sage uns, mit was lässt sich dies wunderbare Wesen vergleichen, denn ohne deine Hinweise können solche Blinde, wie wir sind, das Geheimnis niemals ergründen. Wenn irgend ein geheimer Zusammenhang zwischen diesem Wesen und uns bestünde, so müssten wir auch eine Neigung haben, zu ihm zu gehen. Aber wir sehen in ihm den weisen Salomon und in uns die schwache Ameise. Bedenke, wo er ist und wo wir sind. Wie kann das Insekt auf dem Grunde eines Brunnens zum Simurg gelangen? Ist der Bettler fähig zur Herrschaft?"

Ihnen antwortet der Wiedehopf:

„Ihr Vögel, bar jeden höheren Strebens; weil euer Herz ohne Willenskraft ist, kann keine edle Liebe darin aufflammen. Wenn Simurg sein Antlitz, strahlend wie die Sonne, enthüllt, so entstehen davon Millionen von Schattenteilchen auf der Erde, dann wirft er seinen Blick auf diesen reinen Schatten . . . und dann geben sich

zahlreiche Vögel kund. Die Vögel, die man auf der Welt sieht, sind nur ein Schatten Simurgs. Wisset dies wohl, ihr Unwissenden; sobald ihr es wisset, werdet ihr euern Zusammenhang mit Simurg begreifen. Bewundert mit Einsicht dies Geheimnis, aber gebt es nicht preis. Wer dies Wissen erworben hat, verliert sich in Simurgs Unermesslichkeit; aber wir dürfen darum nicht sagen, dass er Gott selber ist. Wenn ihr geworden seid, was ich gesagt habe, so werdet ihr darum nicht Gott, aber ihr seid für immer in Gott aufgegangen. Da ihr nun wisset, wovon ihr ein Schatten seid, so muss es euch gleich sein, ob ihr lebt oder sterbet. Wenn sich Simurg nicht hätte offenbaren wollen, so hätte er nicht seinen Schatten ausgesandt; wenn er hätte verborgen bleiben wollen, nimmer wäre sein Schatten in der Welt erschienen. Alles, was sich durch seinen Schatten offenbart, stellt sich also sichtbar dar. Wenn du kein Auge hast, tauglich um Simurg zu schauen, so hast du auch kein so spiegelblankes Herz, um sein Bild aufzunehmen. Freilich gibt es kein Auge, das fähig wäre, diese Schönheit in sich aufzunehmen, und zu erfassen; wie das irdische Schöne kann man Simurg nicht lieben, aber im Uebermasse seiner Güte hat Gott einen Spiegel geschaffen, damit ihr euch darin wiederspiegeln könnt. Dieser Spiegel ist das menschliche Herz. Schau in dein Herz, und du wirst sein Bild sehen."

Soweit der Wiedchopf. Attâr fügt nun eine Parabel ein:

Es war einmal ein bezaubernder und in der Welt der Schönheit unerreichter König. Die Morgenröte war ein Strahl seines Antlitzes, der Engel Gabriel ein Ausfluss seines Duftes. Das Reich seiner Schönheit war der Korân (das Buch) seiner Geheimnisse und sein Blick ein Vers daraus an Herrlichkeit. Ich weiss nicht, ob jemand einmal es vermocht hat, den Anblick eines Fürsten von so vollendeter Schönheit zu ertragen. Wie dem auch sei, die ganze Welt war voll von seinem Ruhme, und jegliche Kreatur fühlte heftig seine Liebe. Bisweilen trieb er seinen Renner auf die Strasse, sein Antlitz verhüllt von einem rosigen Schleier. Aber jenen, welche diesen Schleier erblickten, trennte man das Haupt vom Rumpfe,*) obgleich sie unschuldig waren; und jenen, die seinen Namen aussprachen, schnitt man die Zunge heraus. So gab der, welcher mit ihm in Verbindung zu stehen dachte, sein Herz und sein Leben den Winden dahin. An einem Tage starben Tausende aus Gram an seiner Liebe. Das ist die Liebe und ihr Lohn! . . . Niemand war seiner würdig, und alle starben kummervollen Herzens. Darum liess der König einen Spiegel machen, auf das man indirekt sein

*) Die Wenigen, die was davon erkannt, — Die töricht genug ihr volles Herz nicht wahrten, — dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten, — Hat man seit je gekreuzigt und verbrannt. (Faust.)

Antlitz schauen möge. Man traf eine Einrichtung im Palaste des Königs und stellte daselbst einen Spiegel auf. Der König betrachtete sich darin, und nun konnte ein jeglicher sein Antlitz im Spiegel sehen.

Wenn du die Schönheit deines Freundes liebst, so sich zu, dass dein Herz der Spiegel sei, und betrachte dort seine Schönheit. Mache aus deinem Herzen einen Spiegel, um darin den Strahl deines Freundes zu sehen. Er ist dein König im Schlosse des Glanzes, und dies Schloss erstrahlt durch die Sonne seiner Schönheit. In deinem eigenen Herzen sollst du deinen König bewundern und seinen Thron im kleinsten Stäubchen sehen. Jegliche Erscheinung, die sich dir in der Wüstenei der Welt kund gibt, soll für dich Simurgs geheimnisvoller Schatten sein . . . . Simurg ist nicht bestimmt durch seinen Schatten. Glücklich bist du, wenn du im Schatten die Sonne siehst; aber wenn du dich in diesem Schatten verlierst, wie kannst du Simurg selber erreichen? Im Gegenteil, wenn du erkennst, dass sich der Schatten in der Sonne verliert, dann wirst du überzeugt sein, dass du nichts anderes bist als die Sonne.“

Als die Vögel diese Worte hörten, entdeckten sie die alten Geheimnisse. Sie erkannten ihren Zusammenhang mit Simurg wieder und empfanden nun natürlich den Wunsch, die Reise zu machen, welche ihnen der Wiedehopf vorschlug. Aber zugleich empfanden sie Furcht vor dem Wege und frugen ihren Führer, ob sie wirklich ihr ruhiges Leben aufgeben und sich auf die Reise machen sollten. Sie trauten sich nicht, den rechten Weg zu einem so erhabenen Ziele zu finden. Der Wiedehopf erwiderte:

„Um wirklich zu lieben, muss man auch auf das Leben verzichten können. Da dein Geist nicht mit deiner Seele übereinstimmt, so opfere diese, und du wirst an das Ziel deiner Reise gelangen. Wenn dich diese Seele auf dem Wege hindert, so wirf sie beiseite und dann richte deinen Blick vorwärts und versenke dich in Kontemplation, und wenn du auf den Glauben und auf das Leben verzichten sollst, so verzichte auf beide, lasse den Glauben, verzichte auf das Leben . . . .

Wer festen Fusses in der Liebe steht, der verzichtet zugleich auf Glauben und Unglauben. Die Liebe wird dir die Pforte der geistigen Armut öffnen, und die Armut wird dir den Weg des Unglaubens zeigen. Und wenn dir weder Glauben noch Unglauben bleibt, so wird dein Leib und deine Seele zugleich verschwinden, und dann bist du würdig, Zutritt zum Geheimnis zu haben.

Soweit der Wiedehopf. Die Vögel entschliessen sich nun, nötigenfalls auf das Leben zu verzichten, um zu Simurg zu gelangen. Die Liebe, welche sie für dies geheimnisvolle Wesen bereits fühlen,

wächst erstaunlich. Der Aufbruch ist beschlossene Sache, und endgiltig nehmen sie den Wiedehopf zum Führer. Denn im geistigen Leben darf man nicht seinen eigenen Gedanken folgen, sondern muss einen Leiter haben, der unbedingte Gewalt zum Binden und Lösen hat. Um aber ganz sicher zu gehen, wollen sie nicht ihr Urteil allein walten lassen, sondern appellieren noch an eine andere Instanz: sie losen. Und wieder wird der Wiedehopf gewählt.

Nun strömen Tausende von Vögeln herbei, um die Befehle ihres Führers zu empfangen und ihm auf der Reise zu folgen. Aber als sie von ferne das erste der sieben Täler sehen, welche zu durchwandern sind, da erschallen ihre Rufe bis zu den Sternen. Schrecken bemächtigt sich ihrer Seele, und ein verzehrendes Feuer ergreift ihr Herz. Beim Anblicke des endlosen Weges denken sie, dass die Sehnsucht, welche sie empfanden, unerfüllbar sei. Der Wind der Lossagung vom Irdischen wehte hier so heftig, dass der Himmel wie zerstückelt erschien. (Vielleicht ein mystisches Phänomen?) Wie könnte ein schwacher Vogel auf diesem Wege durch die Wüste, wo sich der Pfau des Firmamentes (die Sonne) nicht zeigt, nur einen Augenblick weilen? Also umgeben die Vögel ihren Führer und reden ihn also an:

„Steige auf die Kanzel und unterrichte uns über den Weg, welchen wir vor uns haben. Erkläre uns die Bräuche, denn wir wollen dir nicht blind und töricht in dieser Sache folgen. Alle Besorgnisse fühlen wir im Herzen, und doch bedarf es für diesen Pfad eines furchtlosen Herzens. Löse uns diese Schwierigkeiten, damit wir uns furchtlos auf den Weg machen."

Hier beginnt nun ein neuer Akt des mystischen Dramas. Man sollte glauben, dass die Vögel, nachdem sie einmal den Wiedehopf zu ihrem Führer erwählt haben, ihm nun auch unbedingt Gehorsam leisten würden. Dem ist aber nicht so. Wiederum haben die Suchenden allerlei Einwände und Bedenken.

Der erste Vogel, welcher für Gleichheit schwärmt, beklagt sich über die hervorragende Stellung des Wiedehopfes. Dieser antwortet:

„Wisse, o Vogel, Salomon bemerkte mich durch Zufall eines Tages, und das Heil, was mir beschieden, verdanke ich nicht Gold noch Silber, sondern nur diesem glücklichen Zusammentreffen. Und fürwahr, wie möchte ein Geschöpf solch grossen Segen allein von seinem Gehorsam haben? . . . . Wenn einer sagt, man solle den Gehorsam ablehnen, regnet Fluch in Ewigkeit auf ihn herab. Also achte den Gehorsam, aber messe ihm keinen Wert bei. Bringe dein Leben im Gehorsam zu, und du wirst den wahren Salomon schauen. Wenn du diesem zustimmst, wirst du noch mehr sein, als ich zu sagen vermag."

Ein zweiter Vogel beklagt sich über seine Schwäche und wird folgendermassen belehrt:

Die Welt ist ein unreiner Schlamm. An allen Orten gehen die Geschöpfe darin unter. Tausende von Menschen sterben in Kummer und Tränen. Besser ist's, kläglich umzukommen bei dem erhabenen Streben, als verlassen in dem schändlichen Treiben zu schmachten.

Man wird vielleicht sagen, die Sehnsucht nach geistigen Dingen sei Hochmut, und man könne nicht dahin gelangen, wohin noch niemand gelangt sei. Aber ist's nicht besser, das Leben dem Hochmut dieser Sehnsucht zu opfern, als das Herz an diesen Kram der Welt zu hängen? (Wörtlich: Kramladen. Anspielung auf Attars frühere Beschäftigung.) „Alles habe ich gesehen und alles gehört, und nichts hat meinen Entschluss zum Wanken gebracht. Viel habe ich mit Menschen zu tun gehabt und musste erkennen, dass nur wenige von der Sucht nach Reichtümern unberührt geblieben waren. So lange mein Ich nicht abstirbt und das Geschaffene mir nicht gleichgiltig wird, solange wird meine Seele nicht frei werden. Wer nicht gänzlich tot für das Geschaffene ist, der ist geistig tot und wird niemals einen Blick hinter den Vorhang werfen können.

Ein dritter Vogel klagt sich selber an: er sei so sündhaft, dass er es nicht wagen könne, zu einem so vollkommenen Wesen wie Simurg zu streben. Er erhält folgende Antwort:

„Verzweifle nicht, bitte um Gnade und ewige Gunst. Wenn du so schnell deinen Schild von dir wirfst, dann gestaltet sich deine Sache schlimm. Wenn deine Reue nicht angenommen würde, könnte dir alsdann dein Fall heilsam werden? Bereue daher, denn dieses Tor ist nicht für dich verschlossen. Wenn du mit Aufrichtigkeit diesen Pfad betrittst, wird dir der Sieg leicht werden.“

Zur Erläuterung wird hier eine kleine Erzählung eingeflochten, die so bezeichnend ist, dass sie es verdient, wiedergegeben zu werden.

Einstmals sass nächtlicherweile der Engel Gabriel auf einem Baume im Paradiese, als er Gott die Worte der Gewährung aussprechen hörte. Und er sagte sich: In diesem Augenblicke betet ein Mensch zum Ewigen, aber ich weiss nicht, wo er zu finden ist. Nach allem muss es ein hervorragender Diener Gottes sein, dessen sehnsüchtige Seele tot und dessen Geist lebendig ist. Gabriel wollte wissen, wo der Mensch sei, er konnte ihn jedoch in den sieben Himmeln nicht finden. Erde und Meer durcheilte er, aber er entdeckte ihn weder auf einem Berge noch in der Ebene. Nun eilte er zu Gott zurück und hörte noch eine günstige Antwort auf das nämliche Gebet. In grösster Aufregung durcheilte er die Welt ein zweites Mal. Und auch dieses Mal konnte er den frommen Beter

nicht erspähen. Da bat er: o Gott zeige mir an, welchen Weg ich gehen muss, um zu diesem deinen Diener zu gelangen. Wende dich, erwiderte Gott, gegen das Land von Rum (Kleinasien), gehe in jenes christliche Kloster, und da wirst du ihn schauen. Gabriel ging und fand den, welchen er suchte, in die Anbetung eines Götzenbildes versunken. Bei seiner Rückkehr sagte Gabriel: o Herr der Welt, entferne von mir den Schleier, der mir dies Geheimnis verbirgt. Wie vermag deine Güte den anzuhören, der in einem Kloster ein Götzenbild anbetet? Gott sprach: Sein Herz ist verdunkelt. Er weiss nicht, dass er dadurch auf seinem Wege irrt. Aber er hat aus Unkenntnis geirrt, und ich verzeihe seinen Irrtum. Meine Güte entschuldigt ihn und gewährt ihm zudem Anwartschaft auf den höchsten Rang. —

Der Dichter schiebt hier wie gewöhnlich einige Anekdoten ein, welche wir als unwesentlich übergehen. Nur einige Betrachtungen, welche er an eine derselben anschliesst, mögen hier Platz finden.

Himmel und Hölle sind ein Widerschein, die eine deiner Güte, die andere deiner Schlechtigkeit. . . . . Der Teil und das Ganze sind verloren in deiner Wesenheit. Betrachte dich also nicht mit Verachtung, denn es gibt niemanden, der in seiner Stellung mehr angesehen wäre als du. Dein Leib ist ein Teil des Alls, und deine Seele ist das ganze All. Erniedrige dich also nicht vor deinen eignen Augen. Wenn du dein Ganzes kennst, wird dir dein Teil offenbar werden. . . . . Der Leib ist nicht von der Seele unterschieden, er ist ein Teil derselben, und die Seele ist nicht vom All unterschieden, sie ist ein Teil desselben. Auf diesem einzigartigen Wege gibt es keine Zahl; man darf also nicht vom Teil und vom Ganzen reden. Tausend Wolken schweben über dir, welche den Regen des Erbarmens herabströmen lassen, um dein Verlangen zu vergrössern. . . . Alles, was die Engel gemacht haben, haben sie für dich gemacht, steht im Koråan.

Der Leib ist von der Seele nicht unterschieden; er ist ein Teil derselben, und die Seele ist nicht unterschieden vom All, sie ist ein Teil desselben. Aber auf dem Einheitswege gibt es keine Zahl; man darf nicht vom Teile noch vom Ganzen reden. Alles, was die Engel machen, das machen sie für dich, wie es im Koran heisst. Wahrlich auf dich verschwendet der Schöpfer all ihre Dienste, wie einen Regen von Perlen.“

Ein anderer Vogel klagt sich folgendermassen an:

„Ich bin feig und träge. Ich kann nur von einem Zweige auf den andern hüpfen. Bald bin ich Wüstling, bald bin ich Asket. Bald gehe ich in die Schenken, bald ergehe ich mich im Gebet.

Einmal weiss mich der Teufel vom geistigen Wege abzulenken, ein anderes Mal führen Engel mich zurück."

Ihn tröstet der Wiedehopf also:

„Wären alle von Anfang an rein, so hätte Gott keine Propheten zu senden gebraucht. Wenn du dich dem Gehorsam widmest, so wirst du zum Glücke gelangen. . . ."

Ein fünfter Vogel führt die Selbstanklagen des vorigen noch weiter aus:

„Ich bin mein eigener Feind. Wie darf ich mich erkühnen, den Weg zu betreten, da ich einen Räuber mit mir führe, der mich berauben wird? Meine tierische Seele will sich nicht unterwerfen; und ich weiss nicht, wie ich meine geistige Seele vor ihr retten soll. Ich erkenne den Wolf im Schafspelze, aber diese Hündin von Seele, schön von Aussehn, ist mir noch nicht gut genug bekannt."

Auch ihn belehrt der Wiedehopf:

„Deine begehrliche Seele ist zugleich einäugig und schielend." (Gemeint ist: sie sieht falsch, weil sie eine Vielheit und nicht die wahre Einheit der Dinge erkennt.) „Es ist nicht gut, diese Seele noch künstlich zu stärken. In der Kindheit war alles an ihr unnütz, schwach und leichtsinnig. In der Jugend war alles an ihr Verkehrtheit und Torheit. Im Alter wird diese Seele niedergeschlagen und der Körper hinfällig. Wie könnte sich die Seele bei einem solchen Leben der Torheit mit geistigen Fähigkeiten umgeben? Da wir von Anfang bis zum Ende sorglos dahin leben, erreichen wir so viel wie nichts. Am Ende gehorchen wir immer unserer tierischen Seele. Tausende von Herzen gehen aus Kummer zugrunde, aber diese treulose Seele stirbt niemals."

Dann fügt der Dichter folgende Betrachtung bei: Uns alle beherrscht diese treulose und ungehorsame Seele, welche wir in uns selber unterhalten: wird es leicht sein, die zu zerstören? . . . . . Der Geist durchschweift voll Vertrauen wie ein Held sein geistiges Königreich, doch Tag und Nacht ist diese Seele seine Begleiterin. Der Held mag sein Ross noch so sehr anspornen, diese Seele folgt ihm unaufhörlich wie ein Hund. Stets wird derjenige, welcher diesen Hund kraftvoll bändigt, den beiden Welten seinen Zügel anlegen.

(Schluss folgt.) *Dr. Rich. Wedel.*





Von der Armanenschaft der Arier.

Wenn man aufmerksam die Entwicklung des Germanentums verfolgt, wie sie uns Geschichte, Sage und Mythe aus dem vorchristlichen Zeitalter des deutschen Volkes überlieferten, und sich dabei von den landläufigen Vorstellungen loszulösen versteht, welche, engherzig und parteiisch vom kirchlichen Standpunkte aus, absichtlich und unabsichtlich das Bild der deutschen Vorzeit trübten, so muss sich eine Ahnung davon aufdrängen und bis zur Gewissheit steigern, dass die vorchristlichen Germanen zweifellos ein Kulturvolk waren, weit über jener niederen Bildungsstufe erhaben, welche in der Regel angenommen und mit jener verglichen wird, welche die Zulukaffern noch heute einnehmen.

Den Schlüssel zu solcher Erkenntnis bietet aber der Bruch mit jener falschen Vorstellung, nach welcher die vorchristlichen Germanen „blinde Heiden", nämlich Götzendiener gewesen wären, welche über die niedrigsten Gottheitsbegriffe nicht hinausgekommen sein sollten und welchen erst die Sendboten Roms höhere Anschauungen vermittelt und damit die erste Kultur beigebracht hätten. Der bekannte Ausspruch in der Germania von Cornelius Tacitus (Kap. IX), dass „es den Anschauungen der Germanen von der Hoheit der Himmlischen nicht entspricht sie zwischen Mauern einzuschliessen oder von ihnen Bilder mit menschlichen Zügen anzufertigen, dass Wälder und Haine vielmohr ihre Tempel sind in welchen sie unter den Namen ihrer Götter jene unerforschliche Macht anrufen, dio sich ihnen einzig in der Anbetung offenbart", dieser Ausspruch allein würde genügen jene Ansicht von dem blinden Heidentum der vorchristlichen Germanen arg zu erschüttern. Doch sollen hier noch wesentlich tiefergreifende Beweise erbracht werden um es zu erhärten, dass die Germanen des Altertums, nicht nur schon vor dem Jahre 113 vor unserer Zeitrechnung, in welchem sie angeblich zum ersten Male in der europäischen Völkergeschichte auftauchen, ein hochentwickeltes Kulturvolk gewesen waren, sondern auch; dass sie ihre eigene uralte Kultur selbständig und von anderen Kulturzentren unbeeinflusst aufgebaut und entfaltet hatten.

Und tatsächlich bietet der esoterische Teil des Wuotanismus ein so erhabenes Lehrgebäude tiefster philosophischer Weisheit, die schönste Blüte des intuitivsten Empfindens der Seele des Germanenvolkes und einer aus dieser entspringenden gewaltigen Denkarbeit, wodurch es eben begreifbar wird, dass das Christentum verhältnis-

mässig leichten Eingang in Germanien fand, da es nicht nur allein in seinem esoterischen Teil vorbereitet war, sondern sogar in vielen und wesentlichen Punkten vom Wuotanismus weit übertroffen und daher von diesem nicht unerheblich beeinflusst wurde*). Aber nicht nur in dieser Tatsache allein ist die von allen Geschichtschreibern aller Völker und aller Zeiten einstimmig anerkannte staatenbildende und staatenerhaltende Macht der Germanen begründet, welche weit über Europa bis nach Afrika und Asien sich erstreckte, sondern auch in der alt-arischen Rita, jenem uralten germanischen Ahnenerbe, das als arisch-germanisches Recht das eherne Band um alle Germanenvölker schlang ohne sie aber in ihrer Sonderentwicklung zu hemmen, ist eine weitere Ursache jener staatenbildenden und staatenerhaltenden Kraft des Arier-Germanentums zu erkennen, welche halbwilden Fetischanbetern unmöglich zu eigen gewesen sein konnte. Wenn nun die staatenbildende und staatenerhaltende Macht des Arier-Germanentums einstimmig anerkannt ist, wenn die philosophische Tiefe des Wuotanismus nachweisbar ist, so wie die aus diesem sich ergebende Rita — nämlich die praktisch im Leben betätige Anwendung der erlangten Erkenntnis der Metaphysik — so muss nicht nur eine einheitlich geleitete Schulung der Geister wie eine planmässige Erziehung des Volkes durch Jahrtausende hindurch ihre Wirkung geäussert haben, sondern auch das Volk selbst ein Kulturvolk gewesen sein, weit erhaben über jener niederen Stufe der Halbwildheit die man gewöhnlich annimmt, gestützt auf einseitig parteiische und gehässige Berichte aus römischen, griechischen und fränkischen Federn.

Wenn nun in vorchristlicher Zeit der Wuotanismus, dessen Theosophie wie dessen Philosophie der Ausfluss einer lebensfrischen Volksseele war, wenn diese praktisch betätigte Erkenntnis, welche die noch heute lebendigen Ideale des arisch-deutschen Volkes in ihrer Göttlichkeit erkannte, somit jener Wuotanismus nicht nur die Wurzel des Rassen- und Nationalitätsgefühles, sondern ebenfalls des Rechtsgefühles war, so müssen naturgemäss dessen Pfleger und Wahrer, die Wissenden und Leitenden — oder mit einem nicht ganz zutreffenden, wenn auch verständlicherem Worte bezeichnet, dessen Priester — die Lehrer, Führer und Walter des Volkes gewesen sein, und waren es auch in der Tat, wie sie es bewusst oder unbewusst bis heute sind und es auch in alle Zukunft sein werden.

---

*) „Vom Wuotanstum zum Christentum“ von Guido von List, in „Der Deutsche“, Wochenschrift, Band I. Heft 13. Seite 403—412. Berlin 1904.

In meinem Buche: „Die Namen der Völkerstämme Germaniens und deren Deutung“ gebe ich ausführliche Mitteilungen über das Entstehen, das Alter und die Ausbreitung der arischen Urrasse, worauf ich hiermit verweise, und bringe den Nachweis, dass die von Tacitus in der „Germania“, cap. II, angeführten angeblichen drei Hauptstämme der Germanen, nämlich die Ingävonen, die Hermionen und die Istävonen, nicht Stämme, sondern Stände bedeuten, dass selbe richtig: „Ing-fo-onen“, „Armanen“ und „Ist-fo-onen“ zu nennen sind und nichts anderes als „Nährstand“, „Lehrstand“ und „Wehrstand“ bezeichnen *).

Die „Ing-fo-onen“ oder der Nährstand begriff das Volk selbst in seiner Gänze. Jeder musste Ing-fo-one, nämlich Bauer sein, gleichgültig ob er Gemeinfreier, Fürst oder König war, denn die Sesshaftigkeit war die Grundbedingung um aus dem Boden sich zu nähren. Grund und Boden war aber unveräusserlich und weder persönliches noch königliches Eigen, sondern wurde von der Sonne als dem Symbol der Gottheit (Ar) zu Lehen genommen, und zwar für die Familie (Stamm), und wurde als Familieneigen vom Familienoberhaupt für die Sippe verwaltet. Alle Familienglieder waren Nutzniesser und Bebauer des Gutes, und standen daher unter der patriarchalischen Leitung des Familienhauptes ohne jedoch dessen Knechte zu sein.

Die „Armanen“ (Hermanen) oder der Lehrstand war die geistige Blüte des Volkes, welche aus den Ing-fo-onen emporwuchs ohne aber aus diesen auszuscheiden, denn auch der Armane musste als Ing-fo-one sesshaft sein, oder mindestens einer Ing-fo-onen Sippe angehören, wodurch die Sesshaftigkeit begründet war. Die Armanen waren die Wissenden, die Gelehrten ihres Volkes und ihrer Zeit, und waren daher auch die Lenker und Walter ihres Volkes, weswegen sie in viele Sonderstufen eingeteilt waren, und sich in diesen an der Regierung in hervorragender Weise beteiligten, ja diese eigentlich selbst in den Händen hatten, nachdem die Könige und der hohe Adel aus ihrem Kreise hervorging und demselben angehören musste, ohne aber — und darin lag eben ihre Macht und Stärke begründet — aus dem Ing of-onen-tum auszuscheiden, um ihre Sesshaftigkeit zu bewahren. Die Armanen waren als Pfleger und Wahrer der Rita daher, wie schon eingangs erwähnt wurde, Lehrer, Priester und Richter in einer Person, wie ja auch die „Rita“, Wissenschaft, Religion und Gesetz in einem Begriffe war, da sie ein allumfassendes Lehrgebäude höchster philosophischer Erkenntnis,

*) **Besser gesagt:** Entstehungstand, Waltungsstand und Vergehungsstand zum Neuerstehen.

entsprungen dem intuitivsten Empfinden der Volksseele, bedeutete, dessen mächtigste Stütze aber der Umstand war, dass der Arier-Germane nur das glaubte, was er durch intuitives Erkennen als unbezweifelt wahr erkannte, und das also Gewusste auch in allen Lebenslagen betätigte. Der tieferen Begründung dieser Sätze ist vorliegende Studie gewidmet, und wird im Verlaufe derselben der Entwicklung, der Organisation wie der Verbindungsfäden des Armanentums bis über die Gegenwart hinaus zur ferneren Zukunft in allen Erkennungsformen aufmerksam gefolgt werden.

Die „Ist-fo-onen“ oder der Wehrstand*) umfasste alle jene, welche die Ueberzahl — die zuviel Geborenen — bildeten, so, dass selbe der Boden des Familiengutes oder die Alemende des Volkes nicht mehr zu ernähren vermochte. Diese Ist-fo-onen mussten nach vollkommen ritagemäss geregelten Normen, als wohlgeordnete Schaar ausziehen um den heimischen Boden vor Uebervölkerung zu bewahren, aber ohne ihre Volkeszugehörigkeit aufzugeben, da sie berufen waren entweder im Gesamtrahmen des Volkes innerhalb dessen Gebietes eine neue Gemeinde, oder in fremden, oft sehr entfernten, überseeischen Ländern eine Kolonie zu bilden. Der Vorgang bei einem solchen Ist-fo-onen-Auszug war folgender: Zur Zeit der Frühlingsopfer, des „Os-tar-“festes, versammelten sich alle Ist-fo-onen eines Gaues, oder eines Volkes an dessen Haupt-Halgadom, wo sie als symbolisches Frühlingsopfer (ver sacrum) der Frühlingsgöttin Os-tar sich weiheten, und zum Zeichen ihrer Opferung dem Stammesnamen entsagten, und als Namenlose nun durch den Heilsspruch des Skalden oder der Albruna einen neuen Namen als Volk erhielten, unter welchen sie nun ihre Ausreise (secession) antraten. Derlei Ist-fo-onen-Schaaren waren aus den Uebergeborenen des ganzen Gaues oder Volkes zusammengesetzt und von jungen Armanen geführt, welche schon ihre Würden und Rangabstufungen festgesetzt hatten. Der oberste Führer war der Herzog, welcher diesen Titel so lange führte, als er und sein Volk noch unter der Oberhoheit seines Abstammungvolkes oder seines heimischen Königesstand und erst die Königswürde annahm, wenn er sich vollkommen unabhängig gemacht hatte. Seine Unterführer waren die Grafen, welche nach der Landnahme die Gaue verwalteten, oder sonstige Verpflichtungen zu übernehmen und als „Rau-“, „Pfalz-“ usw. Grafen zu amten hatten. Aber nicht nur Männer zogen aus, sondern auch Mädchen, da die Rita strenge, auf Rassenreinheit abzielende Sexualgesetze

*) „Wehr“, uer, ver, far = „Fahr; also: Fahrstand; d. i. der Stand der Fahrenden oder Wandernden, nämlich des Auswandernden, Kolonienbildenden.

anerkannte, und das Ist-fo-onen-wesen auf dem Wege der Kolonisation zur Ausbreitung des Ariertums zielsicher benützte. Ein solches zur Kolonienbildung bestimmtes, ausziehendes Ist-fo-onen-„Volk“, barg also in seiner ritagemäss geordneten Zusammensetzung schon den fertigorganisierten neuen Staat in sich, der, wenn die Landnahme vollzogen war, sofort in Wirksamkeit trat, und darin lag eben die von allen Historikern aller Zeiten und aller Völker übereinstimmend anerkannte und gerühmte staatenbildende und erhaltende Kraft der Arier, der Ario-Germanen und der Deutschen begründet.

Der neue Name, den das ausreisende Ist-fo-onen-„Volk“ als Volksname erhielt, bezog sich meist auf das Auswandern selbst, wie z. B.: „hel fetsen“ (ins Dunkle, auf Nimmerwiederkehr wandern, daher der Name Helvetier), „Wandaler“ (uandern, wandern), „Kimbern“ (Keimträger) oder auf andere, im Heilsspruche (Orakel) begründete Umstände wie „Boier“ (Windleute) usw., woraus eben die zahllosen Volks-, Stämme-, Landes- und Ortenamen sich bildeten, wie ich des Näheren in meinem oben genannten Buche über die germanischen Völkernamen erörtere.

Wie aber aus diesen Ausführungen hervorgeht, hatte der Begriff „Wehrstand“ noch nicht die Bedeutung als Militärstand wie heute, da ja jeder Ing-fo-one waffenberechtigt und waffenpflichtig war. Erst später, als es galt die Grenzen zu schützen, wurden die Ist-fo-onen im Mark- oder Grenzland in den sogenannten Markgrafschaften im Sinne von Grenzwehrvölkern angesiedelt. Noch später, als bereits die Errichtung von stehenden Heeren nach römischem Vorbilde in Gebrauch kam, wie die Heere des Arminius, des Marbod, des Vannius u. a., oder die römischen Auxiliar-Cohorten, wie die Gentes marcomanorum usw., da fanden bald die Ist-fo-onen am Söldnertum mehr Gefallen als am Kolonisationsberufe, der nach und nach völlig vernachlässigt wurde und fast gänzlich in Vergessenheit geriet. Die Ist-fo-onen wurden zu „Rahakaten“, nämlich zu Rachekämpfern, den späteren so sangesgerühmten „Recken“, woraus sich schliesslich das „Landsknechttum“ entwickelte, das im berüchtigten „Reislaufen“ der Schweizer noch bis zum Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts in Uebung blieb. Die Ausreise der Uebergeborenen, die wir heute „Enterbte“ nennen, hat darum aber nicht aufgehört, wie solches die statistischen Berichte der Auswanderungsämter der europäischen Staaten beweisen, nur sind diese Ist-fo-onen-Züge der Gegenwart nicht mehr ritagemäss geleitet, und bilden darum heute einen unschätzbaren Verlust an Nationalkraft, welche das vorchristliche Ariertum wohl zu nutzen und zu verwerten verstanden hatte.

Es ist eben in christlicher Aera nicht alles, und so manches andere auch nicht, besser geworden, wie gemeiniglich behauptet wird.

Die Landnahme durch solch ein Ist-fo-onen-„Volk“ vollzog sich auf zweierlei Art. War das gewonnene „Neuland“ noch unbewohnt, so nahm es der Herzog, gerüstet zu Pferde sitzend mit dem Schwerte, das er gegen alle vier Windrichtungen schwang, von der „Sonne zu Lehen“, als „Arland“. Darauf wurde es vermessen und in so viele und eines darüber Teile geteilt, als Teilnehmer im Zuge waren. Jeder solcher Teil ward Los genannt (Andalusien = Wandalenlos) und das eine überzählige Los war das „Heilslos“, auf welchem der Halgadom errichtet wurde (z. B. der „Heulos“ in Iglau, in welchem Lokalnamen sich noch der alte Begriff, wenn auch unverstanden, erhalten hat). Jeder Teilnehmer ward nun für „sich und seine Nachkommen“ vom Herzog mit einem Lose belehnt, wodurch er zum „Ing-fo-onen“ geworden war. Bis die Familien sich mehrten und Ueberbevölkerung sich geltend machte, entsendete nun auch ihrerseits dieses Neuland wieder Ist-fo-onen-Scharen, so wie dessen Urbevölkerung ihrerzeit als Ist-fo-onen aus dem Stammlande ausgezogen war. War jedoch das Neuland schon bewohnt und musste es erst erobert werden, so liessen die Sieger die Besiegten — wie der Sachsenspiegel sagt — „ungeslahen sitzen“, nahmen ihnen aber ein Drittteil des bebauten Landes ab, welches sie nach obigem Modus unter sich teilten, bildeten den Adel des eroberten Landes und beliessen die erstlichen zwei Dritteile den Besiegten gegen Tribut. Wurde das Ist-fo-onen-Volk jedoch geschlagen, dann verfielen die Ueberlebenden der Knechtschaft, und der plötzlich aufgetauchte neue Volksname verschwindet eben so plötzlich aus den Annalen der Geschichte, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Nach dieser notwendigen Abschweifung zur Charakteristik der drei Stände, über welche Näheres in meinem Buche „Die Namen der Völkerstämme Germaniens und deren Deutung“ nachzulesen ist, sei zur weiteren Erörterung über das Wesen und die Bedeutung der Armanenschaft zurückgekehrt.

Es wurde schon gesagt, dass die Armanen als Pfleger und Wahrer der arischen Rita in einer Person Lehrer, Priester und Richter waren, wie ja auch die Rita an und für sich Wissenschaft, Religion und Gesetz in einem Begriffe umspannte, da sie ein allumfassendes Lehrgebäude höchster philosophischer Erkenntnis, aus dem intuitivsten Empfinden der Volksseele entsprungen, bedeutete, dessen mächtigste Stütze der Umstand war, dass der Ario-Germane nur das glaubte, was er als wahr erkannte, und das also Gewusste auch in allen Lebenslagen betätigte.

Ist aber die hervorragende Machtstellung der vorchristlichen

Armanenschaft auf physischem Gebiete erkannt, eine Machtstellung, welche die christliche Priesterschaft in Deutschland, trotz aller mit allen Mitteln angestrebter Versuche, nie zu erreichen vermochte und eine solche durch physische Gewalt in rücksichtsloser Weise zu ersetzen suchte, so muss es als folgerichtig erkannt werden, dass der psychische Einfluss der Armanenschaft noch in der christlichen Zeit, wenn auch vermindert, seine Wirkung geltend machte und tatsächlich auch heute noch geltend macht, ja, die Entwicklung der Zukunft unter stets zunehmendem Einfluss in ausschlaggebender Weise vorbereitet und bestimmt. Und solches liegt naturgesetzmässig in den psychischen Sondereigenschaften des arischen Rassengeistes tief begründet, welch letzterer wohl einer gewaltsam geübten und mit Konsequenz durchgeführten Fremdsuggestion vorübergehend unterworfen werden mag, niemals aber einer solchen dauernd unter Ersterbung des eigenen Selbsterkennens und Selbstbestimmens erliegen kann. Eine derartig vorübergehende Fremdsuggestion übte durch fast anderthalb Jahrtausende die römische Hierarchie auf den arischen Rassengeist aus, ohne die im Verborgenen wirkende Armanenschaft vernichten zu können, deren wachsenden Einfluss sie nun länger nicht mehr Widerstand zu bieten vermag, so dass der Zeitpunkt des Erlöschens ihrer mit physischen Machtmitteln gestützten Hypnose, mit welcher sie noch heute das deutsche Volk im Banne hält, mit mathematischer Genauigkeit vorher bestimmt zu werden vermag.

Jene unbesiegbare — wenngleich zeitweilig lähmungsfähige — psychische Macht der Armanenschaft wurzelt in der noch kaum erkannten und viel zu wenig gewürdigten naturgesetzmässig bedingten Notwendigkeit, dass deren durch intuitives Empfinden gefundenes Erkenntniswissen das göttliche Urwissen des Ariergeistes ist und darum notwendig ausnahmslos es in jeder einzelnen Ichheit der Arierrasse unbewusst (latent) schlummern muss, aus welchem Schlummer es emporzudämmern beginnt, wenn — um eine hochbedeutsame skaldische Redewendung anzuwenden — wenn „zur rechten Zeit, am rechten Ort das rechte Wort“ in die Seele des zu Erweckenden dringt. Dieses „göttliche Eigenwissen des Ariergeistes“ haben die Armanen in ihrer Lehre in exoterische wie esoterische Formeln gekleidet und in der Rita zu Lebensregeln ausgestaltet, welche Gesetzeskraft erlangten und auch heute noch massgebend sind, obwohl sie in vielen, leider den wichtigsten Fällen mit den aus dem römischen Rechte hervorgegangenen Gesetzen nicht übereinstimmen.

Die wichtigsten esoterischen Erkenntnisse der „Armanenlehre“ oder des „Armanismus“ *), über welchen ich Ausführ-

*) Die exoterische Lehre, die Wihinei oder Religion der Arier-

licheres, wenn auch nicht Erschöpfendes, in meinem Buche: „Das Geheimnis der Runen“ (Verlag Paul Zillmann, Gross-Lichterfelde bei Berlin. 1906) mitteile, worauf ich hiermit verweise, lassen sich in folgenden Sätzen zusammenfassen:

Die „beideinig-zwiespältige Zweiheit“ (Zweieinheit) wie Gott und Welt, Geist und Körper, Kraft und Stoff usw., bildet den Grundton — die Dominante — des Alls. Der Geist, das Göttliche, durchdringt sowohl das All, wie das kleinste nicht mehr wahrnehmbare Atom, jedes Ding an sich, sei es wahrnehmbar belebt oder scheinbar unbelebt, und es ist somit im — für menschliche Sinnesorgane — nicht mehr wahrnehmbaren Kleinsten, wie im ebenfalls nicht mehr wahrnehmbaren Grössten, der Geist mit dem Körper, die Kraft mit dem Stoffe untrennbar verbunden. Darum sind mit Bezug auf alles Leben, nicht nur auf das Menschliche allein beschränkt, Geburt oder Entstehen, und Sterben oder Vergehen, nicht eine Verbindung oder eine Trennung zwischen Geist und Körper, sondern lediglich eine Wandlung in der Erscheinungsform dieser beideinig-zwiespältigen Zweiheit Gott und Welt, Geist und Körper, Kraft und Stoff.

Auf die eine Erscheinungsform „Mensch“ angewandt, ist jede „Ichheit“ gleichalterig mit dem All, ohne Anfang und ohne Ende, unzerstörbar als Geistkörper, welche Ichheit oder Individualität je ihrem Bedarfe entsprechend ihre Erscheinungsform oder ihre Persönlichkeit ändert, welche „Aenderung in der Erscheinungsform“ nach ihren, den menschlichen Sinneswerkzeugen wahrnehmbaren Entwicklungsstufen, mit den Bezeichnungen: „Geburt“, „Leben“, „Sterben“, „Tod“, „Wiedergeburt“ usw. benannt werden. Darum ist die Geburt nicht der Lebensbeginn der Ichheit oder Individualität, sondern lediglich der Beginn der jeweiligen Persönlichkeit, und darum ist das Sterben nicht das Lebensende der Ichheit oder Individualität, sondern nur das Ende der Persönlichkeit beziehungsweise der betreffenden Erscheinungsform der unsterblichen Ichheit oder Individualität. Der entleibte Mensch im sogenannten Tode ist deshalb noch lange kein körperloser Geist, den es nicht geben kann, da Geist und Körper (nicht Leib!) untrennbar sind, sondern nur eine von der Persönlichkeit entkleidete Ichheit oder Individualität. Aber auch der entseelte Leib ist nicht entgeistigt, sondern seine Atome, die alle auch ihrerseits Geist-Körper sind, gehen nur in andere Erscheinungsformen über, nachdem das sie zusammenfügende und bisher sie leitende Agens sich von ihnen trennte.

germanen wird am besten als „Wuotanismus“, die esoterische Erkenntnis aber als „Armanismus“ bezeichnet, unter welch letzterem die armanische Geheimlehre, die „hochheilige, heimliche Acht“ zu verstehen ist.

Da nun der Tod nicht der Zustand der Vernichtung der Ichheit oder Individualität ist, und das Sterben nur eine Verwandlungsphase im Leben der Ichheit oder Individualität bedeutet, so ist der Zustand der Ichheit ausserhalb des Menschenleibes der der Vorbereitung für die nächste Wiedergeburt zum Menschenleben und vollzieht sich diese Vorbereitung in jener Geistesebene, welche der erlangten Erkenntnisstufe während des letzten Menschenlebens entspricht. Es ist somit ein Steigen aber auch ein Sinken der einzelnen Ichheiten möglich, welche sich eben in ihren verschiedenen aufeinanderfolgenden Reïnkarnationen ihr künftiges Leben diesseits wie jenseits der Menschenwelt selber gestalten, welche Selbstgestaltung eben das Schicksal (Karma) ist. Dieses Schicksal vollzieht sich unerbittlich; es gibt keine sühnelose Vergebung der Sünden, so wie es keine ewige Verdammnis gibt, da eben alle Individnalitäten unablösbare Teile der Gottheit selber sind, und am Ende aller Zeiten zu dieser zurückkehren müssen, mit der sie schon seit allem Anbeginn Eins gewesen sind. Die exoterischen Verheissungen der Leiden und Freuden in den verschiedenen Totenreichen, welche die Edda aufzählt, beziehen sich eben esoterisch auf die nächsten Wiedergeburten im Menschenleibe, in welchen sie sich als das selbstgeschaffene Schicksal jedes Einzelnen erfüllen werden. Darum aber ist das Mitleiden und die Hilfe nicht etwa als eine Hemmung des Schicksals zu betrachten, sondern eine Förderung desselben, welche dem aufstrebenden Individuum die verlorene Spur finden hilft seiner verdunkelten Göttlichkeit wieder näher zu kommen, durch Nacht zum Licht.

Wie aber das All aus unzählbaren Vielheiten von Vielheiten, sowohl im unausdenkbar Kleinsten wie im unausdenkbar Grössten besteht, die alle zusammen eben das All bilden, welche jede für sich aber eben wieder eine Zweieinheit, ein Geist-Körper ist, so erweitert sich die beideinig-zwiespältige Zweiheit in sich selbst wieder zur „vieleinig-vielspältigen Vielheit“, in welche jede Zweieinheit sich auflöst. Die Zweieinheit Mensch ist solch eine Vieleinheit. Sein Leib besteht aus Myriaden von Molekülen und jedes Molekül wieder aus Myriaden von Atomen, und jedes Atom abermals aus Myriaden von noch weiteren Kleinstatomen, und so fort ins Unendliche, Unausdenkbare, und alle diese Partikelchen sind jedes für sich ein Geist-Körper, eine Zweieinheit, eine Vieleinheit, eine „Welt für sich“. Umgekehrt, ist — um beim Menschen als Beispiel zu bleiben — die Zweieinheit und Vieleinheit Mensch mit der Gesamtmenschheit zusammengenommen die „Zweieinheit und Vieleinheit Menschheit“, welche sich mit den anderen Zweieinheiten und Vieleinheiten der verschiedenen Gruppen des

Thier-, Pflanzen- und Mineralreiches zur Zweieinheit und Vieleinheit Erde vereinigen, welche ihrerseits wieder mit ihren gleichartigen Erscheinungsformen, den etwa sechshundert Planeten, Planetoiden, Monden und Kometen die Zweieinheit und Vieleinheit — das Sonnensystem bilden, das sich seinerseits mit all den anderen Sonnensystemen zur Zweieinheit und Vieleinheit der Welt im Raum ausgestaltet, und so weiter ins unausdenkbar Grösste, Unendliche. Die Grenzen in das Kleinste wie in das Grösste sind aber der Unendlichkeit fremd, und sind nur für unsere Sinneswahrnehmungsfähigkeit gezogen, mit deren Schärfung sie wohl hinausrücken, aber niemals von uns — so lange wir noch in Menschenleibern wandeln müssen — auch nicht zum kleinsten Teile geahnt werden können. Jedes einzelne Kleinst-Atom ist, wie schon gesagt, eine Zweieinheit wie eine Vieleinheit, nämlich eine Welt für sich, aber der nächsthöheren Zweieinheit und Vieleinheit, der es einverleibt ist, unterworfen, und so fort in Aufsteigender Tendenz, so, dass es nicht aus dem System, dem es angehört, hinauskann und mit demselben bis zu dessen Auflösung verbunden bleibt. So ist das Einzeln-Individuum als Geist-Körper — um wieder zum Menschen zurückzukehren — jenem Geistesringe angegliedert, in dessen Geistesebene es sich betätigt und in steter ausserleiblicher Fühlung mit demselben, welcher sein leibliches Tun beeinflusst und vielleicht sogar lenkt. Diese Geistesringe wieder vereinigen sich zu einem weiteren Kreise, den wir vielleicht den Rassen- oder Volksgeist nennen können, welche in ihrer Gesamtheit dem Erdgeiste unterordnet sind. Die nächste Stufe ist der Sonnengeist oder Sonnengott, bis zum Weltgeist oder dem grossen namenlosen Gott, und dieser Eine, Grosse, Unnennbare wieder ist Eins mit allen den anderen kleinsten Geistern der kleinsten Atome, ist Eins mit jeder einzelnen Ichheit, sodass jeder die direkte Fühlung mit Gott in seinem Innern hat, und keines Mittlers, keines Priesters bedarf um mit seinem Gotte zu verkehren. Jeder verkehrt aber direkt nur mit jenem Geiste oder Gott, in dessen geistiger Ebene er sich betätiget, oder wie Goethe es sagt: „Jeder gleichet nur jenem Geist, den er begreift.“

Aus der „zwiespältig-zweieinigen Zweiheit“ (Zweieinheit) wie aus der „vielspältig-vieleinigen Vielheit“ (Vieleinheit) ging aber auch die „dreispältig-dreieinige Dreiheit“, die „hochheilige Drei“ hervor, in dem zur Zweieinheit Vergangenheit — Zukunft, beide einigend und trennend zugleich, das „Jetzt“ hinzutritt, jene „Spalte in der Zeit“, deren Zeitdauer kaum den millionsten Teil einer Sekunde währt, da der verflossene Teil einer Sekunde schon Vergangenheit, und der kommende Teil derselben Sekunde noch Zukunft ist. Es gibt aus diesem Grunde eigentlich keine

Gegenwart, weil es keinen Stillstand, nichts Beständiges geben kann, und das, was man Gegenwart nennt, richtiger als das Werdende bezeichnet werden sollte, weshalb auch die Armanen die zweite Norne „Verdandi", nämlich die „Werdende" benannten. Aus dem Erkennen dieser „hochheiligen Drei", welche sich im organischen Werden aller Erscheinungsformen des Lebens offenbart, erkannten die Armanen die organische Bestimmung alles Lebens, und folglich auch jene des Menschen, die in steter Vervollkommnung bestehend, einen fortwährenden Fortschritt ohne Stillstand, ohne Ruhe bedeuten muss; und da sie es erkannt hatten, dass es keine Trennung zwischen Geist und Körper, als einer zwiespältig-zweieinigen Zweiheit, geben könne, so wussten sie es auch, dass die Pflege des organischen Fortschreitens in der Entwicklung des Werdens weder geistig noch körperlich, sondern nur geistkörperlich sein dürfe, und dass darum das Leben der Menschheit zum geistkörperlichen Heldentum erstarken müsse. Auf dieses geist-körperliche Heldentum legte denn auch die arische Armanenschaft das Hauptgewicht, und so lenkte sie die Schulung des Volkes durch Jahrtausende hindurch, nicht rechts, nicht links ablenkend, geradeaus diesem hehren Sonnenziel entgegen. Jenes hohe Heldentum, wie es die Armanenschaft meinte und betätigte, ist aber keinesfalls mit dem Pseudoheldentum zu verwechseln, wie ein solches in der missverstandenen Ritter- und Räuberromantik und deren Literatur mit falschem Pathos auf tönernem Koturn daherstolziert, sondern dasjenige, das sich einsfühlend mit dem Allwillen, diesen erkennend und ihn in sich zu verkörpern trachtet und das ganz in ihn aufgehend, selbst sein eigenes Menschenleben, seine eigenen materiellen Vorteile darum auf das Spiel setzend, in hoher Begeisterung seine Anhänger mit sich fortreisst, nicht rechts, nicht links ausweichend geradeaus seinem Sonnenziele entgegenstürmt.

Und gerade solche hohe Heldenhaftigkeit erwuchs aus dem Erkennen der heiligen „Dreieinheit": „Urda, Verdandi und Schuld", oder dem Gewesenen, aus dem das Werdende entspringt, welches als das Zukünftige oder die Schuld das erfüllt, was das Gewesene oder das Werdende vorbereitet hatte. Wie also aus dem Keime und der Blüte die Frucht erwächst, welche wieder neue Keime vorbereitet, wie aus dem Entstehen und dem Sein oder dem Tun das Vergehen zu neuem Entstehen entspringt, so bedingt die Schuld — ob im guten oder im bösen Sinne — aus den Taten oder Unterlassungen des Gewesenen und des Werdenden das Schicksal der Zukunft. Wie aber an dem Beispiele Keim, Blüte, Frucht erkannt wurde, dass kein Stillstand, sondern nur streng betätigtes Leben in Ringen und Streben der Entwicklung dienen kann, so ist das hohe Heldentum

im Menschentum geboten, um es zu vervollkommnen und dem Ziele seiner Entwicklung zuzuführen. Diese Entwicklung muss aber eine geist-körperliche sein, darum eine lebensbejahende und nicht lebensverneinende, darum freudiger Lebensgenuss ohne das Ewige zu vergessen, darum keine Askese, wohl aber Schulung des Körpers und strenge Disziplin des Geistes über denselben.

Jenes hohe Heldentum erstarkte aber nicht minder an der Erkenntnis der Zweieinheit und dem Bewusstsein der eigenen Unsterblichkeit durch die Einheit mit Gott, sowie durch die Erkenntnis der Vieleinheit, als dem Bewusstsein der Unzertrennbarkeit der Ichheit mit der Allheit, welche darum auch das Selbstopfer der Persönlichkeit oder des einen Leibes weder scheuen noch fürchten liess, um es freudig für die erkannte Wahrheit darzubringen, in der Gewissheit, dass das Streben nichts weiter bedeute als eine Wandlung in der Erscheinungsform der ewig unzerstörbaren Ichheit.

Aber nicht nur dieses hohe Heldentum allein erwuchs aus jener Reihe von Erkenntnissen, sondern auch alle anderen Einrichtungen des Armanentums, als deren weitragendste — um die Elipse dieser kurzen Betrachtung der armanischen Esoterik zu schliessen — die Dreiteilung des Ariertums zu erkennen ist, welche das Gesamtvolk wie die einzelnen Stämme desselben in die drei Stände, die Ing-fo-onen, die Armanen und die Ist-fo-onen teilte, um dessen Keimen, Entwickeln und Vergehen zu neuem Entstehen und Weiterentwickeln nach dem Natur-Ur-Gesetze streng organisch zu gliedern.

Dies also bildete den wesentlichsten Teil der Esoterik der Armanenschaft, den Brennpunkt ihrer Geheimlehre, welche nur den Aufnahmefähigsten ihrer Verbrüderung mitgeteilt wurde, während die darauf sich gründende exoterische Lehre den Schülern, welche nach Erkenntnisgraden geordnet waren, in sich immer mehr enthüllenden Bildern gelehrt wurde, bis die Vorgeschrittensten befähigt waren, das „volle Licht“ zu empfangen. Dem Volke selbst, das ja niemals in seiner grossen Masse befähigt war, so tiefe Wahrheiten zu erfassen, wurde eine Art von Religionslehre in der sogenannten „Wihinei“ gegeben, in welcher jene Erkenntnisse verbildlicht und und personifiziert wurden, um ihm etwas Fassbares, etwas — fast möchte ich sagen — körperlich Erkennbares zu bieten, an das es sich halten, stützen konnte, um an dieser Stütze mählich zu höherer Erkenntnis emporzusteigen. So entstanden für das Volk die Mythen und Märchen, für die Schulgrade der Armanenschaft aber die mystischen Lieder, deren Inhalt und Form nach den verschiedenen Erkenntnisgraden gesondert waren, und von welchen ein kleiner unvollständiger Rest in der „Edda“ auf unsere Zeit gerettet wurde

welcher Rest jedoch glücklicherweise gross genug ist, um mit Hilfe anderer Ueberlieferungen die armanische Esoterik wie Exoterik lückenlos wieder herzustellen. Es mag nicht unwillkommen erscheinen hier so beiläufig zu erwähnen, dass der Name „Edda“ nicht, wie allgemein angenommen zu werden pflegt, „Urgrossmutter“ bedeutet, sondern etwas, das „eh' da“, nämlich, was ehemals da war oder was früher dagewesen ist. Der Name „Edda“ hat fast dieselbe Bedeutung wie „Urda“, nämlich das, was zur Urzeit da war. Beide Namen bezeichnen eben das uralte Wissen, das in die Zukunft hinüber ragt.

Es wurde schon erwähnt, dass die Armanen, obwohl sie ein unablösbarer Bestandteil des Germanenvolkes waren und aus dem Ing-fo-onen-Stand nicht ausscheiden durften, um sesshaft und unabhängig zu bleiben, doch einen besonderen Stand mit erhöhten Rechten und Pflichten für sich bildeten und als solcher die Lenkung des Volkes, die Schulung der Geister wie die Pflege der Wissenschaften und Künste, auch die Wahrung des Rechtes in Händen hatten, und auch eine Art von Priesterwürde bekleideten, welche allerdings mit dem Begriffe, den man heute mit dieser Bezeichnung verbindet, sich nicht vereinbaren lässt. Aus dieser Vielseitigkeit ihrer Betätigung zum Wohle des Volkes — was damals noch gleichbedeutend mit Staatsdienst war — ergibt es sich von selbst, dass die Armanenschaft eine vielgliedrige Einrichtung gewesen sein musste, wie solches sich schon aus den vielen Sondernamen, welche denselben beigelegt wurden, ergibt, welche Sondernamen eben die Bezeichnungen ihrer Sonderbetätigungen wie ihrer Rangunterschiede waren, auf welche später noch ausführlicher zurückgegriffen werden soll.

Es bedarf daher kaum mehr als des einfachen Hinweises, dass die Armanenschaft als der Hort der geistigen Schätze des Ariertums auch dessen leibliches Wohl im Auge behielt und ritagemäss pflegte, somit die Edelsten des Volkes in sich vereinigte und daher naturnotwendig die Wiege des Adels bilden musste. Anfänglich war daher der Adel nicht erblich, sondern an persönliche und individuelle Eigenschaften gebunden, nicht nur an Schild und Schwert, als den Kennzeichen der Gewalt, wie ein weitverbreiteter Irrtum glauben machen will. Die Armanenschaft, wie der aus ihr hervorgegangene Adel, waren in ihrer ersten ursprünglichen Ausgestaltung tatsächlich die Hochburg der nationalen Heiligtümer jeder Art und war deren bevorzugte und geheiligte Stellung unter ihren Volks- und Stammesgenossen eine vollkommen gerechtfertigte. War also der Adel aus der Armanenschaft hervorgegangen und lange Zeit mit ihr wesensgleich, so gehörten begreiflicherweise auch die Könige zur Armanenschaft, und da der Wuotanismus ganz folgerichtig auf dem Stand-

punkte des Selbstpriestertums fusste, wonach jeder Hausvater die einfachen Opferhandlungen vornahm, welche später von dem Stammesältesten besorgt wurden, so vollzog diese bei besonderen Anlässen der König für sein Volk, wodurch sich so eine Art von Priestertum herausbildete, welches an der Königswürde haftete ohne eine besondere Hierarchie zu bedeuten. Wie der Hausvater auf seinem Hofe, so war der Stammesälteste in seiner Gemeinde der Richter, welches Amt im grösseren Umfange für das ganze Land auf den König überging, der also die autoritative Personifizierung der Armanenschaft bedeutete und noch sehr weit vom Gottesgnadentum und tyrannischer Selbstherrlichheit entfernt war. Ueber allen Stammes- und Volkskönigen aber schwebte als oberstes Gesetz die Rita und als oberste Leitung die Armanenschaft, wodurch das Ueberheben einzelner Gewaltherrscher lange unmöglich gemacht wurde. Aber auch das war keine Hierarchie, weil die Armanenschaft den Willen des Volksgeistes betätigte und nicht einen dem Willen des Volksgeistes zuwiderstrebenden fremden Willen gegen diesen durchsetzen wollte.

Es wurde schon oben, gelegentlich der Besprechung der „Istfo-onen", des „Heilsloses" erwähnt, das zur Anlage des „Halgadomes", der „Heilsstätte", ausgewählt wurde, welche Heilsstätte nicht nur allein die Kirche, natürlich die Wuotans- oder Armanen-Kirche war, sondern den Zwecken der Schule, der Waltung (Regierung), der Opferhandlungen und der Gerichtsbarkeit geheiliget wurde. Der Arier, dessen ganzes Leben ritagemäss geregelt war, weil er nur glaubte was er für wahr erkannte und diesen Wissens-Glauben auch durch lebendiges Handeln betätigte, trennte darum auch nicht Wissen, Glauben und Handeln in Sonderbegriffe, und brauchte darum auch für seine Gottesverehrung keinen getrennten Bau; sondern dort, wo seine Schule war, dort, wo das Recht gepflegt wurde, dort, wo er seine Volksversammlungen oder Thinge abhielt, dort verehrte er auch seinen Gott, da ihm eben die Stätte all dieser Heilshandlungen eben als so heilig erschien, dass er keinen heiligeren Ort für seine Kirche zu finden gewusst hätte, als eben diese — Halgadom.

Da nun jede Gemeinde, jeder Stamm, jeder Gau, jedes Volk seine Heilstätte im obigen Sinne hatte, so hatte auch jedes Volk neben der Pfalz des Königs seinen Haupthalgadom als die Heilstätte des ganzen Volkes oder Landes, wo der Sitz der obersten Armanenschaft des Landes, die oberste oder hohe Schule, und die oberste Thingstätte war.

(Fortsetzung folgt.) *Guido von List.*



Die Elemente der Kabbala.

Zehn Briefe von Eliphas Lévi, mitgeteilt von seinem Schüler Montaut.

(Schluss.)

Sechster Brief. III. Werter Herr und Bruder!

Die Bibel gibt dem Menschen zwei Namen. Der erste ist Adam und bedeutet aus der Erde gemacht oder Erd-Mensch; der zweite ist Enos oder Henoch und bedeutet göttlicher Mensch oder zu Gott erhoben. Nach der Genesis ist Enos der erste, der den Herrn der Wesen öffentliche Verehrung darbrachte und dieser Enos, oder was dasselbe ist Enoch wurde, wie man sagt, zum Himmel erhoben, nachdem er auf die beiden Felsen, welche man die Säulen des Henoch nennt, die Urelemente der Religion und der universellen Wissenschaft eingegraben hatte.

Dieser Henoch ist keine Persönlichkeit, er ist die Personifikation der durch Religion und Wissenschaft zum Gefühl der Unsterblichkeit erhobenen Menschheit. Mit der durch den Namen des Enos oder Henoch bezeichneten Epoche erscheint der Gotteskult auf der Erde und das Priestertum nimmt seinen Anfang. Da auch beginnt die Zivilisation mit der Schrift und die hieratischen Bestrebungen.

Das zivilisatorische Genie, welches die Hebräer in Henoch personifizieren, nennen die Aegypter Trismegist und die Griechen Kadmos oder Cadmus, derselbe, der nach den Akkorden der Leier des Amphion die lebenden Steine von Theben sich selbst erheben sieht und zur Mauerey ordnen.

Das ursprüngliche heilige Buch, das Buch, welches Postel die Genesis des Henoch nennt, ist die erste Quelle der Kabbala oder der zugleich göttlich-menschlichen, wie religiösen Tradition. Da erscheint uns in seiner ganzen Einfachheit die Offenbarung der höchsten Intelligenz in der Vernunft und Liebe des Menschen, das ewige Gesetz, das die unendliche Ausdehnung, die Zahlen in der Unermesslichkeit und die Unermesslichkeit in den Zahlen, die Poesie in der Mathematik, und die Mathematik in der Poesie.

Sollte man es glauben, dass das alle diese Theorien und religiösen Symbole inspirierende Buch uns erhalten worden ist und uns überkommen ist unter der Form eines Spieles seltsamer Karten? Und doch ist dies völlig klar. Court de Gebelin war im 18. Jahrhundert der erste, der dies entdeckte und ihm schlossen sich alle an, welche ernstlich den Symbolismus dieser Karten studiert haben.

Das Alphabet und die 10 Zahlzeichen, das sind in der Tat die Elemente in den Wissenschaften. Bringt mit diesen Zeichen die vier Kardinalqunkte des Himmels, oder die vier Jahreszeiten in

Verbindung, und Ihr habt das ganze Buch Henoch. Aber jedes Zeichen stellt eine absolute Idee dar, oder wenn man will eine wesentliche.

Die Form jeder Ziffer und jedes Buchstabens hat ihren mathematischen Sinn und ihre hieroglyphische Bedeutung. Die Ideen, untrennbar von den Zahlen, folgen, indem sie sich addieren, oder teilen, oder multiplizieren usw., der Bewegung der Zahlen, und bekommen dadurch ihre Exaktheit. Das Buch Henoch ist schliesslich die Arithmetik des Gedankens.

Der Ihre in der heiligen Wissenschaft. Eliphas Lévi.

Siebenter Brief. IV. Werter Herr und Bruder!

Court de Gebelin sah in den zweiundzwanzig Schlüsseln des Tarot die Darstellung der ägyptischen Mysterien und er schrieb ihre Erfindung dem Hermes oder Mercurius Trismegistus zu, der auch Thaut oder Thoth genannt wurde. Es ist sicher, dass die Hieroglyphen des Tarot sich auf den alten Mouumenten Aegyptens wiederfinden; es ist sicher, dass die Zeichen dieses Buches, in ihrer Gesamtheit übersichtlich auf Stelen oder Metalltafeln aufgezeichnet, ähnlich der Isis-Tafel von Bembo einzeln auf Steine geschnitzt wurden oder in Medaillen, die später Amulette und Talismane wurden. Man trennte so die Seiten des Buches, das in seinen verschiedenen Kombinationen unendlich ist, voneinander, um sie in immer neuer Weise zusammenzufügen, zu versetzen und zu verteilen, um dadurch die unerschöpflichen Orakel der Wahrheit zu erlangen.

Ich besitze einen dieser antiken Talismane, welcher mir aus Aegypten von einem Reisenden, einem meiner Freunde, mitgebracht wurde. Er stellt die doppelten Kreisläufe vor oder einfach ausgedrückt die Schellenzwei. Es ist der bildliche Ausdruck des grossen Gesetzes der Polarisation des Gleichgewichtes, welches Harmonie durch die Analogie der Gegensätze erzeugt; das Symbol ist in dem Tarot, den wir besitzen und der sich in dieser Form noch bis auf unsere Tage erhalten hat, wie ein S gebildet. Die Medaille, die ich besitze, ist ein wenig abgegriffen, beinahe so gross wie ein silbernes Fünf-Frank-Stück, aber dicker. Die beiden polaren Kreise sind genau wie unser italienischer Tarot gebildet, eine Lotusblume mit einer Aureole oder einem Nimbus.

Der Astralstrom, welcher zugleicherzeit die beiden polaren Feuer anzieht und abstösst, ist auf unserm ägyptischen Talisman dargestellt durch den Bock Mendes zwischen zwei Schlangen, analog den Schlangen des Caduceus. Auf der Rückseite der Medaille sieht man einen Adepten oder ägyptischen Priester, der, für Mendes zwischen den beiden Kreisen des universellen Gleichgewichts eingesetzt, in einer mit Bäumen bepflanzten Allee den Bock führt, der unter der

Herrschaft des Menschen, des Nachahmers Gottes, sanft geworden ist, wie ein einfaches Tier.

Die 10 Zahlzeichen, die zweiundzwanzig Buchstaben des Alphabets und die vier astronomischen Zeichen der Jahreszeiten sind die Summe und die Zusammenfassung der ganzen Kabbala.

22 Buchstaben und 10 Zahlen geben die 32 Wege des Sepher Jetzirah; vier geben die Mercavah und den Schemamphorasch.

Es ist einfach wie ein Kinderspiel und kompliziert wie die schwierigsten Probleme der reinen Mathematik.

Es ist ursprünglich und tief wie die Wahrheit und wie die Natur. Die vier elementaren und astronomischen Zeichen kennen wir unter den vier Formen der Sphinx und der vier Tiere des Ezechiel und des heiligen Johannes.

Der Ihre in der heiligen Wissenschaft Eliphas Lévi.

Achter Brief. V. Werter Herr und Bruder!

Die Wissenschaft der Kabbala macht den Zweifel in religiösen Dingen unmöglich, weil sie allein die Vernunft mit dem Glauben versöhnt, indem sie zeigt, dass das universelle Dogma verschiedenartig geformt, aber im Grunde immer und stets dasselbe, der reinste Ausdruck der Aspirationen des menschlichen Geistes ist, der durch einen notwendigen Glauben erleuchtet wird. Sie lässt die Nützlichkeit der religiösen Uebungen begreifen, die, indem sie die Aufmerksamkeit fesseln, den Willen stärken, und wirft ein reineres Licht gleichmässig auf alle Kulte. Sie beweist, das der wirksamste von allen diesen Kulten der ist, welcher sich durch die wirksamsten Zeichen in irgend einer Weise der Göttlichkeit des Menschen nährt, sie ihn sehen, berühren und in irgend einer Weise in sich verkörpern lässt. Es genügt zu sagen, dass es sich hierbei um die katholische Religion handelt.

Diese Religion ist, so wie sie gewöhnlich erscheint, die absurdeste von allen, weil sie von allen die am besten verschleiertste ist; ich gebrauche dieses Wort in seinem eigentlichen Sinne, revelare, wieder von neuem verschleiern. Sie wissen, dass es im Evangelium heisst, dass beim Tode Christi der Schleier des Tempels gänzlich zerriss, und dass es die gesamte dogmatische Arbeit der Kirche im Laufe der Jahrhunderte gewesen ist einen neuen Schleier zu weben und zu sticken.

Es ist war, die Herren des Sanctuariums selbst haben, obgleich sie die Fürsten sein wollten, seit langem die Schlüssel der hohen Initiation verloren. Das hindert den Buchstaben des Dogmas nicht an seiner Heiligkeit und die Sakramente nicht an ihrer Wirkungskraft. Ich habe in meinen Werken gezeigt, dass der christlich-katholische Kultus die hohe Magie ist, organisiert und geregelt

durch den Symbolismus und die Hierarchie. Er ist eine hilfreiche Zusammenstellung, die sich erbietet der menschlichen Schwachheit den Willen zum Guten zu stärken.

Nichts ist dabei vernachlässigt worden, weder der geheimnisvolle düstere Tempel, noch der Weihrauch, der beruhigt und zu gleicher Zeit begeistert, noch die langgezogenen und monotonen Gesänge, die das Gehirn in einen Halbsomnambulismus einschläfern. Das Dogma, dessen dunkle Formeln der Verzweiflung der Vernunft gleichen, setzt dem Mutwillen einer unerfahrenen und indiskreten Kritik Schranken. Sie scheinen das Unendliche am besten darzustellen. Der Gottesdienst selbst, in einer Sprache abgehalten, die die Menge nicht versteht, lässt so dem Gedanken dessen, der betet, die grösste Freiheit und lässt ihn im Gebet alles das finden, was in Verbindung mit den Bedürfnissen seines Geistes und Herzens steht. Deswegen gleicht die katholische Religion der Sphinx der Fabel, welche sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fortpflanzt und sich stets aus ihrer Asche wieder erneut. Dieses grosse Mysterium des Glaubens ist eben ganz einfach ein Mysterium der Natur.

Man scheint ein ungeheures Paradoxon auszusprechen, wenn man sagt, dass die katholische Religion die einzige ist, die gerechterweise die natürliche genannt werden kann, und doch ist es wahr, da sie allein in vollem Masse jenes natürliche Bedürfnis des Menschen, als welches der religiöse Sinn zu betrachten ist, befriedigt.

Der Ihre in der heiligen Wissenschaft Eliphas Lévi.

Neunter Brief. VI. Werter Herr und Bruder!

Wie das christlich-katholische Dogma völlig katholisch ist, so ist es nötig das gleiche von den Dogmen der grossen Heiligtümer der Alten Welt auszusprechen. Die Legende von Krishna, wie sie die Bhagavad Gita gibt, ist ein wirkliches Evangelium ähnlich dem unsern, aber ursprünglicher und prächtiger. Es gibt zehn Inkarnationen Vischnus, wie es zehn Sephiroth in der Kabbala gibt, und diese sind eine vollständigere Offenbarung in einer Hinsicht als die unsrige. Osiris von Typhon getötet und von Isis wiedererweckt, ist der von den Juden verleugnete Christus, der dann in der Person seiner Mutter verehrt wird. Die Thébaïs ist ein grosses religiöses Epos, welches man dem erhabenen Symbol des Prometheus an die Seite stellen muss. Antigone ist ein Typus des göttlichen Weibes, der ebenso rein ist, wie der der Maria. Ueberall triumphiert das Gute durch das freiwillige Opfer, nachdem es sich eine Zeitlang den regellosen Stürmen der üblen Schicksalsmacht unterworfen hat. Die Riten selbst sind symbolisch und übertragen sich von einer Religion auf die andere. Die Tiara, die Mitra, das Chorhemd erscheinen in allen grossen Religionen. Seither hat man behauptet, alle seien

falsch (unecht), und doch ist es diese Behauptung, die fehlerhaft ist. Die Wahrheit ist, dass es nur eine Religion gibt, wie es nur eine Menschheit gibt, die sich vorwärts entwickelt, gleich ihr, und die immer dieselbe bleibt, indem sie sich immer umformt.

So nennt sich bei den Aegyptern Jesus Christus Osiris, bei den Skandinaviern heisst Osiris Balder. Er wird durch den Wolf Fenris getötet (wohl ein Irrtum, da Balder dem Hödr zum Opfer fällt. P. Z.), aber Wotan oder Odin ruft ihn wieder ins Leben zurück und die Walküren selbst bringen ihm Meth nach Walhall. Die Skalden, Druiden und Barden besingen den Tod und die Auferstehung von Tarenis oder Tetenus und verteilen unter ihren Gläubigen den heiligen Mistelzweig, wie wir den Buchsbaum, bei den Festen der Sommersonnenwende und pflegen einen Kultus der Jungfräulichkeit, der durch die Priesterinnen der Seineinsel inspiriert wird.

Wir können also mit vollem Bewusstsein und vollem Recht die religiösen Pflichten erfüllen, welche uns unsere angestammte Religion auferlegt. Die Praktiken sind Handlungen, die mit ganz besonderer und beharrlicher Absicht zusammengestellt und wiederholt werden. Oder gleiche Handlungen vorzunehmen ist immer nützlich und sie lassen uns, indem sie den Willen stärken, dessen Gymnastik sie sind, zu dem geistigen Ziel gelangen, das wir erreichen wollen. Die magischen Praktiken und die magnetischen Striche haben keinen andern Zweck und geben den religiösen Praktiken analoge Resultate, nur unvollkommener.*)

Wieviel Menschen haben nicht die Energie das zu tun, was sie wollen und das, was sie tun müssen? Und doch gibt es Frauen in grosser Zahl, die sich ohne Entmutigung den oft so widrigen und mühseligen Arbeiten der Krankenstube und des Unterrichts weihen. Woraus schöpfen sie dazu die Kraft? Aus den kleinen Handlungen, die immer wiederholt werden. Sie sagen alle Tage ihren Gottesdienst und ihren Rosenkranz her und verrichten auf den Knieen ihr Gebet und ihre Beichte.

Der Ihre in der Wissenschaft Eliphas Lévi.

Zehnter Brief. VII. Werter Herr und Bruder!

Die Religion ist keine dem Menschen auferlegte Sklaverei, sondern eine Hilfe, die ihm angeboten wird. Die Priesterkasten haben zu allen Zeiten versucht diese Hilfe auszunutzen, zu verschachern und in ein untragbares Joch zu verwandeln und die evangelische Arbeit Jesu hatte doch den Zweck die Religion vom Priester zu trennen oder wenigstens den Priester wieder an seine rechte Stelle als Diener und Knecht der Religion einzusetzen, indem sie

*) Deshalb ist es notwendig jedem Gesundungsprozess neben der magnetischen Hilfe auch die religiöse Hilfe einzufügen und vice versa! P. Z.

dem Bewusstsein des Menschen seine volle Freiheit und Vernunft wiedergab. Man vergleiche dazu die Parabel vom barmherzigen Samariter und die kostbaren Worte: das Gesetz ist für den Menschen gemacht, und nicht der Mensch für das Gesetz. Ihr Unglücklichen, die Ihr auf die Schultern anderer die Lasten bindet und häuft, die Ihr selbst nicht einmal mit der Spitze Eures Finges berühren mögt usw.

Die offizielle Kirche erklärt sich unfehlbar in der Apokalypse, welche der kabbalistische Schlüssel der Evangelien ist, und es hat stets im Christentum eine okkulte Kirche gegeben, welche bei voller Wahrung der Notwendigkeit der offiziellen Kirche eine Deutung des Dogmas lehrte, die völlig von der allgemein und öffentlich gegebenen abwich.

Die Templer, die Rosenkreuzer, die Freimaurer der Hochgrade gehörten vor der französischen Revolution alle dieser Kirche an, deren Apostel im 18. Jahrundert Martinez Pasqualis, Saint Martin und sogar die Frau von Krüdener waren.

Der hervorstechende Charakterzug dieser Kirche ist es die Oeffentlichkeit zu vermeiden und sich niemals in andersdenkende Sekten zu spalten. Der Graf Joseph de Maistre, dieser so radikale Katholik sympatbiesierte mehr als man glauben sollte mit der Gesellschaft der Martinisten und verkündete eine bevorstehende Regeneration des Dogmas durch die Lichter, welche aus den Heiligtümern des Okkultismus hervorleuchteten. Es existieren noch jetzt begeisterte Priester, die in die antike Lehre eingeweiht sind und unter andern starb vor kurzem ein Bischof, der mich um kabbalistische Mitteilungen bitten liess. Die Schüler Saint-Martins liessen sich „Unbekannte Philosophen“ nennen und die eines modernen Meisters, glücklich noch unbekannter zu sein, brauchen keinen Namen anzunehmen, denn die Welt ahnt nicht einmal ihre Existenz. Jesus hat gesagt, dass der Sauerteig am Boden des Gefässes. welcher den Teig enthält, verborgen sein soll, damit er Tag und Nacht im Verborgenen arbeiten kann bis die Gährung nach und nach die ganze Masse durchdrungen hat, die Brot werden soll.

Ein Initiierter kann daher mit Einfalt und Aufrichtigkeit die Religion ausüben, in der er geboren ist, denn alle Riten stellen in verschiedener Weise ein und dasselbe Dogma dar, aber es ist notwendig, dass er sein Bewusstsein Gott öffnet und niemandem Kunde von seinen intimsten religiösen Erfahrungen gibt. Der Priester sollte nicht über das urteilen, was der Papst selbst nicht versteht. Die äusseren Zeichen des Initiierten sind bescheidene Wissenschaft, Philanthropie ohne Aufsehen, Ausgeglichenheit des Charakters und unveränderlichste Güte.

Der Ihre in der heiligen Wissenschaft! Eliphas Lévi.

RUNDSCHAU



duard von Hartmann †. — Am 5. Juni verschied nach mehrwöchentlichem schweren Darm- und Magenleiden an Entkräftung Eduard von Hartmann in seiner Villa in Gross-Lichterfelde. Mit ihm ist der bedeutendste Philosoph und Metaphysiker der letzten fünfzig Jahre von uns gegangen, indem er uns eine Erbschaft hinterliess, die erst unseren Enkeln die reichen Früchte einer guten Saat tragen wird. — Karl Robert Eduard von Hartmann wurde am 23. Februar 1842 zu Berlin geboren als Sohn des Generals Robert von Hartmann, betrat 1858 die militärische Laufbahn, absolvierte die Artillerie- und Ingenieurschule 1860, schied 1863 aus dem Dienst aus und gab seine Carrière 1865 infolge eines nervösen Knieleidens völlig auf. 1867 erhielt er in Rostock die Doktorwürde und veröffentlichte 1869 sein grosses Werk: „Die Philosophie des Unbewussten", welches seinen Ruf begründen sollte. Diesem Werke, dass in seiner lichtvollen Darstellung zeigt, dass man sehr wohl Schönheit des Ausdrucks mit Tiefe und Klarheit des Gedankens vereinen kann, liess er im Laufe der Jahre eine ausserordentlich grosse Zahl von grösseren und kleineren Schriften und Artikeln folgen, die in konsequenter Weise seine Ideen in allen Gebieten menschlichen Lebens, Denkens und Wissens zur Geltung zu bringen suchen. Es gibt kaum ein Gebiet, dass von Hartmann nicht sorgfältig durchdacht und in seiner klaren Weise von seinem Standpunkt aus beleuchtet hätte. Seine Religionsphilosophie, seine Ästhetik, seine Phänomenologie des Bewusstseins gehören zu dem Besten der Weltliteratur. Da wir auf alle diese Arbeiten in unserer Rundschau demnächst noch oft zurückkommen werden, versagen wir uns hier eine Aufzählung, die ebenso trocken wie flüchtig sein müsste, und verweisen unsere Leser auf die grösseren Arbeiten, deren erste über den Wert des Lebens handeln wird.

Von Hartmann war zweimal verheiratet. Seine erste Gattin Agnes geb. Taubert schrieb eine Arbeit: „Der Pessimismus und seine Gegner," seine zweite Alma, geb. Lorenz: „Zurück zum Idealismus". Durch letztere, eine Freundin der kürzlich verstorbenen Gräfin Sophie von Brokdorff, trat Hartmann wohl auch den theosophischen Kreisen näher. Seine Philosophie, die durch den in manche Leitsätze der Geheimlehre eingeweihten Leibniz angeregt wurde, durch den deutschen Sankaracharya Kant die kritische Schärfe bekam, mit Hegel zu der allmächtigen und allweisen Idee aufstieg und durch Schopenhauer und seine Nachfolger indisches Denken in überreichem Masse in sich aufnahm, steht unseren theosophischen Anschauungen näher, als Hartmann selbst zugeben wollte. Wenn er auch in der Beurteilung spiritistischer Phaenomene eigne Wege ging und gern den „wüsten theosophischen Spekulationen" einen kernigen Hieb versetzte, so sind doch seine Grundideen mit den Unseren wesensgleich, wenn auch die Ausdrucksweise verschieden ist, und es hätte auf seiner Seite wohl nur einer Reihe ernster echter okkulter Erfahrungen bedurft, um auch in diesen Punkten anders zu urteilen. Die freundliche Anerkennung, die er unserer Rundschau

wiederholt zu teil werden liese, zeugt dafür, dass sein Interesse für unsere Ideen nicht erloschen war. Jedenfalls verdanken wir ihm, dass wir unbeschadet der Kant'schen Trennung von reiner und praktischer Vernunft Metaphysik treiben können, sagen wir zunächst ruhig als eine Wahrscheinlichkeitslehre, als eine Lehre vom Denkbaren, indem wir aus unserer induktiven Erkenntnis spekulative Resultate ziehen. Gerade in dieser Methode, die durch Hartmanns letzte Schriften (Die Weltanschauung der Physik und über den Wert des Lebens) vorbildlich geworden ist, sehen wir den glücklichen Übergang zu den metaphysischen Methoden, die die hermetsche und okkulte Philosophie lehrt.

Einige Urteile bedeutender Zeitgenossen über Hartmann seien hier noch angefügt. Prof. O. Külpe stellt ihn in die Reihe der bedeutendsten Philosophen, Prof. Arthur Drews (Karlsruhe) ist sein getreuer Apostel geworden. Koeber sagt über ihn: „Hartmann ist ein durch und durch deutscher Philosoph, und zwar ein Philosoph des neuen deutschen Reiches, der in seiner wissenschaftlichen Mission die treueste Abspiegelung der kulturhistorischen Mission des modernen Deutschtums ist: das Leben und Wirken nicht des Lebens und Wirkens, sondern der Idee halber, die Verwirklichung idealer Zwecke durch die Tat". An seinem Grabe sagte Prof. O. Pfleiderer: „Die tötliche Krankheit hat ihm früher, als wir gedacht, die Feder aus der Hand genommen. Aber die Arbeit seines Lebens ist vollendet. Natur und Geist, Gott und Welt schliesst es zusammen. Sein Werk steht vor uns in der Erinnerung an seine Persönlichkeit, in deren Zügen die heitere Ruhe des Weisen lebt, aus deren strahlenden Augen die Klarheit des Geistes und die Güte des Herzens zu uns sprach." In seiner Gedächtnisrede auf Ed. v. Hartmann im Bürgersaal des Rathauses zu Berlin am 30. Juni teilte Geheimrat Prof. Dr. A. Lasson mit, dass im Nachlass Hartmanns eine abschliessende Darstellung seines Systems enthalten sei, welches im Laufe der nächsten zwei Jahre in Heften zur Ausgabe gelangen soll. = Eine vortreffliche Büste von Hartmann hat der Anfangs dieses Jahres verstorbene junge Bildhauer Arthur Boné geschaffen. Nahezu in Halbfigur stellt der Künstler den Philosophen dar, im Lehnstuhle sitzend, die Augen tief sinnend in ferne Weiten gerichtet. Das Originalwerk ist zurzeit im Schaufenster des Bildhauer-Ateliers der Gebrüder Micheli, Berlin NW., Unter den Linden 71, ausgestellt. Diese Firma hat aus dem Boné'schen Nachlass das Vervielfältigungsrecht erworben und wird Abgüsse dieser Büste dessen Verehrern zugängig machen.



Sinnsprüche im Jagdschloss Rominten. Im „Badmington Magazine" veröffentlicht J. L. Bashford „mit Erlaubnis des Kaisers" eine Schilderung von Rominten. Besonders bemerkenswert darin sind einige Sinnsprüche, die der Kaiser so hat anbringen lassen, dass er sie von seinem Schreibtisch aus stets vor Augen hat. Nach der „Danz. Ztg." lauten sie:

Stark sein im Schmerz; nicht wünschen, was unerreichbar oder wertlos; zufrieden mit dem Tag, wie er kommt, in allem das Gute suchen und Freude an der Natur und an den Menschen haben, wie sie nun einmal sind.

Für tausend bittere Stunden sich mit einer einzigen trösten, welche schön ist, und aus Herz und Können immer sein Bestes geben, auch wenn es keinen Dank erfährt, wer das lernt und kann, der ist ein Glücklicher, Freier und Stolzer und immer schön wird sein Leben sein.

Wer misstrauisch ist, begeht ein Unrecht gegen andere und schädigt sich selbst. Wir haben die Pflicht, jeden Menschen für gut zu halten, so lange er uns nicht das Gegenteil beweist.

Die Welt ist so gross, und wir Menschen sind so klein, da kann sich doch nicht alles um uns allein drehen. Wenn uns was schadet, was wehe tut, wer kann wissen, ob das nicht notwendig ist zum Nutzen der ganzen Schöpfung?

In jedem Ding der Welt, ob es tot ist oder atmet, lebt der grosse weise Wille des allmächtigen und allwissenden Schöpfers, uns kleinen Menschen fehlt nur der Verstand, um ihn zu begreifen.

Wie alles ist, so muss es sein in der Welt, und wie es auch sein mag, immer ist es gut im Sinne des Schöpfers.



eige und menschlicher Magnetismus — Heinrich Pudor sagt in einer Arbeit „die Kunst des Instrumentenbaues“ (Neue musikalische Presse VIII, 20), nachdem er erst die physikalische Wirkung des Violinspiels aufs Gehör mittels der Schwingungen, welche das Holz der Geige und die Saiten der Luft übertragen, beschrieben hat:

„Nicht nur auf dem Wege der Phrasierungskunst kommt die Seele des Spielenden in der Musik zum Ausdruck. Dies betrifft eine Sache, welche oft behandelt und hier nicht wiederholt zu werden braucht. Ich möchte auf etwas anderes aufmerksam machen, was man häufig übersehen hat. Das Holz pflanzt nicht nur den Ton fort, sondern auch den menschlichen Magnetismus. Es wird affiziert nicht nur vom Klang und von der Wellenbewegung der Luft, sondern von dem Gefühl selbst, vom Herzschlag, von der Vitalkraft, von der Seele des Spielenden. Und diese Teilnahme des Holzinstrumentes an dem menschlichen Fühlen ist um so leichter verständlich, als das Holz ja an verschiedenen Stellen von verschiedenen Teilen des menschlichen Körpers berührt wird. So kommt es, dass das Instrument ein Teil des Spielenden wird. Sein Herz schlägt gewissermassen durch sein Instrument. Das Zittern seiner Seele lässt sein Instrument in gleicher Weise erzittern. Die Elektrizität seines Körpers pflanzt sich fort durch das Instrument. Nicht mehr ein einfaches Stück Holz ist dieses, sondern etwas Lebendiges ist es, ein Stück seines eigenen Lebens. Es ist, als ob sein Blut durch die Adern des Holzes fliesse, als ob seine Seele ihren Sitz in dem Instrument genommen habe und nun von dort aus zu uns spreche.

So allein wird es verständlich, wie einige Virtuosen eine ganze Zuhörerschaft faszinieren konnten. Das beste Beispiel ist Paganini. Er scheint in der Tat einen ganz ausserordentlichen Magnetismus besessen zu haben, und seine Violine nahm teil daran und pflanzte ihn auf dem Wege des musikalischen Klanges fort, vermittelte ihn der Zuhörerschaft und wirkte wie Elektrizität. Je

mehr ein Künstler von diesem menschlichen Magnetismus besitzt, desto grösser wird die Wirkung sein, die er ausübt. Und jeder Künstler muss etwas davon haben. Sonst ist er nur eine Maschine. Er kann dann im besten Falle seine Zuhörerschaft staunen machen über seine Geschicklichkeit, aber er wird sie niemals rühren. Und doch gibt es viele berühmte Künstler, denen dieser Magnetismus abgeht. Ihr Instrument klingt, aber es lebt nicht, es ist kein Blut, kein Leben, kein Herz, keine Seele darin.

Und es ist um so leichter, unser Instrument teilnehmen zu lassen an diesem Magnetismus, als die Saiten, welche darauf gespannt sind, Därme sind; und wenn ein Künstler wie Paganini Violine spielt, schien es, als ob die Darmsaiten seines Instrumentes zitterten und vibrierten zusammen mit den Nerven und Venen seines Körpers.

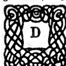
Wir können auch die Erfahrung machen, dass unser Instrument, wenn wir nicht gut disponiert sind, nicht so gut klingt. Denn wir haben alsdann weniger Magnetismus zur Verfügung und können folglich auch weniger davon übertragen. Viele Künstler sind besser bei zunehmendem Mond disponiert, als bei abnehmendem. Das ist nur natürlich, denn der Mond ist selbst eine Quelle der magnetischen Kraft und jeder kann beobachten, dass sein Haar am meisten Elektrizität hat, wenn Vollmond ist, wie ja auch die Springflut, die bei Vollmond eintritt, hierauf beruht."

Es wäre zu wünschen, stimmen wir diesen Ausführungen bei, dass die Musikkritik ihre Tätigkeit einmal von dieser Seite ansieht. Man lasse nur jene als Künstler gelten, die jene feine seelische Schwingung ihren Zuhörern übertragen können. Wie mit der Geige, so ist es aber mit allen anderen Instrumenten auch. Die Kunst der Wirkung auf die Zuhörer, der Interpretierung eines Tonstückes überhaupt liegt nur in der Imprägnierung der Tonwellen mit der seelischen Kraft des Künstlers. Wer dies nicht kann, ist nur ein Techniker, verdient aber nicht den Namen des Künstlers. Erst wenn Seele zu Seele spricht, wenn Seele zu Seele transzendentale Werte, möchte ich sagen, überträgt, beginnt die höhere Kunst. Die Musik ist mehr als jede andere Kunst die Sprache des Sonnengeflechtes, des sympatischen Nervengeflechtes, und trifft auch deshalb richtig betrieben am leichtesten von allen Künsten unser innerstes Wesen.



Giuseppe Lapponi, der päpstliche Leibarzt hat kürzlich ein Buch über Hypnotismus und Spiritismus, eine medizinisch-kritische Studie, veröffentlicht. E. Gagliardi bemerkt im „Tag" dazu: „Der streng katholische, jedem Dogma der Kirche unterworfene Gelehrte tritt mit Wärme für die Möglichkeit einer Beeinflussung durch ein Vorkommnis in der Ferne, auch in überirdischen Sphären, ein, er beleuchtet Ähnlichkeit und Unterschiede der Telepathie, des Hypnotismus und des Spiritismus. Seine Demonstrationen sind nur an jene gerichtet, die von dem Fortwirken der Seele in höheren Regionen nach dem Zerfallen des Körpers überzeugt sind; jenen Gläubigen legt er die Frage vor: „Warum sollten nun diese Geister in der neuen Form ihrer Existenz nicht tatsächlich Gefühle und Wünsche für jene

niedere Welt, die sie einst durchpilgerten, in welcher sie teure Personen zurückgelassen, hegen und bekunden?"



as entlarvte Medium. Ein neuer Spiritistenskandal erregt augenblicklich in London, wie man uns von dort schreibt, grosses Aufsehen. Dem Oberstleutnant Mark Mayhew, dem bekannten Organisator des freiwilligen Automobilkorps, gebürt das Verdienst, ein vielgefeiertes Medium in flagranti ertappt und entlarvt zu haben. Mr. Craddock ist der Name des ehrenwerten Mannes, der behauptete, mit der Welt der Geister ganz besonders intime Verbindungen zu haben, und jedermann erlaubte, sich gegen ein Eintrittsgeld von 30 Schilling davon persönlich in seiner Wohnung zu überzeugen. Der Oberstleutnant und seine Frau waren bei mehreren Sitzungen anwesend und gewannen die Überzeugung, dass es sich bei den angeblichen Geistererscheinungen um einen plumpen, mit Hilfe von Bauchrednerkünsten, falschen Bärten und dergleichen veranstalteten Schwindel handele. Und so beschlossen sie, dem Betruge ein schnelles Ende zu bereiten. Es war ein nur kleines, aber gewähltes Publikum, das sich zu der „Seance" eingefunden hatte, in der dieser Entschluss denn auch ausgeführt wurde. Zuerst beschwor Mr. Craddock den Schatten der Mutter eines der Anwesenden, Lady Dorchester mit Namen, und das rief in der Versammlung schon einiges Missbehagen hervor, sintemalen besagte Lady keineswegs im Reiche der Toten, sondern noch vergnügt unter den Lebenden wandelt. Und dann kam der grosse Moment. Eine Geistererscheinung mit weissem Schnurrbart wagte sich zu weit in die Nähe des Oberstleutnants Mayhew, dieser griff plötzlich beherzt zu und leuchtete mit einer kleinen, in der Hand verborgenen elektrischen Lampe — Mr. Craddock in das wohlbekannte Antlitz. Die Szene, die jetzt folgte, muss köstlich gewesen sein. Zunächst stürzte der in der Gesellschaft befindliche Admiral Moore an die Tür und verriegelte sie. Dann wurde verlangt, dass das Medium und seine Frau — denn Mrs. Craddock assistierte ihrem gespenstischen Gatten — sich visitieren liessen. Das verweigerten nun beide ganz energisch, ja Mrs. Craddock griff sogar zur Feuerzange, um sich mit Hilfe dieser wirksamen Waffe zu verteidigen. Schliesslich erklärte sich ihr Gatte aber bereit, das Entree zurückzuzahlen. Darauf trennte man sich vorläufig. Tags darauf erstattete jedoch der Oberstleutnant gegen das Medium bei Gericht Anzeige, und so wird sich der bald völlig entgeisterte Mr. Craddock vor den Richtern wegen Betruges zu verantworten haben. Berl. Tgbl. 16. 3. 06.



uffindung des päpstlichen Schatzes. — Im April 1903 gelang es dem Jesuiten Professor P. Jubaru in der päpstlichen Pfalzkapelle gegenüber dem Lateran, wo die scala santa, die heilige Treppe, den Ablassbedürftigen durch frommes Hinaufrutschen Gelegenheit gibt ihrer Sünden ledig zu werden, den sogenannten päpstlichen Schatz aufzufinden. Der bekannte Archäolog A. V. Müller, Rom, berichtet über den Fund in einem Briefe an die Tägl. Rundschau und wundert sich, dass nähere Mitteilungen über den Fund erst jetzt von Pater Grisar veröffentlicht werden. Es scheint als befürchte man in archäologischen und kunstgeschichtlichen Kreisen,

dass die katholische Kirche aus diesem Schatze das unterschlägt, was heute ihr den Ruf der Lächerlichkeit oder unter Umständen sogar der Gotteslästerung und der Götzendienerei schlimmster Art einbringen könnte. Müller berichtet darüber:

„Zu den Hauptreliquien des päpstiichen Schatzes gehörten gewisse Körperteile Christi, die in einem goldenen, mit Edelsteinen besetzten Kreuz aufbewahrt wurden. Alljährlich am 14. September wurden diese Reliquien von Papst und Kardinälen in Prozession nach dem „Lateran" gebracht, wo mit Öl darüber gesalbt wurde. Mit wenigen Worten möchte P. Grisar die Bedeutung, die Rom gerade dieser Reliquie gegeben hat, — die er selbst nicht vorgefunden haben will, trotzdem das Reliquiar vorhanden ist — abschwächen . . . .

„In diesem wunderbaren Gnadenschatze befanden sich aber noch andere schöne Dinge. So wurden darin aufbewahrt die Sandalen Christi, ein Brot vom letzten Abendmahl und dreizehn Linsen von ebendemselben; ferner ein Stück Holz vom Feigenbaum, auf dem Zachaeus gesessen. Sogar ein heiliges, mineralogisches Kabinett konnte man dort erblicken, nämlich einen Stein, auf dem Maria gesessen, einen Stein aus dem Jordan, auf dem Christus gesessen, als er getauft wurde, einen Stein vom Ölberg, auf dem Christus zum Vater gebetet hat, den Stein, auf dem der Engel am Grab gesessen hat, ein Stück von der Geisselungssäule, ein Stück vom Herrengrabe, ein Stück von Calvaria, einen Stein vom Berge Sion, den Stein, auf dem Christus verklärt ward, einen Stein vom Sinai usw.

„Dem P. Grisar könnte man nur dankbar sein, wenn er uns über das Los dieses mineralogischen Museums aufklären wollte. Ferner, was ist aus der jüdischen Bundeslade, den Gesetzestafeln, dem Stab, mit dem Moses Wasser aus dem Felsen schlug, dem ungenähten Rock Christi usw. geworden? Sie figurieren als Hauptschätze des Laterans ebenso wie die Reste von den fünf Broten und zwei Fischen, womit Christus 5000 Menschen gesättigt hat. Sind auch sie im päpstlichen Schatz wiedergefunden worden?" —

Man befindet sich in einer Täuschung, wenn man glauben sollte, obiger Schatz sei mit seinen Reliquien nur im Mittelalter möglich gewesen. Der Reliquiendienst hat heute auch im Protestantismus nur etwas andere Formen angenommen. So erhalten wir einen Prospekt, in dem Jordanwasser zur Taufe der kleinen Christenmenschen angeboten wird. „Um die in Fürstenhäusern übliche fromme Sitte, die Kinder mit Jordanwasser zu taufen, auch weniger hochgestellten Personen zugänglich zu machen, haben wir es übernommen, Wasser aus diesem heiligen Flusse, von der Stelle, wo Christi (so!) getauft wurde, unter Beglaubigung des Kaiserlich Deutschen Konsulats und anderer amtlicher Stellen, nach Deutschland zu überführen." So berichtet uns der Prospekt, der auch die Zusendung einer Broschüre verspricht mit Ausführungen über den „Wert des Jordan-Wassers"! Eine Flasche Jordanwasser kostet 15.— Mk. in schöner Flasche, welche „dem Täufling und den Eltern ein dauernd heiliges Andenken" sein wird. Um Käufer anzulocken, versteigt sich dann der Prospekt zu der schönen Logik: „Wie häufig werden viel höhere Beträge zwecklos ausgegeben, weshalb sollte man nicht für eine Flasche „Taufwasser aus dem Jordan" diesen verhältnismässig

geringen Betrag anwenden, geschieht es doch für sein Liebstes auf Erden — sein Kind!"


Aberglauben. — Die in moorigen Gegenden häufig vorkommenden Irrlichter, kleine phosphoreszierende hüpfende Flämmchen, welche ihr Dasein den aus den Sümpfen aufsteigenden Sumpfgasen verdanken, haben einen grossen Sagenkreis um sich gewoben. In Ostpreussen glaubt man sie seien Flammen aus den Fabrikschloten des Teufels, der in den Tiefen Gold münze. Überrasche man ihn dabei, so könne man unermessliche Schätze erwerben. Diesem Aberglauben ist der Gemeindevorsteher und Gutsbesitzer Arndt aus Warschlanken bei Heinrichswalde (Ostpreussen) ein Mann mit angeblich „guter" Schulbildung zum Opfer gefallen. Die Gier nach Geld trieb ihn eines Nachts mit Axt, Spaten und Laterne in das Moor um den Teufel zu überlisten. Am andern Morgen fand man seine Mütze auf dem Wasser schwimmen und nicht weit davon ragten die beiden Arme des unglückseligen Mannes aus dem Moor heraus. Der Körper war tief in den Morast versunken und trug grauenhafte Spuren der Todesangst. Die nachdrängenden Erdmassen hatten ihm sämtliche Rippen gebrochen. —

Die Strafkammer des Landgerichtes Schrimm verurteilte kürzlich den Landwirt Franz Ogrodowski aus Roheim in Posen zu 7 Jahren Gefängnis etc. weil er zahllose Leichenschändungen begangen hatte neben Zerstörungen von Gegenständen, die zur religiösen Verehrung bestimmt waren. Die Leichenschändungen bestanden darin, dass er mehrere Gräber öffnete, den Leichen die Köpfe abschnitt und sie in seinem Viehstall vergrub. Seine von ihm misshandelte Ehefrau gab an, (nach dem Bericht des Voigtl. Anzeigers vom 18. 7. 06) er habe aus Aberglauben eine Anzahl von Köpfen und verschiedene andere Leichenteile aus den um mitternächtliche Zeit gewaltsam geöffneten Gräbern geraubt und in seinem Pferdestalle verscharrt, um Glück in der Viehhaltung zu haben. Auch sollte er um mitternächtliche Zeit das am Eingange des Dorfes Roheim stehende Kreuz dadurch beschädigt haben, dass er den Christuskörper mit einer Anzahl von Rehposten durchschoss. Dies soll der Mann auf den Rat eines alten Zigeunerweibes hin getan haben, weil den auf solche Art zugefügten Wunden des Christuskörpers das echte wahre Blut Christi entströme, dem alle nur erdenklichen Wunder innewohnen. Auf die später von Baczkowski erstattete Anzeige ordnete die Posener Staatsanwaltschaft die Vornahme einer Haussuchung an. Bei dieser wurde nach langen Bemühungen in unmittelbarer Nähe des Einganges zum Stalle etwa 1 Meter tief vergraben der Kopf einer Leiche gefunden, dem beide Backen abgetrennt waren, die dann mit anderen Leichenteilen im geräucherten Zustande im Futterkasten versteckt vorgefunden wurden. Auf Grund dieser grausigen Funde wurde Ogrodowski in Haft genommen. Die Beobachtung des Angeklagten auf seinen geistigen Zustand hat keine Anhaltspunkte ergeben, die darauf schliessen lassen könnten, dass er seine Taten in einem, den freien Willen ausschliessenden Zustand begangen hat. —

Die Buchhändler-Warte berichtet folgende bezeichnende Geschichte, die

vielleicht doch nicht ganz so dumm ist, wie sie dem biederen Buchhändler, der von schwarzer Magie nichts Rechtes gehört hat, erscheint: „Eines schönen Sonntags tritt ein biederes Bauernehepaar in den Laden und verlangt „a Buch fürsch Vieh, wenn's krank is". Ich krame nun flink die einschlägige Literatur herunter und versuche unter Aufwand aller Beredsamkeit ein Buch an den Mann zu bringen. Aber mag ich das eine Werk auch als noch so gut anpreisen, oder ein anderes für das Beste auf diesem Gebiete erklären, immer begegne ich einem verständnislosen Kopfschütteln oder höchstens einem „Nee, su woas meenen mer nich!" Nun war guter Rat teuer. Endlich erfahre ich durch vieles Kreuz- und Querfragen, was dem Vieh eigentlich fehlt: Die einzige Kuh gibt seit einigen Tagen keine Milch mehr. Das Vieh sei — verhext! Im Dorfe wäre eine alte Frau, mit der sie sich verfeindet hätten; das Weib besässe den „bösen Blick". Ich beschloss nun diese Dummheit zu belohnen und legte den Leuten — das „Sechste und Siebente Buch Moses" vor. Und damit hatte ich das richtige getroffen: Schon der Umstand, dass das Buch mit sieben schwarzen Siegeln verschlossen war, brachte dem guten Ackermann die Ueberzeugung bei, dass dies das richtige Mittel zum „Hexen" sei."

Welche Rolle der Freitag als Unglückstag noch spielt geht daraus hervor, dass der Oberbürgermeister Leinweber von Bernburg in einer Gemeinderatssitzung die Erklärung abgab, dass ihm persönlich zwar jeder Aberglaube fernliege, dass er aber dem Volksempfinden Rechnung trage, wenn er empfehle, die Einführung des neuen Stadtrats nicht an einem Freitag vorzunehmen! —



Ausgrabungen. — Der Franzose de Morgan hat mit grossem Erfolg seine Ausgrabungen in Susa fortgesetzt. Besonderes Interesse erweckt die Auffindung der umfänglichen Reste einer altpersischen Begräbnisstätte, wobei viele Scherbenfunde gemacht wurden. Die Beobachtung, dass die Perser ihre Gräber auf Hügeln anlegten, wird zu weiteren Nachforschungen und Ausgrabungen auf den umliegenden „Tell's" (Hügeln) führen. —

In der alten Zaren- und Krönungsstadt Tirnova in Bulgarien sind bei Erdarbeiten für den Bau eines neuen Bahnhofes die Überreste eines uralten jüdischen Friedhofes blossgelegt worden, wobei man nicht nur auf menschliche Skelette gestossen ist, sondern auch goldene und silberne Schmucksachen in bedeutender Anzahl zutage gefördert hat; die Auffindung von Grabsteinen mit hebräischen Schriftzügen lässt keinen Zweifel darüber zu, dass man es hier tatsächlich mit den Überresten jener bedeutendsten der jüdischen Kolonien aus der Zeit der selbständigen Zaren zu tun hat, deren Bestehen bulgarische Chroniken erwähnen, über deren genauere Lage man aber bisher keinen Nachweis besass. —

Eine kostbare Sammlung hat der vor einigen Jahren verstorbene Amerikaner Heber Bishop hinterlassen. Sie umfasst lauter Gegenstände aus dem Gestein, das unter dem Namen Jadeit in Asien vorkommt und gleich dem nicht weniger berühmten Nephrit eine ausserordentliche Schätzung bei den asiatischen Völkern und danach auch bei Europäern erlangt hat. Beide Steine zeichnen

sich durch eine ausserordentliche Härte aus, die aber die asiatischen Völker nicht verhindert hat, die verschiedensten Geräte und Schmuckgegenstände daraus herzustellen. Die Sammlung ist in das hauptstädtische Kunstmuseum der Stadt New York übergegangen und mit Hilfe einer von Bishop zu diesem Zwecke gleichfalls hinterlassenen Summe in schönster Weise aufgestellt worden. In dem neuen Flügel des Museums der Bishop-Halle steht diese einzigartige Sammlung in 15 grossen Schränken, alles im Stil von Louis XV. gehalten. Der Inhalt der Sammlung ist in zwei mächtigen Foliobänden nunmehr beschrieben worden, und die einzelnen Stücke haben darin eine musterhafte Abbildung erfahren. Da Jadeit und Nephrit mit besonderer Vorliebe zur Anfertigung von Talismanen und Amuletten, Götterfiguren usw. verwandt wurde, so steht zu erwarten, dass auch die Kenntnis des Okkultismus der Alten durch diese Sammlung eine reiche Materialienzufuhr erhält. —

Über einen neuen Evangelienfund lässt sich die „Allgem. Ztg.“ aus London berichten: Die Kunde, dass das Fragment eines verlorenen Evangeliums von Dr. E. P. Grenfell und Dr. A. S. Hunt bei ihren Ausgrabungen in Oxyrhynchos in Südägypten gefunden worden sei, hat in theologischen Kreisen grosse Erregung hervorgerufen, da man an einen ähnlichen Fund wie die berühmten „Worte Christi“, die auf derselben Stelle entdeckt worden sind, glaubte. Der Vertreter eines grossen englischen Blattes hat nun das gefundene Dokument in Queens College in Oxford gesehen und von Grenfell selbst Auskunft über die Bedeutung des Fundes erhalten. Das Dokument ist ein kleines Fragment von Schreibpergament, das von Würmern durchlöchert und durch die sechzehn Jahrhunderte seines Daseins vergilbt, aber noch vorzüglich lesbar ist. Die Schrift ist fast mikroskopisch klein, aber die griechischen Buchstaben und sogar die roten Initialen lassen sich noch deutlich erkennen. Es ist nach Grenfell kein Teil eines noch nicht vorhandenen Evangeliums, die theologische Bedeutung des Fundes muss übrigens den Theologen überlassen bleiben. Vom rein literarischen Standpunkte aus ist es ungewöhnlich gut geschrieben und höchst interessant. Die Handschrift beginnt in der Mitte eines Gesprächs. Jesus und seine Schüler sind in den Tempel eingetreten und dort einem Pharisäer begegnet, der sie schilt, weil sie es unterlassen haben, einige vorgeschriebene Zeremonien der Waschung vorzunehmen. Jesus fragt den Pharisäer, was für Waschungen er vollzogen hat, und die Antwort beschreibt auf das Genaueste die Zeremonien. Diese Beschreibung ist deshalb von hoher Wichtigkeit, weil keine andere bekannte Quelle Einzelheiten wie hier der Pharisäer überliefert. Dann folgt eine wortgewaltige, hinreissende Rede Jesu, in der er die rein äusserliche Reinigung verdammt. Er sagt, dass er und seine Schüler mit „lebendigem Wasser“ oder „Wasser des Lebens“ gereinigt seien. Eine andere Tatsache, die sich in dem Fragment findet, ist die erste Erwähnung eines Tempels, der Hagneuterion genannt wird oder Ort der Reinigung. Oxyrhynchos, die Fundstätte, hatte einst Klöster, die von 4000 Mönchen bewohnt wurden, und Grenfell und Hunt haben in Erdhügeln gegraben, in denen sich die Trümmerhaufen der Klosterstadt fanden. —

In der Julisitzung der philolog.-histor. Klasse der kgl. Akademie der Wissenschaften in München berichtete Herr Krumbacher über die ungewöhnlich reichen und wertvollen Ergebnisse, die Dr. Paul Marc auf einer von der Akademie (Therianosfonds) unterstützten Forschungsreise auf dem Athos, namentlich durch energische und sachkundige Anwendung des von der Akademie für solche Zwecke erworbenen photographischen Apparates mit Umkehrprisma gewonnen hat. Während eines Aufenthaltes von 22 Tagen hat Dr. Marc nicht weniger als 1307 Aufnahmen auf Bromsilberpapier und 102 Aufnahmen auf Planfilms ausgeführt, die alle so gelungen sind, dass sie für die Forschung die Originale völlig ersetzen. Das aufgenommene Material gehört zum grössten Teile der griechischen Kirchenpoesie an (drei vollständige Handschriften des Romanos, ein altes, datiertes Menaeon, eine liturgische Rolle), ausserdem der volkstümlichen Literatur (Fabeln, Sentenzen, Rätsel, der byzantinische Fürstenspiegel „Stephanites und Ichnelates", Alexanderroman, Beiträge zur Überlieferung des geistlichen Romanes „Barlaam und Joasaph"), der Paläographie (zahlreiche Schriftproben datierter Handschriften, Sammlung alter Subskriptionen, aus dem Lauraklostor), dem Urkundenwesen (Kaiserurkunden mit Goldbulleu, Briefe usw.), endlich der Kunstgeschichte (Miniaturen, z. B. Monatsbilder, Illustrationen zum Buche Job, alte Stoffe, Schnitzereien, Fresken usw.). Die kleine Expedition hat die in der Praxis immer noch nicht genug anerkannte Wichtigkeit der photographischen Hilfsmittel für philosophisch-historische Forschungen aufs neue glänzend bestätigt. —

Die Mönche vom Berge Ataos waren von jeher berühmt durch ihre Yoga-praktiken und es steht zu hoffen, dass die Funde auch dazu neues Material beibringen. —

Eine interessante Streitfrage archäologischer Art steht gegenwärtig auf der Tagesordnung der römischen Gelehrtenwelt. Es handelt sich um die Gebeine des heiligen Petrus bezüglich der Frage, ob das Apostelgrab im Laufe der Jahrhunderte einmal geplündert worden sei oder nicht. Die Hauptbeteiligten an dieser wichtigen archäologischeu Frage sind der berühmte römische Katakombenforscher Marucchi, der deutsche P. Grisar sowie ein Anonymus, welcher sich Marcello delle Pietrevecchie nennt. Letzterer veröffentlichte kürzlich eine Schrift, in welcher er den Papst aufforderte, das Apostelgrab öffnen und seinen Inhalt untersuchen zu lassen. Die römischen Gelehrten nehmen an, dass Petrus neben der Stätte seiner Kreuzigung, auf einem Friedhofe beim Zirkus des Nero beigesetzt worden sei. Im Jahre 258 wurde sein Leichnam aus Furcht vor den Verfolgungen des Valerianus heimlich in einem unterirdischen Gemach bei der Via Appia versteckt, bald darauf jedoch wieder an die alte Stelle zurückgebracht, wo Konstantin seine Kirche über denselben erbaute. Zweimal nun wurde die Peterskirche von Grund aus geplündert und verwüstet: Im Jahre 846 beim Einfall der Sarazenen und 1527 beim fürchterlichen „Sacco di Roma". Indessen fehlen die Beweise, dass auch das Apostelgrab geöffnet und geplündert worden sei. (Grazer Volksblatt.)

Dank der Unterstützung des deutschen Kaisers und der Einsicht des Kaisers

Menelik von Abessinien ist es einer deutschen Expedition unter Prof. C. Littmann in Aksum, der heiligen Stadt der koptischen, monophysitischen Kirche, gelungen, eine grössere Zahl von Inschriften zu kopieren, sprachliche Studien zu treiben und alte Manuskripte zu sammeln. Unter ihnen sind von besonderem Interesse viele zum Teil recht alte, bis ins 14. Jahrhundert n. Chr. zurückgehende Zauberrollen von Pergament, die, als Amulette getragen, gegen böse Geister, wilde Tiere, Schlangenbisse, Krankheiten Schutz gewähren; meist sind sie mit Malereien geschmückt, in denen der Teufel, das Auge, die Schlange die gewöhnlichsten Motive sind. Leider blieb die Kirchenbibliothek der Expedition verschlossen infolge des „Fanatismus“ der Priester, die den weissen Fremdlingen feindlich gesinnt waren. Wir kommen, sobald die Funde der Öffentlichkeit zugänglich gemacht sind, nochmals darauf zurück, da die Beziehungen der koptischen Religion zur Geheimlehre von grosser Bedeutung sind.

Von grossem Interesse sind die Funde von Überresten eines Nashorns nd eines Flusspferdes, die vor einiger Zeit in Burbach im Elsass (Kreis Zabern) gemacht wurden. In einer dem dortigen Bürgermeister gehörigen Steingrube fanden sich 6 bis 8 Meter unter der Erdoberfläche Tierknochen und Reste, die durch Feststellung der geologischen Landesanstalt in Strassburg als zweifellose Überreste von Nashorn- und Flusspferdelebewesen erkannt wurden, wie diese zur Eiszeit in Europa lebten. Die jetzt gefundenen Reste lagen in einem Spalt im Gestein, der vom Wasser mit Schutt zugedeckt war und sind auf diese Weise in der Erde erhalten geblieben. Natürlich handelt es sich nicht um ein Nilpferd, das sich auf einem Spaziergang aus dem Nil in das Elsass verirrt hatte, sondern um ein altdiluviales „Saarpferd“, das sich in den lauen Gewässern der Saar und ihrer Zuflüsse badete und zwischendurch Ausflüge auf die benachbarten Kalkhügel machte. Vermutlich ist es dieselbe Art Flusspferd, deren Reste man aus den ältesten diluvialen Rheinsanden von Mosbach kennt. Im Süden Europas und in Frankreich sind Flusspferdereste in den altdiluvialen und jungtertiären Ablagerungen häufiger. In Deutschland waren solche bis jetzt nur von Mosbach bekannt. —

Neue Saurierfunde sind jetzt auch bei Kulmbach im Buntsandstein gemacht worden. Der Konservator auf der Veste Koburg, Dr. Fischer hat bereits an Ort und Stelle Untersuchungen vorgenommen und einige ineressante Fährtenplatten für das Naturalienkabinet auf der Veste Koburg erworben. —

Verantwortlicher Redakteur: Paul Zillmann.

Redaktion und Verlag: Gross-Lichterfelde, Ringstrasse 47a.

Druck von Robert Schumann, Cöthen (Anhalt).



O, Welt, wie Gott ein geschaffen hat! Alles ist Schönheit: und wenn wir wissen, dass diese Liebe ist, und Liebe Pflicht; was suchen wir denn noch? Robert Browning.

Johann Pordaedsche.

„Ich will aussprechen Dinge. die verborgen gewesen von Grundlegung der Welt her". — Math. XIII, 35.

Wenn wir den Wust von philosophischen Schriften betrachten, mit denen heutzutage die Welt überschwemmt ist, und deren Inhalt nicht auf wahre geistige Erkenntnis so wie sie der Liebe zur Wahrheit (Philo-Sophia) entspringt, sondern auf blinde Spekulation und Argumente gegründet ist, und folglich von Irrtümern strotzt, so ist es eine Erholung die Werke eines wirklich erleuchteten Menschen in die Hand zu bekommen. Ein solches Werk sind die bereits sehr selten gewordenen Bücher von Pordaedsche (Pordage) einem englischen Arzte und Zeitgenossen Jacob Böhmes. Seine Lehren stimmen mit den Anschauungen Böhmes überein; aber die Form, in der sie geschrieben sind, wird für die meisten Leser verständlicher sein. Der Titel des uns vorliegenden Werkes ist:

Göttliche und wahre
METAPHYSICA
oder
wunderbare, durch eigene Erfahrung erlangte
Wissenschaft
der unsichtbaren und ewigen Dinge,
nemlich von denen
Unsichtbaren Welten
als
Der Göttlichen, der Ewigen Natur, der
Englischen, der Hölle und Paradiesischen, ihren Einwohnern,
Deren Regierung, Gestalt, Sprache, Verrichtung
und andern Wundern, etc.
durch
Johann Pordaedschen
der Arznei-Doctor.
Frankfurt und Leipzig. MDCCXV.

Wenn wir den Schriften von Pordaedsche volle Gerechtigkeit widerfahren lassen wollten, so könnten wir nichts besseres tun, als dieselben vom Anfange bis zum Ende abschreiben oder neu drucken zu lassen; denn da dieselben ein höchst umfangreiches Gebiet mit gedrängter Kürze und dennoch verständlich behandeln, so ist es nicht möglich, auf wenigen Blättern eine noch kürzer gefasste Dar-

stellung des ganzen Inhalts zu geben, und wir müssen uns deshalb darauf beschränken nur einzelne Stellen dieses höchst interessanten Werkes zu berühren.

Dass die Schriften von Pordaedsche nicht auf blinder Spekulation, sondern auf eigener Anschauung und Einsicht beruhen, geht nicht nur aus deren Inhalt, sondern auch aus dem, was er selbst über die Art sagt, wie er zu seiner innerlichen Erleuchtung kam, hervor; nämlich:

„Der heilige Geist führte meinen ewigen Geist, als welcher beides von meinem irdischen Leibe und von meiner sündhaften Seele wirklich abgeschieden war, hierauf in die Stille Ewigkeit. Daselbst stund ich mit meinem ewigen Geiste, als ein blosser einfacher Geist mitten unter den unzähligen einfachen Geistern, die in dem Allerheiligsten sind. Und all da sah, hörte, schmeckte und fühlte ich, was ich von der ersten ursprünglichen Welt oder von dem Prinzip der stillen Ewigkeit geschrieben habe."

„In dieser Hinüberführung erkannte ich zwei Menschen in mir selbst, einen in dem andern; nämlich einen auswendigen und einen inwendigen Menschen. Der inwendige Mensch lebt auf eine unsichtbare Weise in dem auswendigen. Mein äusserlicher Mensch war sterblich; mein inwendiger Mensch aber war ein ewiger Mensch. Und ich vernahm ferner, dass der auswendige*) den äusserlichen sichtbaren Leib des Fleisches zu seinem Leibe hatte, wie auch seine sterbliche Seele, welche den Tod schmecken konnte.**) Der innere ewige Mensch aber hatte eine ewige Seele,***) die von der sterblichen Seele unterschieden war und nicht sterben konnte. Diese zwei Seelen leben eine in der andern als eine Seele und sind doch in ihnen selbst zwei unterschiedene Seelen, davon die auswendige die inwendige nicht kennt. Dann erkannte ich noch weiter, dass der äusserliche Mensch auch einen äusserlichen sterblichen Geist†) hatte, der ihm eigentümlich zugehört, welcher seine Geburt von dem Geiste dieser Welt hat und für diese Welt allein geboren worden, auch in seiner ihm bestimmten Zeit sterblich ist und nach dem Laufe des Sternhimmels dahin stirbt. Ferner sah ich klar, dass die ewige Seele meines inwendigen Menschen einen ewigen unsterblichen Geist††) hat, welcher in der Ewigkeit†††) geboren und aus ihr herabgekommen ist, und daher auch ewig leben muss. Da begriff ich klar, dass dieser ewige Geist in dem sterblichen Geiste der Zeit verborgen ist und darin wohnt, nicht anders als ob beide ein Geist wären, wiewohl sie von einander unterschieden

*) Der Astralmensch. — **) Kama Manas. — ***) Buddhi Manas. — †) Intellekt. — ††) Buddhi. — †††) Atma.

sind. Und der Sterbliche kommt und begreifet den Unsterblichen nicht, obschon dieser in dem Sterblichen lebet und wirket.

Der äussere Geist, der zum auswendigen Menschen gehört, ist nichts anderes als der Vernunftgeist selbst, und der ewige Geist, der zum inwendigen Menschen gehört, ist nichts anderes als der verständliche Geist, der im Vernunftgeist lebt.

Gleich wie nun der Leib seine Kleider alle Abend, wenn er zu Bette geht, von sich abwerfen, und wie der Vernunftgeist zur Stunde des Todes die sichtbare Form des Leibes oder Fleisches ablegen kann; also legt der ewige verständige Geist allzeit in seiner Ueberführung oder Hinauffahrt von dieser Welt in die Ewigkeit den Vernunftgeist von sich ab und lässt diesen in der Zeitlichkeit zurück.

„In der Ewigkeit werden alle Dinge verständlich oder mit dem Verstand in ihrem eigenen Wesen gesehen, erkannt und begriffen. Der ewige Geist hat in sich selbst seinen eigenen Verstand in seinem eigenen Gemüt und in diesem sein eigenes Auge, von diesem sein eigenes Sehen, und von diesem seine Erkenntnis. Dieses geistliche Sehen geschieht mittelst des Geistes des Glaubens, der sich mit dem Verstand des ewigen Geistes vereinigt, ihn mit untrüglichem Lichte erleuchtet, darinnen wohnet, lebet und sich bewegt und dem ewigen Gemüt alles entdeckt". (Band I, Seite 545 u. ff.)

Dies ist somit die wahre Theosophie oder Gotteserkenntnis, welche auf direkter Anschauung und Erfahrung beruht, und wohl von der wissenschaftlichen Spekulation gewisser Philosophen zu unterscheiden ist, welche diesen ewigen Geist nicht kennen; denn obgleich der Scharfsinn und die Logik derselben oft bewundernswert ist, so sind sie doch der eigenen Anschauung und Erkenntnis des Wahren nicht fähig, sondern urteilen wie der Blinde von der Sonne.

Diese wahre Erkenntnis hängt nicht von Studieren und Kopfzerbrechen ab, sondern wird nur durch die Liebe zum Göttlichen erlangt, und diese Liebe ist unabhängig von dem Gottesbegriff, den ein Mensch hat, um so mehr als der äussere Mensch überhaupt Gott nicht begreifen kann; denn sonst stünde der Menschenverstand höher als Gott. Es ist deshalb gar nicht nötig, über das Wesen der Gottheit zu grübeln und danach zu trachten, sich von Gott, dem Unvorstellbaren, eine richtige Vorstellung zu machen, sondern der Weg zu Gott ist die Liebe, und man kann ihn lieben, auch wenn man eine falsche Vorstellung von ihm hat. Die Gotteserkenntnis ist nicht Gehirn- sondern Herzenserkenntnis. Pordaedsche sagt:

„Die Gehirnwissenschaft ist ein blos bildlicher Begriff, und nicht mit den Dingen selbst, sondern nur mit deren Bildern beschäftigt. Die Erkenntnis des Herzens aber ist wesentlich und aus Erfahrung.

„Nehmen wir an, es wären zwei Menschen in einer tiefen Gruft in der Erde geboren und hätten niemals weder den Tag noch die Sonne gesehen. Sie könnten auch nicht aus der Tiefe herauskommen, ohne eine sehr hohe Leiter zu erklettern. Der eine von den Beiden ist sehr arm und führt ein elendes Leben, von dem er gern erlöst sein möchte; der andere ist reich und mit allen Bequemlichkeiten versehen.

„Als der Arme einmal dio Sonne loben hörte, stellte er sich in seiner Unwissenheit vor, dieselbe sei eine vornehme Person, die den Leuten viel Gunst orweisen könne, und es erfasste ihn ein grosses Verlangen, zu dieser Person zu gelangen. So scheute er denn die Mühe nicht, die hohe Leiter zu erklettern und gelangte schliesslich aus dem finstern Loch in den herrlichen Sonnenschein.

„Der Reiche dagegen vernahm, dass die Sonne ein grosser Planet am Himmel sei, dessen Licht sich überall verbreite und allen Geschöpfen Leben und Wachstum und Schönheit verleihe, und durch die man viele Tausend wunderbare Dinge entdecken könne, wovon in der Gruft nichts zu sehen sei. Kurzum, dieser Mensch erhielt eine annähernd richtige theoretische Kenntnis von der Sonne; aber er liess sich hierdurch nicht im geringsten bewegen, dio Leiter heraufzusteigen, sondern machte sich allerlei Schwierigkeiten, indem er sich vorstellte, er könnte dabei den Hals brechen, oder dass er am Ende die Sonne doch nicht zu sehen bekäme. Er hatte keinen Glauben und keine Liebe zu ihr und begnügte sich mit seinem theoretischen Wissen; ja, er meinte sogar, seine Erkenntnis sei besser als die Erkenntnis anderer, welche die Sonne gesehen hatten. Somit blieb er in seiner Gruft, der andere aber ruhte im Genuss des Lichtes und wandelte in demselben, obgleich die Theorie, welche er früher hatte, nicht die richtige war." (Band I, Seito 53.)

„Somit liegt es nicht an unserer Vorstellung, sondern das einzig wahre Mittel, zur seligen Vereinigung mit Gott zu gelangen, ist Liebe und Glauben. Es wird aber jeder leicht bei sich selbst finden, dass er nichts lieben kann, als was sein Herz für gut und vortrefflich hält. So ist es denn die Erkenntnis des Herzens, welche zur Liebe nötig ist, und ohne welche keine Liebe sein kann. Die Erfahrung zeigt, dass man im Gehirn eine hohe Idee von Dingen haben kann, die man doch gar nicht liebt; wie an den gottlosen Gelehrten und Teufeln zu sehen ist, die von Gott viel Hirnwissenschaft, aber keine Liebe zu ihm haben. Um ein Ding zu lieben genügt es, dass das Herz an dessen Güte glaubt, und es ist nicht nötig alle die Eigenschaften desselben zu wissen, oder dass die Vorstellung der Wahrheit entspricht. Die Gefahr liegt allein in dem Missbrauch einer Vorstellung, sei sie wahr oder falsch."

„Ohne diese Herzenserkenntnis ist die Gehirnspekulation in Bezug auf göttliche Dinge nicht nur nutzlos, sondern sogar ungemein schädlich und zwar aus folgenden Gründen:

1. Indem wir unsere kostbare Zeit vergeblich verwenden, die wir doch anwenden könnten um Gott zu lieben und uns in unserm Herzen mit ihm zu unterhalten, welches zur wahren Erleuchtung das einzig Notwendige ist.

2. Indem wir unser Gemüt mit Bildern anfüllen, welche allem demjenigen, was das göttliche Licht in uns entdecken wollte, mit ankleben, sich mit einmischen, es verderben und in ihre Formen zwingen.

3. Indem sie unserm Gemüt eine gewisse Neigung geben, alles, was nicht mit unsern Begriffen übereinstimmt, zu verwerfen; welches die Gewohnheit fast aller Gelehrten von Anbeginn der Welt gewesen und noch ist bis auf den heutigen Tag.

4. Indem sie unser Herz mit Hoffahrt aufblasen und uns bereden hohe Erkenntnis zu haben, während wir doch in der Tat nichts erkennen, wodurch sie uns also der Gnade Gottes verlustig machen und uns folglich in die ewige Finsternis stürzen. (Band I. 67.)

Damit ist aber nicht gemeint, dass man nichts lesen, nichts hören und nichts denken, sondern sein Heil in der Unwissenheit suchen solle; vielmehr ist es gut, sich mit geistigen Dingen auch intellektuell zu beschäftigen; aber alle Erkenntnis, wenn sie auch wahr ist, hat gar keinen Nutzen, als in sofern sie ein kräftiges Bewegungsmittel ist, Gott zu lieben.

„Wenn ihr etwas höret, leset oder in euren Gedanken findet, so müsset ihr euch nicht lange dabei aufhalten und Mühe und Zeit anwenden, es in sich selbst zu erwägen und zu examinieren, sondern auf euer Herz sehen, ob es dadurch in der wahren Liebe Gottes mehr entzündet werde. Und wenn ihr diese gute Wirkung, welche unzweifelhaft von Gott, als dem Urheber aller guten Gedanken ist, in euch findet, so müsset ihr solche von der Hand Gottes annehmen. — Ihr müsset niemals mit Gemeinden darum zanken und vielweniger andere verfolgen, darum dass sie mit euch nicht einerlei Meinung sind, dagegen ist es unsere Schuldigkeit in Ansehuung der Erfahrung oder experimentaler Wissenschaft, denjenigen zu glauben, welche uns von ihren geistlichen Erfahrungen Nachricht geben, wenn es fromme und glaubwürdige Leute sind, und dieselbe zu unserer Förderung in der göttlichen Liebe zu gebrauchen." (Band I Seite 70.)

Ob die Lehren der von Gott erleuchteten Weisen vollständig intellektuell begriffen werden und bewiesen sind, ist von geringerer

Bedeutung, als dass wir vielmehr selbst durch dieselben innerlich erweckt werden.

„Es wird unter Zehntausenden schwerlich auch nur ein Einziger sein, der mit Wahrheit sagen kann, er habe eine innerliche, göttliche, untrügliche Ueberzeugung, dass die Bücher der heiligen Schrift in der Tat von denen geschrieben sind, deren Namen sie führen; dass die Urheber derselben in der Tat Christi Jünger und Propheten Gottes gewesen; dass Jesus Christus in der Tat alles dasjenige gesprochen, was sie ihm zuschreiben; dass sie in ihrem Schreiben so vom heiligen Geiste regiert wurden, dass sie auch kein Wort verfehlten, und dass diese Bücher unverfälscht an uns gekommen sind, ja, dass die Uebersetzungen derselben den wahren Sinn der ursprünglichen Schrift ausdrücken. Dagegen ist es gewiss, dass ein jeder in der Bibel einen allgemeinen Geist der Gottesfurcht finden kann, der alles von Gott herleitet und alles wieder zu Ihm führet, und dass alle diese Unterweisungen nichts anderes als göttlichen Ursprungs sein können.“ (Band I, Seite 82.)

Es gibt nur eine einzige ewige Wahrheit, und wo sie sich offenbart, da ist auch ihre Offenbarung überall dieselbe. Deshalb stimmen die Weisen aller Zeiten und aller Völker in den Grundzügen ihrer Lehren überein, und diese bilden die Grundlage aller grossen Religionssysteme der Welt. Es gibt keine andere wahre, lebendige Erkenntnis, als durch Erfahrung. Da aber nicht jedermann diese Erfahrung besitzt, sondern der grossen Mehrzahl die inneren Sinne verschlossen sind, so können diese nichts besseres tun, als dass sie das Zeugnis derjenigen beachten, die durch lange und grosse Arbeit zur wahren Selbsterkenntnis gekommen sind, um dadurch auf den richtigen Weg geleitet und von ihren Irrtümern befreit zu werden. Das Lesen dieser Schriften sollte daher nicht den kleinlichen Zweck haben, die Wissbegier zu befriedigen, sondern vielmehr zur innerlichen Erbauung, Veredelung und Erweckung der göttlichen Liebe dienen, aus welcher die wahre Erkenntnis entspringt.

Dr. med. Franz Hartmann.

Ebensowenig soll man eine alte Wahrheit zu wiederholen fürchten, wenn man sie durch eine bessere Fassung verständlicher zu machen, eine andere, sie erhaltende Wahrheit mit ihr zu verbinden und eine Gedankenkette zu bilden vermag. Es ist das Eigentliche der Erfinder, die Verknüpfung der Dinge zu erfassen und sie miteinander in Verbindung zu bringen, ja, die alten Entdeckungen gehören weniger denen, die sie machten, als denen, die sie nützlich zu machen wussten. *Vauvenargues.*



Die Vogelgespräche Mantiq-Uttair des Ferîdeddîn Attâr.

Nach dem Französischen des Garcin de Tassy.

Ein sechster Vogel beklagt sich, dass er auf dem mystischen Wege durch den Dämon des Stolzes behindert werde. Ihm wird diese Antwort zu teil:

„So lange du dich nicht von deiner begehrlichen Seele befreist, wird dieser Dämon dich nicht in Ruhe lassen. Um dich zu täuschen, lockt er dich. Noch mehr! Wenn du einem deiner Wünsche nachgibst, so werden hundert Teufel in dir aufleben."

Ein siebenter Vogel klagt sich der Liebe zum Golde an. Er wird belehrt, dass er an einer äusseren Form hänge, und dass er deshalb niemals die Morgenröte des wahren Wertes der Dinge sehen würde. Der Lehrer führt seine Ermahnung aber noch weiter aus:

„In jedem Monate musst du den Mietzins für den Laden der Welt zahlen, und dieser Zins ist deine Seele. Aber deine geliebte Seele und dein kostbares Leben werden dir entschwinden, bevor du einen Heller in dem Leben gewinnen konntest . . . . . Mache dich los von allem, was du besitzest, denn du wirst das Glück nur im Verhältnis zu deiner Grossmut gewinnen. Alles, was da ist, muss man aufgeben. Ja, sogar auf sein Leben muss man verzichten können. Denn wenn du darauf nicht verzichten kannst, so wirst du noch weniger auf Reichtum und Ehren verzichten wollen. Und wenn du nur noch eine grobe Decke hast, um darauf zu schlafen, so wird diese immer noch eine Schranke sein, welche dich hindert, den geistigen Weg zu betreten. Wenn du die Wahrheit kennen willst, verbrenne diese Decke. Bis dahin wirst du nicht aufrichtig gegen Gott handeln. Wenn du heute nicht diese Decke von dir wirfst, wie willst du morgen den schweren Teppich von dir werfen, der dir als Leichentuch dient?"

Der achte Sprecher ist nicht geneigt, seine hervorragende Stellung in der Welt und sein üppiges Leben aufzugeben. Auch er wird belehrt, dass er seine Freude in eitlen und vergänglichen Dingen suche.

Die Einwände des neunten Vogels veranlassen den Wiedehopf, den Unterschied zwischen irdischer und himmlischer Liebe auseinandersetzen:

„Du, der du dich ganz an die Welt der Sichtbarkeit anklammerst, und so ganz in ihrem rauschenden Treiben aufgehst, lerne die Liebe zur äusseren Form von der beschaulichen Liebe zum Unsichtbaren

unterscheiden. Die fleischliche Liebe ist ein Spiel welches dich dem Tiere ähnlich macht. Alle irdische Schönheit ist vergänglich, und darum muss auch die Liebe, welche sie einflösst, vergänglich sein. Den Namen eines wandellosen Mondes gibst du einer äusseren Form, die aus Säften und Blut besteht; aber es gibt eine Schönheit, die wirklich nicht abnimmt, und Sünde ist es, diese zu verkennen. Schon zu lange hast du dich irrtümlich mit der äusseren Form beschäftigt, die nur Stückwerk ist. Die wahre Schönheit ist verborgen; suche sie in der unsichtbaren Welt!"

Auch die Furcht vor dem Tode soll Niemanden abschrecken, sich auf die mühsame Reise zu wagen. Dahin wird ein zehnter Vogel belehrt:

„Weisst du nicht, dass jedes Leben, ob lang oder kurz, nur aus wenigen Atemzügen besteht? Hast du nicht erkannt, dass Jeder, der geboren wird, sterben muss? Zu Erde wird er, und der Wind zerstreut die Elemente, die seinen Leib gebildet haben. Für den Tod bist du genährt worden. So eingetragen wurdest du in diese Welt, um wieder hinausgetragen zu werden. Ob rein oder unrein, du bist nur ein Tropfen festgewordenen Wassers mit Erde verbunden. Und wie möchtest du dem Ozean diesen Tropfen streitig machen, der doch nur Schmerz ist? . . . . . . Gegen den Tod gibt es kein Mittel als den Tod. Auch er, welcher die ganze Welt unter dem Zauberbanne seines Ringes gehalten hat, ist jetzt wie ein Stein unter der Erde. (Salomon) Wie bald wurde der Krieger, der seine Lanze bis zum Himmel emporschwang, im Staube des Grabes gebettet."

Ein alter Vogel gesteht ehrlich, dass er sich um die geistigen Dinge nicht viel kümmere. Er erhält die Antwort, dass es alsdann hohe Zeit für ihn sei, sich zu rühren, da alles, was nicht zum geistigen Leben führe, vergänglich sei. Ein zwölfter, verständiger als die übrigen, erklärt zwar, dass er einen Widerwillen gegen die anstrengende Reise empfinde, dass er sich aber trotzdem entschlossen habe, zu gehorchen und der Leitung zu folgen. Ihm antwortet der Führer mit freundlicher Nachsicht:

„Du hast recht, also zu sprechen. Man darf von den Geschöpfen keine allzugrosse Vollkommenheit erwarten, aber bist du denn wirklich Herr deiner selbst, wenn du deine Aufmerksamkeit leidenschaftlich auf einen Gegenstand richtest? Der ist frei von Täuschungen, welcher freiwillig gehorcht . . . . .

Auch der dreizehnte Vogel hat die besten Absichten und ist dabei voll Vertrauen. Ihm gegenüber macht der Führer zum ersten Male auf die Schwierigkeiten des Weges aufmerksam:

„Dieser Weg ist nicht jedem erschlossen. Als Wegzehrung genügt die Aufrichtigkeit. Wer sich entscheidet, ihn zu durchwandern, muss ihn frei und friedlich wandeln. Verbrenne alles, was du hast durch deine glühenden Seufzer. Sammele die Asche und sitze auf ihr nieder. Dann erst wirst du frei von allen Dingen sein!"

Der vierzehnte Vogel ist noch mehr als die vorigen von de Wichtigkeit der geistigen Dinge durchdrungen. Das Unternehmen erscheint ihm würdig seines hohen Strebens. Sein Leib ist schwach, aber eine edle Begeisterung durchglüht ihn. Wenn auch kein Anhänger einer positiven Religion, so ist er doch eifriger Verehrer der esoterischen Wahrheit.

Der Wiedehopf lobt seine edle Gesinnung und führt Beispiele von Königen an, welche ihr Reich aufgegeben haben, um als mystische Heilige zu leben. Seine Rede endet mit folgendem Gleichnisse:

„Die Welt ist wie eine Truhe, in der wir eingeschlossen sind, und in welcher wir uns wie toll unseren Leidenschaften hingeben. Wenn der Tod den Deckel der Truhe lüftet, fliegen die, welche Flügel haben, in die Ewigkeit. Die Flügellosen aber bleiben in der Truhe zurück, eine Beute von tausend Aengsten. Versäume es also nicht, dem Vogel des Strebens den geistigen Flügel des mystischen Sinnes zu geben . . . . ."

Noch eifriger ist der fünfzehnte Vogel. In der Antwort des Wiedehopfes ist besonders ein Satz bemerkenswert. „Wahrlich, es ist besser, die Regeln der Gerechtigkeit und Billigkeit zu beachten, als sein ganzes Leben auf den Knieen im Gebet und Seufzen hinzubringen!"

Der sechzehnte Vogel bedarf wiederum der Ermutigung, der siebzehnte dagegen rühmt sich in stolzen Worten seiner Liebe zu Simurg. Doch dieses Selbstvertrauen flösst dem Führer wenig Zuversicht ein:

„Durch Anmassungen und Prahlereien kann man nicht der Genosse Simurgs im Kaukasus werden. Mache nicht so viel Wesens aus deiner Liebe zu ihm, denn niemand kann diesen Vogel nach seinem Gefallen erreichen. Der Wind der Glückseligkeit muss sich erheben, um den Schleier vom Antlitze dieses Geheimnisses fortzuwehen. Dann erst wird Simurg dich vor sein Antlitz ziehen und dir einen Platz in seinen Palaste geben. Wenn du den Mut hast, den heiligen Platz betreten zu wollen, so lasse es deine erste Sorge sein, dass dir der Sinn für die geistigen Dinge aufgehe." Es werden noch einige Beispiele beigefügt, welche den Satz erhärten, dass in der Gottesliebe das Geschöpf passiv ist. Es kann nur die Gnade annehmen, aber nichts von sich aus dazu tun.

Der achzehnte Vogel ist das Bild des echten Pharisäers, welcher glaubt, die Reise sei für ihn überflüssig, weil er durch sein strenges Leben im Sinne äusserlicher Religiosität schon einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht habe. Lebhaft tadelt ihn der Wiedehopf:

„Du teuflisches Gemüt, voll von Hochmut, versenkt in Selbstsucht und widerwillig zu handeln, deine Einbildung hat dich verführt und vom Felde göttlicher Weisheit entfernt .... Der Stolz hat sich deiner bemächtigt und beherrscht dich völlig. Das Licht, das du auf dem geistigen Wege zu sehen glaubst, ist nur ein Feuer und deine Liebe zu den himmlischen Dingen nur Einbildung . . .

. . . . Wenn sich dir ein falsches Licht zeigt, das aus den Tiefen deiner begehrlichen Seele aufsteigt, so musst du das wie einen Skorpionstich achten, gegen den du Arznei anwenden sollst. Achte nicht auf das Geflimmer dieses unreinen Lichtes. Da du doch nicht die Sonne sein kannst, so hüte dich, mehr als ein Sonnenstäubchen sein zu wollen . . . . So lange du den Stolz bewunderst und dich von ihm verführen lässest, wirst du fern der Wahrheit bleiben. Wirf die Bewunderung fort, verbrenne den Stolz und die Einflüsterungen einer verderbten Seele."

Der Dialog zwischen dem Wiedehopf und den nächsten drei Vögeln enthält wenig bemerkenswertes mit Ausnahme folgender Stelle aus einer Rede des ersteren:

„Verzichte wie alle Erleuchteten auf Paradies und Hölle, gehe darüber hinweg, ohne dein Herz daran zu hängen."

Der zweiundzwanzigste Vogel endlich stellt Fragen nach der Art und Beschaffenheit des Weges, welcher vor den Pilgern liegt. Der Führer begnügt sich in der Antwort auf diese Frage nicht mit allgemeinen Lehren, sondern wird sehr eingehend, indem er unter der Allegorie des Weges die verschiedenen Stadien der mystischen Entwickelung schildert.

„Wir haben sieben Täler zu durchwandern, und erst hinter ihnen liegt der Palast Simurgs. Es sind: das Tal des Suchens (talab) das Tal der Liebe, (ische) das Tal der Erkenntnis (ma'rifat), der Unabhängigkeit oder Genügsamkeit (istignâ), das Tal der reinen Einheit (tanhîd), das Tal des Erstaunens (haïrat), und endlich das Tal der Armut (facr), oder der Auflösung (fanâ). Sobald du das erste Tal (das des Suchens) betreten hast, werden dich Anstrengung und Ermüdung unaufhörlich bestürmen. Mehrere Jahre musst du in diesem Tale zubringen und qualvolle Anstrengungen machen, um voranzukommen und deinen Zustand zu ändern. Wahrlich alle Reichtümer musst du aufgeben und alles, was du besitzest, verachten. Bei diesem Verzicht wirst du einen Sumpf von Blut betreten, und wenn du

dessen sicher bist, dass du nichts mehr besitzest, dann musst du dein Herz noch von allem, was besteht, losreissen. Und wenn dein Herz also vor dem Verderben gerettet ist, dann wirst du das reine Licht himmlischer Herrlichkeit glänzen sehen, und das wird deine Sehnsucht ins Unendliche vermehren. Und wenn sich auf diesem Wege ein loderndes Feuer und tausend neue Täler, eines immer mühevoller zu durchschreiten als das andere, finden sollten, so würde doch der von der Liebe begeisterte Mensch sich entschlossen dieser Aufgabe unterziehen, und sich dem Schmetterlinge gleich, mitten in die Flamme stürzen. Durch sein Verlangen getrieben, wird er sich der unter diesem Tale dargestellten Forschung widmen und von seinem Mundschenken einen Trank (geistiger Lehren) erflehen. Wenn er nur wenige Tropfen dieses Weines getrunken hat, wird er beide Welten vergessen. Versunken im Ozean der Unendlichkeit, wird ihm doch die Lippe dorren, und nur von seiner eigenen Seele kann er das Geheimnis der ewigen Schönheit erfahren . . . Wenn sich ihm in diesem Augenblicke Glaube und Unglaube miteinander darböte, so würde er beide gleich gerne empfangen, vorausgesetzt, sie öffnen ihm die Pforte, die zu seinem Ziele führen muss. Und wahrlich, wenn ihm diese Pforte geöffnet ist, was liegt ihm dann an Glauben und Unglauben, da es auf der anderen Seite der Pforte weder das eine noch das andere gibt!

„Wenn du einen Unterschied zwischen Diamant und Kiesel machst, welche dir doch beide von Gott zugekommen sind, so bist du kein Mensch — auf dem geistigen Wege. Wenn du dich durch den Diamant geehrt und durch den Kiesel geschändet fühlst, so ist Gott noch nicht mit dir. Den Diamanten sollst du nicht lieben und den Kiesel nicht verachten, denn beide kommen von Gott . . .

„Der Mensch, welcher durch eine glühende Sehnsucht und durch die Hoffnung angetrieben wird, darf nicht zaudern unaufhörlich sein Leben auf diesem Wege einzusetzten. Nicht einen Augenblick soll er in seinem Suchen innehalten, nicht einen Augenblick soll er in der Untätigkeit verharren. Sobald er verharrt, wird er mit Gewalt weit auf seinem Wege zurückgeworfen.

„Sammle dich in dir selber, zusammengekauert, wie das Kind im Leibe der Mutter. Verlasse dein Inneres nicht, um dich der Aussenwelt zu zeigen. Fehlt dir das Brot, so suche dich mit Blut zu ernähren. Das Blut allein ernährt das Kind im Leibe der Mutter; es kommt von innen, nicht von aussen.

„Wenn du dem geringsten Stolze die Flügel schiessen lässt, bist du nicht mehr Herr über dein Herz, denn du bist wie berauscht durch den Trank und hast deine Einsicht verloren. Lasse dich nicht

durch diesen Becher Weines berauschen und suche immer, obgleich es kein Ziel für den Sucher gibt.

„Wende dein Auge nicht vom Wege, bis man dich führt. Deine Augen werden nicht immer geschlossen sein. Suche, denn die Pforte ist nicht geschlossen.

„Um das Tal der Liebe (ische) zu betreten, muss man ins Feuer eintauchen — was sage ich! — muss man selber zu Feuer werden, denn sonst kann man dort nicht leben. Der wahrhaft Liebende gleiche dem Feuer, sein Antlitz glühe, er sei hitzig und ungestüm wie die Flamme. Wer liebt, darf keinen Hintergedanken haben. Er muss bereit sein, hundert Welten in die Lohe zu werfen; er darf weder Glauben noch Unglauben, weder Zweifel noch Sicherheit kennen. Auf diesem Wege gibt es keinen Unterschied zwischen gut und bös. Wahrlich, wer die Liebe hat, für den gibt es weder das Eine noch das Andere. Aber du bleibst gleichgiltig bei diesen Worten, sie rühren dich nicht, du weisest sie zurück, deine Zähne können doch nicht beissen. . . . Der Falke ist andauernd eine Beute der Aufregung, bis er sein Ziel erreicht hat. Wird der Fisch von der Brandung an das Gestade geworfen, so bewegt er sich, bis es ihm gelingt, sich in das Wasser zurückzuschnellen. In diesem Tale stellt sich die Liebe durch die Flamme dar und sein Rauch ist das Verständigsein. Wohin die Liebe kommt, da flieht das Verständigsein geschwinde. Es kann nicht mit der Torheit der Liebe zusammen wohnen, und die Liebe hat nichts mit jenem gemein. Nur ein erprobter und freier Mensch kann diese Liebe fühlen. Du hast noch nicht die gewünschte Erfahrung, du liebst noch nicht wahrhaft. Tot bist du. Wer diesen Weg einschlägt, muss tausend lebendige Herzen haben, um sie jeden Augenblick hundertweise opfern zu können.

„Hinter diesem Tale stellt sich ein weiteres dem Blicke dar, es ist das der Erkenntnis (ma'rifat), das weder Anfang noch Ende hat: so lang muss einem jedem der Weg durch dieses Tal vorkommen. Und wahrlich es ist kein Pfad diesem gleich. Aber der Wanderer im Zeitlichen ist ein anderer als der Wanderer im Geistigen. Die Seele schreitet in der Vollkommenheit voran, während der Leib in der Unvollkommenheit abnimmt. Das geistige Schauen, welches sich den Geschöpfen offenbart, wird ihnen nur je nach der Stärke ihrer eigenen Kräfte zu teil. Und wie könnte auch eine schwache Spinne Schritt halten mit dem Elefanten? Die Schnelligkeit eines Jeglichen hängt ab von der Tüchtigkeit, die er erwerben konnte, und nur im Verhältnisse zu seiner Vorbereitung wird er dem unendlichen Wesen nahe kommen. Wenn eine schwache Mücke auch mit aller Kraft fliegen wollte, könnte sie auch mit dem Sturmwinde Schritt halten? Da der Raum in verschiedener Weise durch-

messen werden kann, so vermag nicht jeder Vogel auf die nämliche Art, zu fliegen. Die geistige Erkenntnis (ma'rifat) in diesem Tale hat mannigfache Gestaltung. Die einen finden den mihrab, die andern ein Götzenbild. (Mihrab bedeutet den wahren Glauben, das Götzenbild das Heidentum.) Dieweil die Sonne der Erkenntnis in unbeschreiblicher Weise über der Wölbung des Weges glänzt, wird ein Jeglicher von ihr nach seinem Vermögen erleuchtet und findet seine Stelle, die ihm in der Erkenntnis der Wahrheit zukommt. Wem sich das Geheimnis von der Wesenheit aller Wesen offenbart, dem wird der feurige Ofen der Welt ein Blumengarten. Der Adept wird die Mandel auch durch die Schale hindurch schauen. Er wird in sich nicht sich selber sondern nur seinen Freund erblicken (Gott). In allem, was er sieht, wird er sein Antlitz sehen; in jedem Stäubchen wird er das All erkennen. Tausend Geheimnisse, so glänzend wie die Sonne, wird er unter dem Schleier wahrnehmen. Aber wie viele Geschöpfe sind nicht bei diesem Suchen zu Grunde gegangen, auf eines, welches das Geheimnis ergründen konnte! Vollkommen muss man sein, wenn man diesen schwierigen Pfad durchwandeln und sich in dies stürmische Meer tauchen will. Selbst wenn deine Hand den Strahlenstrom berührte, solltest du keinen Augenblick aufhören, die Worte des Korâns zu sprechen: „Gibt es nicht noch etwas Höheres?“

Diese Welt, eine Burg der Schmerzen, ist lauter Finsternis; aber die geistige Wissenschaft glänzt darin wie funkelndes Gestein, um den Weg zu erhellen. Nur das Juwel dieser Wissenschaft, die das Herz erweitert, kann deine Seele an diesem dunkeln Orte leiten, denn in den endlosen Finsternissen bist du sonst führerlos.

Wenn du auf dem Wege zurückbleibst, Unglückseliger, wirst du dich selbst verlieren, und deine einzige Zuflucht werden die Tränen sein. Wenn du dich aber des Schlafes in der Nacht beraubst und unter Tags nur spärlich Nahrung nimmst, kannst du finden, was du suchst; doch unnütz ist es, den Versuch zu wagen, wenn du dir keine Entbehrungen aufzuerlegen vermagst. Wer langes Wachen ertragen hat, steht mit erwachtem Herzen vor Gott. Doch muss man den Schlaf entbehren, bevor das Herz erwacht. Schlafe also wenig, und du wirst in der Treue beharren . . . . Wenn du dich mit dem Königreiche der Welt zufrieden gibst, wirst du das ewige Königreich verlieren. Die wahre Königswürde liegt im geistigen Wissen, drum strenge dich an, zu ihm zu gelangen. Der von der Betrachtung der geistigen Dinge Berauschte ist König über alle Geschöpfe der Welt. Die Herrschaft über die Erde ist für ihn nur ein gemeines Besitztum und der Himmel nur ein Schiff im göttlichen Ozean.

Nun folgt das Tal der Selbstgenügsamkeit (istigna). Dort giebt es kein ungestümes Fordern noch ein Forschen nach Geheimnissen. Aus dieser Anlage der Seele zur Unabhängigkeit erhebt sich ein kalter Wind, dessen Heftigkeit im Augenblicke die ganze Welt durchrast. Dann sind die sieben Ozane nur ein Weiher, die sieben Planeten nur ein Fünkchen, die sieben Himmel nur ein Leichnam, die sieben Höllen nur ein eisiges Schollenfeld.

Wenn du die Welt bis ins Herz hinein vom Feuer versengt schauen müsstest, so wäre das doch nur ein Traum für den Preis der Wahrheit. Tausende von Seelen, welche unaufhaltsam in den grossen Ozean fallen, sind nur ein leichter unmerklicher Tau. Also möchten sich tausend Wesen dem Schlummer hingeben, ohne die Sonne zu veranlassen, sie mit ihrem Schatten zu bedecken. . . . .

Dies Tal ist nicht so leicht zu durchwandern, wie du in deiner Unwissenheit glauben magst. Wenn du auch alle Wege der Welt beständig durchlaufen hättest, so würdest du dich doch, wenn du acht giebst, beim ersten Schritte finden. Wahrlich kein geistiger Wanderer hat das Ziel seiner Reise gesehen; keiner hat ein Heilmittel für seine Liebe gefunden. Wenn du anhältst, erstarrst du; oder vielmehr, du stirbst und wirst ein Leichnam. Und wenn du auch unaufhörlich gehst und auf deinem Wege Fortschritte machst, so wirst du doch in alle Ewigkeit den Ruf hören: „Gehe noch weiter!" Gib die unnützen Sachen auf und verfolge nur die wesentlichen. Beschäftige dich möglichst wenig mit zeitlichen Dingen aber dafür mit geistigen. So wird die Handlung das Heilmittel für die Handlung sein und sie wird mit dir bis zum Ende bleiben. Aber wenn Tätigkeit einem nicht hilft, so ist es besser, in Untätigkeit zu verharren. . . . .

Weisst du nicht, wie der Astrolog verfährt, welcher ein Horoskop stellen will? Er nimmt ein Täfelchen, bedeckt es mit Sand und zeichnet darauf Figuren von Himmel und Erde, von den Sternen und Planeten, von den Konstellationen und Zeichen des Tierkreises, vom Aufgang und Untergang der Gestirne. Dann schöpft er aus den Konstellationen gute und schlimme Vorzeichen, er bestimmt den Augenblick der Geburt und des Todes. Und wenn er seine Arbeit vollendet hat, wirft er das Täfelchen beiseite. Die Figuren verwischen sich, und man könnte sagen, dass sie niemals existiert haben. Nun wahrlich, die zufällige Oberfläche der Welt hat nicht mehr Bestand als die Oberfläche dieses Täfelchens.

Darauf hast du das Tal der Einheit zu durchwandern, den Ort der Vernichtung aller Einzeldinge und ihrer Vereinigung. Du magst wohl auf diesem Wege viele Wesen sehen: zähle wohl, und du wirst finden, dass sie in Wahrheit nur eines sind. Wie die Menge dieser

Wesen wirklich nur eines ist, so ist dies vollendet in seiner Einheit. Das, was sich dir als Einheit darstellt, ist nicht verschieden von dem, was du zählen magst.

Die sichtbare Welt mit ihrer Ehre und Schande gleicht einem Palmbaume aus buntfarbigem Wachse. Wenn Jemand ihn anfühlt, wird er wieder, was er war, eine gleichförmige Wachsmasse. Und da es nur auf das Wachs ankommt, sei überzeugt, dass die Farben, die du bewunderst, keinen Heller wert sind. Da die Einheit ist, kann nimmer die Zweiheit sein. Hier kann weder das Ich noch das Du sich erheben.

Würdest du in der Tat mehrere Gegenstände sehen, wenn du schielst? Hier sieht das Auge des Menschen nichts, was den Sinnen zugänglich ist. Hier gilt weder Kaaba noch Tempel. (Weder Islâm noch Heidentum.) Erfahre von mir die wahre Liebe: die ewige Existenz des unendlichen Wesens, Gottes. Man darf nichts anderes als ihn sehen, man darf niemanden ausser ihm als unwandelbar erkennen. Der Mensch ist in ihm, durch ihn und mit ihm, und dennoch ist er jenseits dieser drei Phasen. Wer sich nicht im Ozean der Einheit verloren hat, und wärs auch Adam selber, ist nicht würdig, der Menschheit anzugehören.

Einst wird der Tag kommen, wo die Sonne den Schleier zurückschlägt, der sie verbirgt, und sie wird euch zu sich nehmen. Und wer zu jener Sonne gelangt ist, der ist unempfänglich für Gut und Bös. Wahrlich, so lange du dich als Persönlichkeit fühlst, wird das Gute und Böse für dich bestehen; aber sobald du in die Sonne aufgegangen bist, wird alles zur Liebe . . . . Sobald der Wanderer auf der geistigen Reise dieses Tal erreicht, verschwindet er gleichwie die Erde, die er mit Füssen tritt. Vergangen ist er, weil das einige Wesen offenbar geworden ist. Er schweigt, denn jenes Wesen wird reden. Der Teil wird zum Ganzen; oder vielmehr weder Teil noch Ganzes wird sein, gleichsam eine Figur ohne Leib und Seele. . . . . In der Schule dieses wundersamen Geheimnisses wirst du tausend geistige Wesen erblicken mit Lippen, die das Schweigen ausgedörrt hat. Wahrlich, was ist hier der Intellekt? Auf dem Boden vor der Pforte fällt er nieder wie ein Blindgeborener. Der dagegen, der etwas von diesem Geheimnisse entdeckt hat, wendet sein Haupt vom Reiche beider Welten ab. Das Wesen, das ich verkünde, besteht nicht in der Einzelheit. Die ganze Welt ist dieses Wesen. Sein oder Nichtsein, immer ist es dieses Wesen."

Es wird nunmehr das sechste Tal geschildert, das Tal des Staunens (hairat) d. h. jener Grad der geistigen Entwickelung, in dem die Idee des Einheitsgedankens mit solcher Wucht sich effeu-

bart, dass die Seele in staunender Bewunderung erstarrt und nicht mehr weiss, ob sie existiert oder nicht.

Der Wiedehopf schildert es also: „Nach dem fünften Tale kommt dann das Tal des Staunens. Dort ist man die Beute von Trauer und Stöhnen. Dort sind die Seufzer wie Schwerter. Jeder Hauch ist eine bittere Klage. Dort ist nur Klagen und Schmerz und brennende Glut. Nacht ists und Tag zugleich, und doch weder das eine noch das andere . . . . Ein zehrendes Feuer erfasst den Menschen. Er wird verbrannt und verschlungen von der Liebe. Wie könnte er in seiner Erstarrung voranschreiten? Erstarrt wird er bleiben und seinen Weg verlieren. Aber wer tief in sein Herz den Einheitsgedanken gemeisselt hat, vergisst alles und vergisst sich selber. Wenn man zu ihm sagte: Bist du, oder bist du nicht; hast du ein Gefühl des Daseins oder nicht? gehörst du dazu oder bist du darüber hinaus? bist du am Ufer dieses Ozeans? bist du sichtbar oder unsichtbar? bist du vergänglich oder unsterblich? bist du zugleich der Eine und der Andere oder weder der Eine noch der Andere? kurz, hast du einen Begriff von deiner Existenz oder nicht? — dann würde er mit Bestimmtheit antworten: Ich weiss nichts davon; ich kenne es nicht und kenne mich selbst nicht. Ich bin von Liebe entbrannt, doch weiss ich nicht, zu wem; ich bin weder treu noch untreu. Was bin ich denn? Ich kenne selbst meine Liebe nicht; mein Herz ist zugleich liebevoll und liebeleer."

Der Dichter sucht den Zustand der staunenden Verwirrung, welche den Menschen auf diesem Grade erfasst, des weiteren durch eine Parabel zu illustrieren, deren Inhalt folgender ist:

Die jungen Gefährtinnen einer Prinzessin wollten sich eines Tages auf Kosten eines Sklaven unterhalten. Sie gaben ihm Wein, dem ein Schlaftrunk beigemischt war. Nachdem er entschlummert war, liessen sie ihn in den Palast schaffen. Mitten in der Nacht, als er erwachte, fand er sich auf einem vergoldeten Thron wieder, umgeben von duftenden Kerzen, von Ambraschalen und reizenden Frauen, deren Gesang ihn entzückte. Verwirrt und aus der Fassung gebracht, wie er war, wusste er nicht mehr ein noch aus. Er war nicht mehr in dieser Welt und auch nicht in einer andern. Sein Herz war von Liebe zur schönen Prinzessin erfüllt, aber seine Lippe blieb stumm. Sein Geist war in Verzückung. Am Morgen brachte man ihn auf die nämliche Art wieder zu seinem Posten zurück. Beim Erwachen presste ihm die Erinnerung an die Vorgänge der verflossenen Nacht unwillkürliche Schmerzensrufe aus. Er zerriss sich die Kleider, zerraufte sein Haar und streute sich Erde aufs Haupt. Man frug ihn, was er habe, aber er konnte keine Antwort geben. Er wusste nicht, ob das Geschaute Traum oder Wirklich-

keit gewesen sei, ob er die Nacht in Trunkenheit oder seiner Sinne mächtig zugebracht habe. Das Gesehene hatte einen tiefen Eindruck auf seinen Geist hervorgebracht, und doch konnte er keine bestimmte Anknüpfung finden. Er hatte eine unaussprechliche Schönheit geschaut, und dennoch fehlte ihm die Gewissheit, sie gesehen zu haben. Nur Unruhe und Ungewissheit war ihm von der Vision geblieben.

„Es kommt nun das siebente Tal, das Tal der Hilflosigkeit (facr) oder des Todes und der geistigen Vernichtung (fana), weil dieser Grad die unbedingte Ablösung vom äusseren Leben und alle dem erheischt, was es uns lieb macht. Das, was man den Inhalt dieses Tales nennen kann, ist das Vergessen, die Taubheit, die Stummheit, die Ohnmacht. Dort fühlt man durch einen einzigen Strahl der geistigen Sonne all die tausend ewigen Schatten verschwinden, die uns immer umgaben. Wenn der Ozean der Unermesslichkeit seine Wogen aufwirft, wie könnten da die Figuren Bestand haben, welche auf seiner Oberfläche sich gebildet haben. Und doch snd diese Figuren nichts anderes als diese Welt und die zukünftige Welt, und wer erklärt, dass sie nichtig sind, erwirbt sich grosses Verdienst dadurch. Wer sich in diesem Ozean verloren hat, ist für immer in Ruhe. In diesem friedlichen Meere gibt es nur das Auswehen. Wirf Aloeholz und Brennholz ins Feuer: beide werden sie zu Asche; unter den beiden Formen verbirgt sich in der Tat nur ein Ding, und dennoch sind ihre Eigenschaften wohl unterschieden. Etwas Unsauberes mag immerhin in einen Ozean von Rosenwasser fallen, es wird immer etwas Garstiges bleiben wegen seiner unreinen Eigenschaften; aber wenn etwas Reines in den gleichen Ozean fällt, dann verliert es seine Sonderexistenz, und indem es sie verliert, nimmt es teil an der Schönheit dieses Ozeans. Es ist und ist nicht. Wie kann das sein? — Das zu fassen ist dem Menschengeiste unmöglich.

„Der, welcher die Welt verlassen hat, um diesem Wege zu folgen, findet den Tod und nach dem Tode die Unsterblichkeit... Wenn du hierher gelangen und zu diesem erhabenen Orte vordringen willst, befreie dich zuerst von dir selber, und dann lasse aus dem Nichts einen andern *) Burâg hervorgehen. Bekleide dich mit dem Mantel des Nichts und trinke aus dem Becher der Vernichtung, dann bedecke die Brust mit der Liebe des Vergehens und setze dir den Burnus der Nicht-Existenz aufs Haupt. Setze deinen Fuss in den Steigbügel der Vernichtung und sporne entschlossen

*) Burâg ist ein fabelhaftes Pferd, auf dem Mohamet bei seiner nächtlichen Reise in den Himmel geritten sein soll.

deinen untauglichen Renner gegen den Ort, fern vom Irdischen ... Oeffne die Augen und schaue . . . Wenn du dich verlieren willst, so geschehe es in einem Augenblicke. Und noch auf eine zweite Art wirst du dich verlieren. Aber wandere trotzdem still weiter, bis du zum Reiche der Selbstvergessenheit gelangest. Wenn du nur noch die Spitze eines Haares von dieser Welt hier besitzest, wirst du keine Kunde von jener Welt erlangen. Wenn dir noch die leiseste Selbstsucht bleibt, werden die sieben Ozeane für dich voll von Unglück sein."

Um recht zu erklären, was man unter Katastrophe (fana) und geistigen Tode (facr) versteht, vergleicht es Attar mit dem Verbrennen eines Schmetterlings in der Kerzenflamme:

Eines Nachts beunruhigten sich die versammelten Schmetterlinge über eine Kerze, welche sie beobachteten. Man beschloss, dass einer von ihnen sich darüber belehren und ihnen Nachricht geben solle. Der Abgesandte kam an ein Schloss in der Ferne und sah, dass im Innern eine Kerze brannte. Er kehrte zurück und erzählte, was er gesehen hatte. Er gab eine Beschreibung des Lichtes nach Massgabe seiner Einsicht. Aber der verständige Schmetterling, welcher bei der Versammlung den Vorsitz führte, erklärte, dass der Bote keinen rechten Begriff von dem Lichte haben könne. Nun flog ein zweiter Schmetterling nach dem Lichte hin und kam ihm ziemlich nahe. Auch er kehrte zurück und berichtete, dass dorten ein Geheimnnis zu enthüllen sei. Er erklärte auch ungefähr, worin die Vereingung mit dem Lichte bestünde. Aber der Führer der Schmetterlinge fand auch diese Erklärung nur wenig zufriedenstellender als die erste. Nun erhob sich ein dritter Schmetterling und stürzte sich trunken vor Liebe mitten in die Flamme der Kerze. Er verlor sich darin und vereinigte sich freudig mit der Flamme. Er lohte auf und sein Leib ward rot wie das Feuer selber. Als der Anführer von ferne sah, dass die Kerze sich mit dem Schmetterlinge vereinigte, und ihm ihre Eigenschaften gab, da sagte es: „Dieser Schmetterling hat erfahren, was er wissen wollte; aber nur er allein weiss es." Und wahrlich, nur wer die Spur und Bedeutung seiner eigenen Existenz verloren hat, der begreift mehr als die Andern das Wesen der Vernichtung. Solange du nicht deinen Leib und deine Seele vergessen gelernt hast, verkennst du den Gegenstand, der deine Liebe verdient."

Die schreckliche Beschreibung dieser sieben Täler war ganz dazu angetan, die Vögel zu entmutigen. Alle sahen ein, dass dieser schwer zu spannende Bogen in keine kraftlose Hand gehöre. Sie wurden dermassen durch die Beschreibungen des Wiedehopfes erschreckt, dass eine ganze Menge von ihnen mitten in der Ver-

sammlung starb. Die andern beschlossen, noch halb geistesabwesend, sich auf den Weg zu machen. Sie wanderten viele Jahre lang über Berge und durch Täler, und ein grosser Teil ihres Lebens verfloss auf dieser Reise. Wie könnte man genau berichten, was ihnen auf diesem langen Wege alles zustiess. Da müsste man für einen Augenblick in sein Innerstes eintreten und einen Blick auf all seine Falten werfen können. Dann könnte man wissen, was diese Vögel taten, man würde erfahren, was sie litten. — Und endlich kam nur ein kleiner Teil von ihnen an das ersehnte Ziel. Die einen versanken im Ozeane, die andern wurden vernichtet und verschwanden für immer. Andere gingen unter auf dem Gipfel der hohen Berge, verzehrt vom Durste, und eine Beute aller möglichen Leiden. Andern wurden durch die Hitze der Sonne die Federn versengt und das Herz ausgedörrt. Andere wieder wurden in einem Augenblicke kläglich von den Tigern und Panthern des Weges verschlungen, da sie vom Schrecken erfasst widerstandlos in ihre Krallen fielen. Einige starben ermüdet mit trockenen Lippen in der Wüste, andere töteten sich im Wahnwitze gegenseitig um ein Körnchen Nahrung. Einige duldeten alle Arten von Schmerz und Ermüdung und blieben schliesslich am Wege liegen, ohne ihr Ziel zu erreichen. Andere blieben mit einander auf einem Punkte in Staunen versunken über seltsame Erscheinungen am Wege. Und noch andere, die nur dem Vergnügen und der Neugier nachgingen, starben, ohne des Gegenstandes ihres Suchens zu gedenken.

Die Vögel, welche sich auf den Weg gemacht hatten, erfüllten die Welt mit ihrer Menge, und nur dreissig kamen an ihr Ziel. Und auch diese waren ohne Federn und Flügel, erschöpft und matt, mit gebrochenem Herzen, müder Seele und zitterndem Leibe.

Da sahen sie diese unbeschreibliche Majestät, deren Wesen unbegreiflich ist; dies Wesen, das hoch über Geist, Einsicht und Wissen steht. Da erglänzte ein Strahl der Genugtuung für sie. Hundert Welten sahen sie in einem Augenblicke verschwinden, als ob sie vom Feuer verzehrt würden. Vereint sahen sie tausende von Sonnen, eine immer glänzender als die andere, tausende von Monden und Sternen in funkelnder Pracht, und sie blieben erschüttert und bebend wie ein zitterndes Stäubchen.

Ein edler Kämmerer in dem Hofstaate des Königs sah diese dreissig jammervollen Vögel ohne Federn und Schwingen mit müdem Geiste; und er frug sie, woher sie kämen und warum sie sich an diesen Ort begeben hätten. Sie antworteten:

„Wir sind gekommen, um Simurg als unsern König anzuerkennen. Die Liebe, die wir für ihn empfinden, trübt unsern

Geist. Um den Weg zu verfolgen, der uns zu ihm führen musste, haben wir unsere Weisheit und unsere Ruhe verloren. Schon lange ists her, dass wir diese Reise angetreten haben. Wir waren tausende, und nur dreissig von uns sind an das erhabene Ziel gelangt. Von weit her kommen wir und hoffen, bis zu der höchsten Majestät vorzudringen und endlich durch einen freundlichen Blick beseligt zu werden."

Jener macht anfangs Schwierigkeiten, sie beim Könige einzuführen: Der König bedarf euer nicht. Mit euch und ohne euch wird er doch in Ewigkeit bestehen. Tausende von Welten, voll von Kreaturen, haben nicht mehr Wert als eine Ameise an der Pforte dieses Königs."

Endlich aber führt dieser Kämmerer der Gnade sie dennoch ein.

Da eröffnete sich den Vögeln schleierlos eine neue Welt und diese Erscheinung erstrahlte in blendendem Lichte. Alle setzten sich auf das Ruhebett der nahen Verwandtschaft, auf den Schemel der Hoheit und Herrlichkeit. Trotzdem reichte man ihnen eine Schrift und hiess sie, dieselbe bis ans Ende zu lesen. In dieser Schrift fanden sie die Beschreibung ihres verlassenen Zustandes. Sie empfanden davon solche Verwirrung und solche Furcht, dass ihr Leib verschwand und ihre Seele vernichtet wurde. Erst nachdem sie also völlig gereinigt und von allen Dingen abgetrennt waren, fanden sie in Simurg ein neues Leben.

(Dieser eigentümliche Glauben an die Vernichtung aller Wesen vor ihrer Auferstehung, die dadurch zu einer wirklichen Neuschöpfung wird, ist ein Dogma des Islam und gründet sich auf den Koran.)

(Bis hierher bin ich der Uebersetzung G. de Tassys gefolgt. Im Schlusse lehne ich mich an die de Sacys an, welche einige Punkte prägnanter gibt.)

Ihre frühere Existenz wurde durch die Sonne der göttlichen Wesenheit ausgelöscht, welcher sie nahe waren. Und aus einem Strahle dieses Lichtes, entstand ein neues Leben, welches sie alle durchströmte. Da sahen sie im Abglanze der dreissig irdischen Vögel das Antlitz Simurgs. Warfen sie einen verstohlenen Blick auf jenen Simurg, so glaubten sie 30 Vögel zu sehen, und wenn sie das Auge auf sich selber richteten, so kam es ihnen vor, als ob sie, die 30 Vögel, Simurg wären. In sich selber erkannten sie den ganzen Simurg, und in Simurg ganz die 30 Vögel. Da überkam sie das grösste Staunen, und sie konnten nicht fassen, wie das Eine zum Andern geworden war. Sahen sie auf zu Simurg, so war es jenes Wesen, das sie dort erblickten; und sahen sie auf sich selber, so glaubten sie wieder einen Simurg zu schauen. Und betrachteten

sie beides zugleich, so schien es nur ein einziger Simurg zu sein. Es war das unerhörteste in aller Welt. Versunken in ein Meer des Staunens, unfähig nachzudenken, waren sie doch im Nachdenken verloren. Und da sie den einen Zustand vom Andern nicht zu unterscheiden vermochten, frugen sie mit wortloser Frage jenes erhabene Wesen und baten, dass man ihnen dies Geheimnis enthüllen möge. Sie baten um die Lösung des Rätsels von wir und Du. Da kam ohne die irdische Sprache der Worte diese Antwort aus jenem erhabenem Dasein:

„Diese Hoheit, der Sonne vergleichbar, ist ein Spiegel. Wer hinein schaut, sieht sich darin. Die Seele sieht die Seele und der Leib den Leib. Da ihr 30 Vögel seid, die hierher gelangten, so sahet ihr 30 Vögel im Spiegel. Wenn 40 oder 50 Vögel hierherkämen, so würden auch sie sich darin erblicken. Obwohl ihr viele Wandlungen durchmacht habt, schaut ihr doch euch selber. Wie vermag das Auge eines Wesens bis zu Mir zu gelangen? Vermag der Blick der Ameise bis zu den Pleiaden zu dringen? Hat man je gesehen, dass ein Insekt einen Ambos bewegte, oder dass eine Mücke einen Elefanten an den Zähnen emporhob? Alles, was ihr geglaubt und geschaut habt, ist in Wahrheit nicht das, was ihr geglaubt und geschaut habt. Und mit dem, was ihr gesagt und gehört habt, ist es das Gleiche. All die Täler, die ihr durchmessen, all die Handlungen, die ihr gegen einander vollbracht habt, all das habt ihr durch Mein Wirken in euch vollbracht. Im Tale des Seins und des Scheins (also der Welt der Erscheinung) seid ihr eingeschlummert. Der Name der 30 Vögel kommt Mir mehr zu als euch, denn Ich bin durch Meine Wesenheit der wahre Simurg. Löst euch daher in Mir auf, in glorreicher, seliger Auflösung, um euch in Mir wiederzufinden!"

Da gingen sie für immer in ihm auf. Der Schatten verlor sich im Lichte. Es war vollbracht.

Solange sie wanderten, redeten sie zu einander. Als sie aber ans Ziel gelangten, da schwieg jede Rede. Es endet auch mit Notwendigkeit jegliche Rede hier. Nicht Führer nicht Pilger gab es mehr; selbst der Weg hatte aufgehört, zu sein.

Damit schliesst die Dichtung!

Dr. Rich. Wedel.





Von der Armanenschaft der Arier.

Von solchen Halgadomsschulen bei den ariogermanischen Völkern berichten allerdings die üblichen Geschichtsquellen nichts, aber nicht nur die Sage weiss von solchen zu erzählen, sondern auch die vorchristlichen ariogermanischen Volks- und Ortenamen bringen zahlreiche Belege für deren Bestandensein, wie es mir nachzuweisen gelungen ist, worüber ich in meinem Buche über die germanischen Völkernamen die Nachweise erbrachte. Auch der nichtbestrittene Bestand einer bedeutenden und sehr reichhaltigen vorchristlichen ariogermanischen Literatur, welche bis auf die geretteten Runenalphabete der römisch-fränkischen Verfolgungswut zum Opfer fiel, welche in Bruchstücken und mündlichen Ueberlieferungen uns deren Grösse und Bedeutung mehr ahnen als erkennen lässt, erbringt den unzweifelhaften Beweis für den Bestand solcher Schulen, da sie ohne solche Schulen eben nicht denkbar wäre. Aber nicht nur diese Beweise in den Ortenamen und jene Vernunftsschlüsse allein, sondern auch Parallelerscheinungen in Gallien, Schottland und Irland, wo solche vorchristliche Schulen geschichtlich nachgewiesen sind, drängen zu der Ueberzeugung, dass im arischen Germanien ganz die nämlichen Anstalten mit der ganz gleichen Ausgestaltung bestanden haben müssen, denn dort wie hier treten mit Bezug auf die Leitung des geistigen Besitzstandes des Volkes die gleichen Erscheinungen bei verwandter Weltanschauung hervor, so dass bei den geistig höher entwickelten Ariogermanen ein Glied aus der Kette fehlen würde, wollte man der Armanenschaft den Besitz von Schulen nur deshalb streitig machen, weil zufällig kein Historiker derselben erwähnt, — weil er von Selbstverständlichem eben schwieg.

Da die „Druidenschulen" der Gallier unbedingt grosse Aehnlichkeit mit den „Armanenschulen" der Germanen gehabt haben mussten, da sie zweifellos aus diesen entstanden sind, so sei hier die Schilderung Julius Cäsar's als Beispiel gebracht, welche er in seinem „Gallischen Krieg" [: De Bello Gallico VI. cap. 13:] von den Druidenschulen bietet. Er schreibt:

„Die Druiden haben die Aufsicht über das Religionswesen, besorgen die Staats- und Privatopfer und erklären die Vorbedeutungen. Eine Menge junger Leute versammelt sich bei ihrem Unterrichte. Man hat eine grosse Achtung vor ihnen, denn fast alle Staats- und Privat-Zwistigkeiten entscheiden sie. Sie urteilen über Verbrechen, Mordtaten, Erbschaften, Grenzberichtigungen, und bestimmen Strafen oder Belohnungen. Unterwirft sich jemand ihrem Ausspruche nicht,

so wird er von den Opfern ausgeschlossen. Dies ist die schwerste Strafe bei ihnen, denn die also Ausgeschlossenen betrachtet man als Ruchlose und Bösewichter, entfernt sich von ihnen, flieht ihren Umgang und ihre Anrede, um nicht von ihnen angesteckt zu werden. Bei keinem Gesuche bekommen solche Recht oder erhalten irgend eine Ehrenstelle. Die Druiden stehen insgesamt unter einem Oberhaupte, dessen Ansehen bei ihnen überaus gross ist. Stirbt es, so folgt ihm nach, wer in ausgezeichneter Achtung bei den Uebrigen steht. Sind mehrere von gleichen Verdiensten, so entscheidet die Wahl der Druiden. Zu Zeiten kämpft man auch mit der Waffe in der Hand um diese Würde. Die Druiden halten jährlich an gewissen Tagen an einer heiligen Stätte im carnutischen Gebiete [: die heutige Chartraine um Chartres in Frankreich :] dem Mittelpunkt ganz Galliens, wie man annimmt, eine Zusammenkunft ab. Dann erscheinen von allen Orten her die streitigen Parteien und unterwerfen sich ihren Aussprüchen und Entscheidungen. Der „Orden" soll in Britannien seinen Ursprung haben und von da nach Gallien verpflanzt worden sein. Daher reisen jetzt noch diejenigen, welche sich genauer unterrichten wollen, meistens dahin, um sich hierin unterweisen zu lassen. Die Druiden ziehen selten mit zu Felde und zahlen keine Steuern gleich den Uebrigen; wie von den Kriegsdiensten, so sind sie auch von allen anderen Staatslasten frei. Dieser lockenden Vorteile willen widmen sich viele aus eigenem Triebe diesem Stande, oder werden von ihren Eltern und Anverwandten dazu veranlasst. Hier sollen sie dann eine Menge Verse auswendig lernen, weshalb einige wohl zwanzig Jahre in dieser Schule bleiben. Sie halten es für unerlaubt, diese schriftlich abzufassen, obwohl sie in Staats- und Privatgeschäften der griechischen Schrift [: Runen :] sich bedienen. Hierbei haben sie, wie ich vermute, zwei Absichten; erstens weil sie es nicht wünschen, dass ihre Lehre unter das Volk komme, sondern dass ihre Schüler im Vertrauen auf die Schrift, nicht etwa ihr Gedächtnis weniger üben sollen; denn gewöhnlich vernachlässigt man, unterstützt durch seine schriftlichen Aufzeichnungen, seine Sorgfalt im Lernen und sein Gedächtnis. — Ihr Hauptlehrsatz ist, ihre Seele sei unsterblich und wandere nach dem Tode von Körper zu Körper. Das halten sie für den kräftigsten Antrieb zur Tapferkeit, wenn man den Tod nicht scheut. Ausserdem lehren sie noch vieles von den Himmelskörpern, ihrem Lauf, der Grösse der Welt und den Ländern, dem Wesen der Dinge, der Macht und Gewalt der unsterblichen Götter, und bringen das alles der Jugend bei."

* * *

Aus diesen Nachrichten Cäsars über das Druidentum, kann man sichere Schlüsse auf eine ganz ähnliche Verfassung der arischen Armanenschaft ziehen, wobei jedoch schon von vorne herein klargestellt werden muss, dass die „Armanenschaft“ sich vom „Druidenorden“ schon dadurch vorteilhaft unterschied, dass sie nicht eine abgesonderte Hierarchie neben der Königsmacht behauptete, sondern mit dieser innigst verschmolzen, untrennbar mit derselben verbunden war, daher keine zweite, das Königstum hemmende Macht im Staate bilden konnte. Ferner war die Armanenschaft mit dem Volke selbst unlösbar verbunden, indem die Armanenschaft dem Ing-fo-onentum unabtrennbar verschmolzen war, und gleiche Staatslasten mit dieser zu tragen hatte, auch von der Heeresfolge nicht nur nicht befreiet war, sondern diese als ihr Ehrenrecht betrachtete. In diesem tiefeinschneidenden Unterschied zwischen den Organisationen des Druidenordens und der Armanenschaft liegt auch die Hauptursache begründet, warum in Gallien die römisch-fränkische Hierarchie leichteren Eingang als in Germanien finden konnte, weil die germanischen Könige einer neben ihrer Macht sich entwickelnden hierarchischen Macht längeren Widerstand entgegensetzten als die gallischen und keltischen Könige, welche an eine solche schon gewöhnt waren. Während also gewissermassen im Druidentum durch den Ober-Druiden der römische Papstgedanke schon vorbereitet war, hatte die Armanenschaft nur in ihrer Gesamtschaft, der alle Könige angehörten — in streng republikanischer Form! — ihre oberste Leitung, welche niemals in der Hand eines Ober-Armanen lag, da es einen solchen mit selbstherrlichen Befugnissen eben niemals gab, niemals geben konnte. Nur in Zeiten höchster Not und Gefahr trat solch ein „Ober-Armane“ mit besonderen Machtbefugnissen hervor; dann sehen wir ihn aber als den „Deutschen König“, welchen sich willig alle die anderen Volkskönige, unbeschadet ihrer Sonderrechte, die er auch nicht antastete, unterordnen, während nach Abwendung solcher Gefahr, der „Deutsche König“ wieder verschwindet als wäre er nie dagewesen. Der spätere „Deutsche König“ mit dem Satyrspiel des „Römischen Kaisers“ in christlicher Aera, war nur eine farbenmatte Nachahmung jener altarischen kraftbewussten Einrichtung.

Was nun die Schulen selber anbelangt, ergibt sich aus Cäsars Bericht, dass es deren viele gegeben haben müsse, dass es wenigstens eine hohe Schule und zwar zu Carnut, wahrscheinlich eine zweite in Paris gegeben habe, während er ausdrücklich jener in Britannien gedenkt, die alle gewiss dem entsprochen haben werden, was das Mittelalter als „hohe Schule“ und spätere Zeiten als „Universität“ bezeichneten.

Dass es in arisch-germanischen Ländern ebenfalls einfache, umfangreichere und hohe Schulen, und zwar in grosser Anzahl gegeben haben müsse, unterliegt keinem Zweifel, wenn auch die Geschichtsschreiber derselben nicht erwähnen, was darin seinen Grund haben mag, dass sie für's Erste, über Selbstverständliches nicht berichteten und für's Zweite deren Schriften überhaupt nicht vollständig erhalten blieben und grosse Lücken aufweisen, da eben die vorchristlichen Schriften nur spärlich auf unsere Tage herübergerettet wurden und die Armanen- und Skaldenliteratur in Deutschland durch den Fanatismus der römisch-fränkischen Hierarchie fast vollständig der Vernichtung anheimgefallen ist. Man vermeinte Germanien habe keine Schulen besessen, was jedoch schon der eine bezeugte Umstand widerlegt, dass die Armanenschaft nachweisbar schon frühzeitig astronomische wie medicinische Kenntnisse besass, die sie wie andere Wissenschaften und Künste seit Urtagen pflegte und nur durch eine einheitlich geleitete Schulung der Geister wie eine planmässige Erziehung des Volkes erworben und weitergepflanzt haben konnte. Nun aber hat sich ein anderer Zeuge gefunden, welcher unleugbar und zweifellos den Bestand von zahlreichen Armanenschulen — niederer wie hoher — nachweist, und jener Zeuge ist die deutsche Sprache selbst, welche in den Ortenamen — die man bisher systematisch nicht zu deuten wusste — die „Schulorte" genau und mit Sicherheit erkennen lässt. In meinem mehrerwähnten Buche: „Die Namen der Völkerstämme Germaniens und deren Deutung", bringe ich den geographischen Nachweis, dass in jedem Armanengebiet der einzelnen Völkerschaften mindestens ein, aber oft auch mehrere „Schulorte" sich durch ihre Namensform erkennbar machen, welche Ortenamen immer einen Halgadom bezeichnen, welcher wie schon gesagt, Kirche, Schule und Thingstatt in sich vereinigte. Es sind dies die „Ol-Orte", nämlich jene Orte, in deren Namen das arische Urwort „Ol" enthalten ist, welches „Geist", „Wissen" bedeutet, und in der Form „sa-ol" oder „sa-ul" d. i.: „machen wissen", dem Begriffe „Schule" zu Grunde liegt. Jndem ich mit allem Übrigen auf mein obgenanntes Buch verweise, seien hier nur einige wenige Ol- oder Schulorte angeführt und namensmässig gedeutet, wobei viele als slavisch vermeinte Ortenamen als ariogermanische rückgefordert sind. Genannt aus der grossen Zahl derselben mögen sein: „Olad" = Wissensgut (bei Steinamanger in Ungarn); „Olang" = Wissensanger; umschlossenes Wissen (bei Bruneck, Tirol:); „Olbernhau = Geistesträger-Waldlichtung (bei Chemnitz, Sachsen); „Oland = Wissens-

land (: eine der Halligen, und eine Ostseeinsel); „Oldenswort“ = Ol-edw-ort-Wissensgutsort; „Uelsby“ = geborgenes Wissen; „Oldeslohe“ = ol-edes-lohe = Wissengüterort; „Oelde“ = Wissensgut; „Olpe“ = Wissensentstehung; „Solze“-Chateau (: Frankreich :) = Wissensmänner, Lehrer; „Olette“ (: Frankr. :) = Wissensgut; „Oldisleben“ = göttliches Geistesleben; „Apolda“ = lebendiges Geistesgut; „Olvenstedt“ = Wissenszeugungsstätte; „Oliva“-„Wissenszeugung; „Oels“ bei Krems a. d. Donau; „Eltz“ am Rhein = Wissensgut; „Voloska“ = Ol-ask = Wissensentstehung; „Sulonen“ im heutigen Volhynnien = Schulmänner; „Oleszow“ = Wissensau; „Olesna“ = Entstehung und Bestand des Wissens; „Olesaunica“ = Wissenszeugungsursprung; „Oleszyce“ = (Olesiusia =) besseres Wissen; „Jülich“, „Willich“ = Wissenslicht; „Olewig“ = Wissensgeweiht; „Oelsnitz“ = Wissensnützung; „Olmütz“ = Wissensschöpfung; „Ulm“ = Wissensmehrung; „Wels“ = (Olivava =:) Wissenszeugung; und ähnliche Namen noch einige hunderte in und ausser Europa, welche auf arische Lehr- und Schultätigkeit verweisen.

Um aber auch — nach bisher allein giltigem Beweisverfahren — historische Beweise für den Bestand von Wissenschaften bei den Ario-Germanen zu erbringen, deren Pflege nur schulmässig gedacht werden kann, sei erwähnt, dass es beglaubigt ist, dass z. B. die Gothen von uralten Zeiten her die zwölf Zeichen des Tierkreises, den Gang der Planeten, die Veränderungen des Mondes, wie den Lauf der übrigen Gestirne sehr wohl kannten, und Jornandes bezeugt solches ausdrücklich auch von den ausserhalb Skandinaviens sesshaften Gothen.

Are Frode, der ältesteste nordische Sagaschreiber erzählt folgendes:

„Da geschah es, dass die klügsten Männer des Landes in zwei Jahreshälften vier Tage über dreihundert zählten (: nämlich dreimal das grosse Hundert der arischen Rechnung, welches zwölf Zehner, also hundertzwanzig zählte; somit war die Rechnung: $3\times120+4=364$:); das macht zwei Wochen vom sechsten Zehnt (: 52 Wochen :) oder zwölf Monate zu je dreissig Nächten und vier Tage Ueberschuss. Dann bemerkten sie aus dem Gang der Sonne, dass auf diese Weise der Sommer mehr gegen den Frühling sich neige, aber niemand vermochte es ihnen zu sagen, dass ein Tag mehr dazu gehörte, als die Gleichzahl der Wochen in beiden Halbjahren betrüge; daran lag es.“

Are Frode wollte sagen, dass der Fehler daran lag, dass man das Jahr in zwei gleiche Hälften zu je sechsundzwanzig Wochen geteilt, obwohl noch überdies ein Tag mehr dazu gehört hätte. Weiterhin erwähnt er noch, dass der Isländer Thorsten Surt auf dem allgemeinen Reichstage vorgeschlagen habe, dass nach jedem

siebenten Sommer die Epakten sieben Tage betragen sollten. Darauf wurde aber festgesetzt, dass jedes Jahr regelmässig dreihundert und fünfundsechzig Tage, das Schaltjahr jedoch um einen Tag mehr betragen müsse.

Diese Mitteilung über die Kalenderreform in den ältesten Zeiten weist ganz deutlich auf weitvorgeschrittene Erkenntnis in der Astronomie hin, sowie auch darauf, dass diese Kenntnis eine volkseigentümliche und keineswegs eine fremdländisch-entlehnte war. Auch dieses spricht für den notwendigen Bestand von Schulen, welche die Ynglingasage übrigens durch folgende Stelle unbedingt nachweist, indem sie sagt: „Durch Runen und Gesänge lehrte Odin seine Künste; in den meisten derselben unterrichtete er die Skalden, von den lernten sie viele andere, und so verbreitete sich die Zauberkunst."

Es ist ferner beglaubigt, dass die Kenntnis der Runen, wie überhaupt der Schrift ein Gemeingut war, und dass selbst der gemeine Mann mit Hilfe des Runen- oder Jahresstabes [: später Jacobsstab genannt :] die Berechnung der Jahreszeiten wie der einzelnen Tage vorzunehmen verstand, was der damalige römische Clerus, der die Anwendung des „heidnischen" Jahresstabes verschmähte, nicht vermochte, so, dass ihm auf den jährlichen Synoden von den Bischöfen die Festtage bis zur nächsten Synoden vorherbestimmt werden mussten. Ja, der katholische Prälat Claus Magnus berichtet, dass die schwedischen Landleute, „nach einer von den Vorfahren auf sie übergegangenen Kenntnis auf ihrem Runenstab alle ihnen notwendigen Zeitbestimmungen selbst aufzusuchen verstünden; sie haben die beweglichen Festtage und die Mondesveränderungen zu bestimmen gewusst, und dies zehn, sechshundert, ja, tausend Jahre vorher."

Auch dieses Zeugnis belegt mit zwingender Beweiskraft den Bestand eines allgemeinen Schulunterrichtes, eines so allgemeinen, wie einen solchen die christliche Zeit in Deutschland erst in der allerneuesten Zeit wieder aufzuweisen vermag; doch davon später.

Wie allgemein die Runenschrift war, geht daraus hervor, dass sie noch lange neben der lateinischen bestand und geübt wurde, ja dass viele überhaupt nur in den Runen lesen und schreiben konnten, dass die Runen, einzeln und monogrammartig zusammengesetzt, durch das ganze Mittelalter hindurch zur schnellen Kennzeichnung des Eigentumes, als „Hausmarken", Steinmetzzeichen", Kaufmannszeichen," „Meisterzeichen", usw. benützt wurden, und sogar in solch zusammengesetzter Art, in die Hieroglyphik und Heraldik übergegangen sind. Selbst heute noch werden Bauernkalender mit runenartigen Zeichen für Analphabeten gedruckt, und jüngst erst wurde in Ungarn bei Analphabeten eine Zeichenschrift gefunden, welche zweifellos aus

Runen entstanden ist, welche sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt hatte aber natürlich verwildert war.

Derlei Beispiele liessen sich bedeutend vermehren, und namentlich auch aus den Gebieten der Heilkunde, der Rechtswissenschaft, wie der Naturkunde häufen, doch mag mit obigen Belegstellen es hier sein Genüge finden, um zum wichtigsten, und von der römisch-fränkischen Hierarchie am heftigsten bekämpften Gegenstand des Lehrplanes der hohen Armanenschulen überzugehen.

In den, von Julius Cäsar bewahrten Bericht über die Schulen des gallischen Druidenordens, ist besonders die Schulung des Gedächtnisses wie das Verbot des Gebrauches der Schrift hervorgehoben, wobei dies als besonderes Kennzeichen der hohen Schule in Britannien angeführt erscheint, und wie deutlich zu erkennen ist, sich auf die Geheimlehre bezieht, deren Hauptlehrsätze Julius Cäsar ja ebenfalls hervorhebt. Da aber die Druidenschulen aus den Armanenschulen hervorgegangen sind, wie aus meinen Ausführungen in dem Buche „Die Namen der Völkerstämme Germaniens etc.“ sich ergibt, so ist es ganz selbstverständlich, dass nur in den hohen Armanenschulen jene Geheimlehre, von welcher hier eingangs die Fundamentalsätze klargelegt wurden, in ihrer ursprünglichen Reinheit gelehrt wurden, welche eben an den keltischen Druidenschulen bedenkliche Einbusse erlitten hatte. Aber nicht nur die exoterischen wie die esoterischen Geheimlehren allein wurden den verschiedenen Erkenntnisgraden entsprechend gelehrt, sondern auch die Erweckung und Beherrschung der occulten Kräfte der Natur wie des Menschen fanden in den Armanenschulen höherer Ordnung systematische Pflege, welche Kunst und Wissenschaft von der römisch-fränkischen Hierarchie als „Magie“, Zauberkunst“ und schliesslich als „Hexenwesen“ verdächtigt, sowie als Häresie oder „Ketzerei“ mit Folter, Henkerbeil nnd lebendem Feuer auf das fanatischeste und sanatischeste verfolgt wurden.

Aber auch mit Lesen und praktischer Übung jener okkulten Kräfte war der Wirkungskreis der hohen Armanenschulen noch lange nicht erschöpft, da sie nicht als Schulen allein begrenzt waren, sondern — wie ja schon hervorgehoben wurde — Schule, Kirche, Thing- und Waltungsstätte in einem Begriffe vereinigten, also Theorie und Praxis innig verbunden, wie es heute nur bei der medizinischen Fakultät in deren Verbindung mit den Kliniken an den Krankenhäusern einigermassen noch im Gebrauche steht. Theorie und Praxis war – wie Geist nnd Körper — untrennbar verbunden und das gleich von allem Anfang an, sie betätigte sich darum in einer heute kaum mehr erreichbaren Weise im öffentlichen Leben wie in den gottesdienstlichen Handlungen. Diese letzteren

waren stets dramatisch gegliedert, und zwar derart, dass die Armanen als handelnde Hauptpersonen, die Gemeindeglieder aber ohne Ausnahme als Nebenpersonen und Chor tätig waren, ohne müssige Zuschauer — wie bei heutigen Schaustellungen und sogenannten Volksfesten — abzugeben. So war das Volk in seiner Gesamtheit immer selbstbeteiligt, und sein Zusammengehörigkeitsgefühl in Freud und Leid planmässig gepflegt. An den drei grossen und gebotenen Thingen wurden entsprechende mythengeschichtliche Vorstellungen an den Halgadomen zur dramatischen Darstellung gebracht, in welchen die Götter in entsprechenden Vermummungen durch die Armanenschaft sichtbar veranschaulicht wurden; in diesen Veranstaltungen ist der Ursprung unserer Schauspielkunst begründet. Die römisch-fränkische Hierarchie will glauben machen, dass das Theater aus den Passionsspielen in den Klosterhöfen entstanden sei, was aber schon darum als unwahr sich erweist, als bis in die Neuzeit herein die Schauspieler als „unehrliche Leute" galten, weil sie eben dem Wuotanismus anhingen, während sie im Gegenteile sicher als eine christliche Bruderschaft organisiert gewesen und für „ehrlich" gegolten hätten. — Jene wuotanistischen Mysterienspiele sowohl als auch die mönchischen Passionsspiele, die sich aus ersteren entwickelten, waren aber als Opfer- und Weihehandlungen in allen ihren Darbietungen echt und ernst, und war Tod und Liebe mit furchtbarer Realistik zur Schau gestellt, so wie Balder wirklich getötet, Christus wirklich gekreuzigt wurde,*) so ward auch die entsprechende Götterhochzeit öffentlich und faktisch vollzogen, und die aus solchen „dramatischen Mysterienehen" sprossenden Nachkommen waren Göttersöhne — Kotinge**) — und in den Halgadomen erzogen und zu ausserordentlichen Missionen ausersehen. Siegfried, Halga, Arminius und viele andere waren derartige Kotinge, die immer als Findlinge galten oder sonst auf märchenhaften Ursprung zurückgeführt wurden, um deren göttliche Abkunft zu bezeugen. Geschlechts- und Wappensagen geben davon Kunde, welche wahr sind, wenn man den göttlichen Ahnherrn nicht als den betreffenden Gott selber nimmt, sondern als dessen dramatischen Vertreter in der Armanenschaft. Der hohe Sinn dieses Brauchtums lag aber in der Absicht einer planmässig vorbereiteten Zucht einer Edelrasse, welche dann durch strenge Sexualgesetze auch rassenrein erhalten wurde. Aus diesen Kotingen erwuchs der hohe Adel, der später allein für die Königswürde befähigt galt, und deren Nachkommen bis heute

*) Näheres darüber in meiner Abhandlung: „Die Sage vom heiligen Gral, und deren deutsch-mythologischer Ursprung". Sonderbeilage der „Hamburger Neuesten Nachrichten". 1891. Nummer 26, 27, 28 u. 29.

**) Siehe meine Romane „Carnuntum", „Pipara" usw.

sämtliche Throne Europas (mit Ausnahme von Serbien, Schweden, Türkei und Montenegro) innehaben. Unsere sogenannten Mesalliancegesetze von heute, welche auf jenem Sexualgesetze fussen, sind aber völlig wertlos geworden, weil sie die Hauptsache, die Rassenreinheit, aus dem Auge verloren haben.

Dass solche einheitlich geleitete Schulung der Geister eine planmässige Erziehung des Volkes durch die Armanenschulen auch ihre Wirkung äussern musste, bedarf keines anderen Beweises als der Tatsache, dass alle von den Sozialisten unserer Zeit unbestimmt und unklar formulierten Forderungen in vorchristlicher armanischer Aera in vollem Umfange bestanden haben, ja sogar noch in einem viel grösseren Umfange als es selbst die extremsten Elemente unter jenen auch nur zu ahnen vermögen. Freilich war auch das Volk jener Zeiten aus der Armanenschulung anders hervorgegangen als das heute geartete, das noch mancher Vervollkommnung bedarf, um jene armanische Höhe zu gewinnen, welche es erst für solch volle Freiheit befähigt und berechtigt.

Es ist wohl selbstverständlich, dass eine so machtvolle, vieltausendjährige Institution, wie es die ario-germanische Armanenschaft war, sich nach verschiedenen Richtungen hin gegliedert haben müsse, und zwar allen arischen Einrichtungen gemäss in den bekannten drei Ordnungsstufen des Entstehens, des Waltens und des Vergehens zu neuem Entstehen, ähnlich wie das Volk selbst in Ingfo-onen oder Nährstand, in Armanen oder Lehrstand und in Istfo-onen oder Wehrstand. Und gerade in den verschiedenen Dreiteilungen der Armanenschaft tritt das organische Kunstgefüge dieser Körperschaft so recht deutlich zu Tage, und es muss unser gerechtes Erstaunen im hohen Masse herausfordern, wenn wir sehen, mit welch hoher Weisheit das Armanentum organisiert und durch diese Organisation mit dem Volke innigst verbunden und an jeder Überhebung über dasselbe verhindert war. Es wurde schon gesagt, dass die Armanen als Lehrer und — sozusagen — als Priester das Weistum und die Wihinei (Religion) pflegten und weiterbildeten; dass sie als Walter, die aus Weisheit und Wihinei hervorgegangene Rita in der Lenkung des Volkes praktisch betätigten, und schliesslich als Richter die aus der Rita abgeleiteten Gesetze in Zivil- und Strafgerichtsfällen in strenger Acht hielten. Dieser organischen Dreiteilung der Armanenschaft entsprachen nach Entstehen, Walten (oder Sein) und Vergehen zu neuem Entstehen, auch die Sonderbezeichnungen jener Gruppen, welche als „Skalden", als „Herolde" und als „Feme" bekannt sind. Diesen Gruppen, welche allenfalls mit den Fakultäten an den neuzeitlichen Universitäten verglichen werden können, stand, wie jenen der Rektor magnificus, der Ober-

armane unter dem Titel „Marschall" (marescalc) vor, welcher direkt unter dem Könige stand, und diesem gegenüber die Armanenschaft vertrat. Es ist eine arge Verkennung des Wortsinnes „marescalc", welcher „Walter des Wissens oder der Wissenden" bedeutet, denselben als „Pferdeknecht" zu deuten. Schon in den ältesten Zeiten stand der Marschall immer direkt neben dem Könige und war stets aus dem edelsten Geschlechte und dem Königshause versippt, sein Abzeichen war der Stab ähnlich dem Königsscepter, und ist daher die Ableitung vom Pferdeknecht irrig und widersinnig. Er war immer der Vertraute des Königs, der ja tatsächlich selber der Oberarmane war, und besorgte daher nur im Namen des Königs die engeren Geschäfte der Armanenschaft, weshalb er nicht von dieser gewählt, sondern vom Könige ernannt wurde. Somit hatte die Gruppe der Skalden, alle Wissenschaften und Künste, wie die Wihinei zu pflegen; die Gruppe der Herolde die Politik, das Heereswesen und die Staatswissenschaften; sowie die Gruppe der Feme, die Femanen, Recht, Gesetz und Gericht in ihrer Hut hatte. Alle aber waren, den König, den Marschall und den hohen Adel mit inbegriffen, Armanen, Semanen oder Hermanen. In diese drei Ordnungsgruppen der Armanenschaft fügten sich nun alle Künste ein, so der Skaldengruppe: die Baukünstler, Maler, Schmiede usw.; in die Gruppe der Herolde: die Wappenmaler, Waffenschmiede usw.; wie die Gruppe der Feme: die Wettenden und Wissenden. Da es in jenen Zeiten keine Grenzen zwischen Kunst und Handwerk gab, da der Begriff von „Kunst" sich eben mit dem Begriffe des „Könnens" deckte, so gab es keine Rangstufen unter den Künsten, und wir kennen Beispiele, dass es königliche Schmiede, königliche Steinmetze usw., ebenso gab, wie königliche Dichtersänger und Maler. Und wie die Armanenschaft durch den Oberarmanen, der stets der König selber war, wie durch ihren Marschall unlösbar mit dem Königstum und der Regierung verbunden war, so war sie wieder mit dem Volke ebenso unlösbar durch ihre Entwicklungsstufen oder Grade verbunden, durch welche sie den entwicklungsfähigen Nachwuchs des Volkes in sich aufsog, welcher aber wie schon gesagt wurde, trotzdem sesshaft und dem Ing-fo-onentum einverleibt sein musste. Diese Entwicklungsgrade waren wieder der bekannten Dreiteilung unterworfen und bildeten die Stufen des Lehrlings, Jungens usw., des Gesellen, Knappen usw. und schliesslich des Meisters. Die Meister einer Genossenschaft, Innung oder Zunft, hatten wieder ihren Ober- oder Grossmeister, welche alle wieder ihrerseits der Armanenschaft und mit dieser dem Marschall und König unterstanden. Nur die Skalden, Herolde und Femanen als die bevorzugteren Zünfte, hatten andere Bezeichnungen für ihre drei Erkenntnisgrade, und

dies darum, weil selbst Meister der niederen Zünfte es nicht verschmähten als Lehrlinge in die hohen Armanenschulen einzutreten, um höherer Erkenntnis teilhaftig zu werden. Die drei Grade der „Skaldenschaft“ waren: 1. Der Schüler oder Gottesfrohnde; 2. der Barde oder Sänger, und 3. der Skalde oder Dichtersänger, der Wissende. Die drei Herolde der „Heroldsschaft“ waren: 1. der Schüler oder Femfrohnde; 2. der Schöppe, auch Skilling, Billung, usw. und 3. der Stuhler, Stuhlherr, Frei- oder Rugegreve auch Femgreve. Diese drei „Erkenntnisgrade“ der Armanenschaft, ob sie nun der Skaldenschaft, Heroldsschaft oder Femanenschaft angehörten, hatten jeder für sich eigene Erkennungszeichen für Gesicht, Gehör und Gefühl, so wie ihre eigenen exoterischen Lehren, welche sich immer mehr der esoterischen Lehre näherten, welch letztere erst dem dritten Grad voll gegeben wurde mit der Verpflichtung an der weiteren Vertiefung fortgesetzt zu arbeiten. So stieg der aufgenommene Schüler stufenweise aus den Mythenlehren der Wihinei des Volkes bis zur höchsten Stufe der Erkenntnis empor, und wurde, wenn er dazu die Befähigung in sich selbst trug, selber ein Meister und Lehrer, dies aber nicht nur in der Theorie, sondern in der lebendigen Praxis.

Aber nicht nur Männer gehörten der Armanenschaft an, welche wie hier gezeigt wurde in der Tat eine Priesterschaft von so idealer Höhe war, wie solche der moderne Begriff, der in dem Worte Priester liegt, nicht mehr zu umfassen vermag, weshalb es hier vermieden wurde, die Armanenschaft als die Wuotanspriesterschaft zu bezeichnen, um nicht gleich von Anbeginn an irrige Vorstellungen berichtigen zu müssen. Trat nun, trotz aller rechter Priesterwürde bei den männlichen Armanen, das äusserlich Priesterhafte in ihrem Wesen nicht so kennbar hervor, wie bei ihren Nachahmern, den gallokeltischen Druiden, welche sich sehr durch besondere Kleidung als solche kennzeichneten, so machte es sich bei den Armaninnen dafür um so bemerkbarer, sodass man bei oberflächlicher Beobachtung zu dem Schlusse kommen könnte, dass die Ario-Germanen nur eine weibliche Priesterschaft besessen hätten, was sehr unrichtig geurteilet wäre. Dass die ariogermanische Priesterin so auffällig in den Vordergrund trat, und den männlichen Priesterstand fast verdunkelte, findet seine Erklärung in dem Umstande, weil bei keinem Volk der Erde dem Weibe jene hohe Vermehrung gezollt wurde als bei den Ario-Germanen. Es wird bezeugt, dass es im vorchristlichen Germanien nicht wenige Frauen gegeben habe, welche durch eine höhere, fast übersinnliche Weisheit berühmt geworden sind. Dies aber erklärt sich unschwer.

Das rein innerliche, untrügliche Naturgefühl ging bei den

Männern im wilden Getriebe der Welt, im steten Ringen nach Erwerb verloren, ward aber weit länger vom Weibe bewahrt, das mehr im engeren, darum aber nicht kleineren Kreise seiner Bestimmung waltete. Nimmt man noch die auf Innerlichkeit und Pflege occulter Kräfte gerichtete Erziehung des zur Priesterschaft bestimmten Weibes in den abgelegenen waldumraunten Halgadomen n Betracht, welche alle im Weibe schlummernden Seelenkräfte zu wecken und zu kräftigen verstand, so wird man die tatsächliche Existenz so hehrer Frauengestalten, wie sie einer Aurinia, Ganna (: Kunna :), Veleda, u. a. zu so hoher Berühmtheit gelangten, erklärbar und begreiflich finden. Die Alten hatten ganz recht, wenn sie in diesen Frauen Spuren der Göttlichkeit zu finden glaubten; es war eben nichts anderes als das Ursprünglich-Göttliche, was aus ihrem innersten Wesen herausleuchtete, was wir auch heute noch an unseren Frauen — wenn wir es finden! — so über alles lieben, und welche göttliche Eigenschaft der Frau auch heute noch am zutreffendsten als „Innerlichkeit" bezeichnet wird.

Auch bei den Priesterinnen, den „Heilsräthinen" *) — Jornandes nennt sie „haliorunnae" — lässt sich selbstverständlich ebenfalls die Dreiteilung nach Grundabstufungen nachweisen, der hochheiligen Nornen-Drei-Einheit „Urda, Verdandi, Skuld" entsprechend, als deren sichtbare Stellvertreterinnen sie galten. Das Noviziat bildeten die „Halgadomsmaiden", welche ähnlich den indischen Bajaderen, als Sängerinnen und Tänzerinnen bei den Halgadomsfesten dienten, und aus deren Mitte, je nach Befähigung erst die höher Entwickelten zu den eigentlichen Priesterinnengraden zugelassen wurden. Diese höheren Grade aber bildeten: 1. „Die Druda" oder „Truthe", die Traute oder Vertraute; 2. Die „Hag-Idise", oder Hechsa und 3. bei zunehmendem Alter die „Wala" oder Totenfrau auch Trotenweib oder Trotenwählerin. (Walküren:) Diese war die Opferpriesterin, und mancher Kriegsgefangene endete unter ihrem blutigen Opfermesser. Die Oberin der Heilsräthinnen — wenn man sie so benennen will — war die „Albruna", und ihren Rang bekleidete die von Tacitus gerühmte Aurinia oder die zur Zeit Vespasians in Rom gefangen gehaltene Velada. Diese Heilsräthinnen waren an ein eheloses Leben gebunden, hatten die Verpflichtung, den Mann, der ihre Liebe genoss, zu töten, während die Frucht solcher Liebe, wenn sie rassenrein war als „Halgadomskind" erzogen, eventuell als „Koting" anerkannt wurde, während nicht rassereiner Nachwuchs geopfert werden musste; sie selber wurde nicht bestraft. Ferner wurden aus ihrer Mysterienspielen, welche Götterhochzeiten zur Darstellung brachten, — nach strenger Zuchtwahl — die Geeignetesten aus-

*) Siehe meine Romane, „Carnuntum", „Pipara" usw.

gewählt, welche die Götterbräute vorzustellen hatten, um, wie schon oben gesagt, einem neuen Koting das Leben zu schenken. Dieser Brauch, so befremdlich er auch heute anmuten mag, hatte den tiefernsten Zweck eine Edelrasse zu erzielen und zu erziehen, und würde für kommende Zeiten entsprechend erneuert von unschätzbarem Werte sein, wenn man erwägt, was man heute aufbietet um alle denkbaren Tierrassen zu veredeln, während man mit allen Mitteln daran arbeitet die Menschenrasse zu entedeln.

Ausser diesen Mysteriendiensten waren sie im täglichen Leben, wenn auch in den unzugänglichen Halgadomsklausen abgeschlossen lebend, dennoch mit dem Volke in engster Berührung und übten als Heilsräthinnen ihr Priesteramt in hingebungsvoller Weise, indem sie als Aerztinnen und sonstige Beratherinnen und Helferinnen wirkten und sich dadurch ungeheuchelte Verehrung erwarben, die sie auch vollauf verdienten.

Wo immer man aber die Untersuchungssonde auch in das Wesen der Armanenschaft einsenkt, allüberall findet man in ihrer wunderbar harmonischen Organisation die praktische Betätigung der Zwei-Einheit „Geist-Körper“ in allen Konsequenzen durchgebildet, diese zur Viel-Einheit sich entwickeln um in der Drei-Einheit ein festes Gefüge zu finden, in welches sie alles, das scheinbar Unbedeutendste wie das denkbar Wichtigste einzuordnen verstanden und damit einen sozialen wie politischen Wunderbau aufzurichten befähigt waren, welcher die heutige soziale wie politische Ordnung in weit höherem Masse überragt, als es der kühnste Träumer von heute als erreichbar möglich für die Zukunft zu ahnen wagt.

Es liegt aber im Natur-Urgesetz, im Werden, Wandeln und Vergehen zu neuem Entstehen begründet, dass alles, was scheinbar die Vollkommenheit erreichte, anderem Neuem, was darum nicht immer auch vollkommen sein muss, zu weichen hat, um in scheinbarem Vergehen, um in der zu bekämpfenden Hemmung neue Kräfte zu erneutem Wiedererstehen zu sammeln, um nach Besiegung dieser Hemmungen im scheinbaren Tode wieder aufzuleben, seine einstige Höhe nicht nur wiederzugewinnen, sondern dieselbe an Vollkommenheit noch weit zu überbieten. Das ist im grossen Werdegesetze des Alls tief begründet, und darum wird und muss auch die ariogermanische Armanenschaft — wenn auch in anderer Form — aus dem Scheintode erwachend wiedergeboren werden, und in einem erneuten glanzvollen Lebenslauf künftigen Menschheitswaltern als Heilsberaterin die Wege zum Sonnenheil weisen.

Guido v. List.

RUNDSCHAU

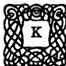


berglauben. Vor dem Gericht in Ambala (Pendschab) wurde in der letzten Zeit ein ausserordentlicher Fall verhandelt, der zeigte wie unter den Hindus noch der furchtbarste Aberglaube lebendig ist. In der Stadt Jagadri lebte ein Kaufmann in guten Verhältnissen, der, wie alle Hindus, den sehnlichsten Wunsch hatte, einen Sohn zu haben; aber alle Kinder, die ihm sein Weib gebar, waren tot. Im vorigen Jahre erwartete die Frau wieder ein Kind, und der Kaufmann ging in seiner Sorge zu einem Bettelmönch, um ihn zu fragen, was er tun könnte, damit das Kind lebend zur Welt komme. Der Jogi sagte ihm, dass, wenn seine Frau im Menschenblut gebadet würde, ihr Kind leben würde. Es ist dies ein uralter Aberglaube, und so schrecklich dieses Gebot der Hindufrau auch erscheinen musste, der Kummer ihres Gatten brachte sie dazu, ihre Zustimmung zu einem Verbrechen zu geben, um dessentwillen sie sich jetzt vor Gericht zu verantworten hat. Ein neunjähriger Knabe namens Arjan wurde geraubt und, nachdem man ihn dreissig Stunden gefangen gehalten hatte, erwürgt. Sein Blut wurde in einem Messingkessel aufgefangen, und nachdem mehrere Zauberformeln hergesagt waren, strich sich die Frau das Blut über den Körper und erfüllte so die Vorschrift des Mönches. Der Knabe wurde jedoch bald vermisst und das Verbrechen kam ans Licht durch das Geständnis des Mannes, der ihn geraubt und drei Rupien dafür erhalten hatte. So schwer verständlich der ganze Vorfall unserem Empfinden sein mag, das Volk des Pendschab wird dem Ehepaar verzeihen, da die Frau im Gefängnis wirklich ein lebendes Kind geboren hat; es wird in diesem Ereignis nur den Beweis erblicken, dass die alten Zauberformeln noch ihre Kraft haben.' (Leipzg. Neuest. Nachr.) Im Volke hat sich eben die Erkenntnis, dass das Blut der Träger der „Lebenskraft“ (Od) ist, wenn auch in verderbter Form erhalten. —

Ein Opfer des Hexenglaubens ist ein Kind in einer Ortschaft des Kreises Verden geworden. Das Kind war lange Zeit krank; es müsse, so glaubten die Leute, behext sein. Es wurde ein „weiser Mann“ um Rat befragt und der verordnete, dem armen Wesen einen lebenden Regenwurm einzugeben! ! Das geschah. Der Wurm blieb aber dem Kinde im Halse stecken, so dass das unglückliche Opfer des Aberglaubens elendiglich ersticken musste. —

In Vaux bei Metz hat sich kürzlich ein Mann im Alkoholwahn und verbittert durch Familienwirrnisse, erhängt, Die Frau des Selbstmörders erhält nun seit dem Tode ihres Mannes zahlreiche Besuche von nah und fern, auch von sogenannten gebildeten Leuten. Das wäre an und für sich ja nicht schlimm, sondern eine gute Tat, schreibt die „Lothringer Zeitung“, wenn alle die Leute durch Mitleid getrieben würden. Dem ist aber nicht so. Die Besucher wollen nämlich nur — das Glück finden. Und damit ihnen das Glück näher komme, bitten sie die Witwe — um ein Stück des Strickes, an dem ihr Mann starb, denn das bringe Glück. —


usgrabungen. Die Universität von Nebraska will in Verbindung mit mehreren anderen amerikanischen historischen und archäologischen Gesellschaften eine grosse wissenschaftliche Expedition nach dem westlichen Nebraska und dem östlichen Wyoming schicken, um dort Forschungen vorzunehmen über die Reste vorgeschichtlicher Niederlassungen, die sich in diesen Gegenden noch befinden. Dabei soll, wie die „Deutsche Rdsch. für Geogr. u. Stat." ausführt, auch zugleich die etwaige Verwandschaft untersucht werden, die zwischen den alten Bewohnern dieser Gegenden und den modernen Indianern bestehen möchte, die dies Gebiet schon bei der ersten Eroberung de Landes durch die Spanier inne hatten. Bedeutende und interessante Ruinen, die noch allenthalben von einer uralten, bisher kaum erforschten Kultur Kunde geben, lassen einen günstigen Erfolg der grossangelegten Expedition erwarten. So befinden sich zum Beispiel nördlich von dem Platte River vier grosse Steinbrüche, in denen ein vorgeschichtliches Volk gewaltige Steinmassen für einen heute nicht mehr bekannten Zweck herausgehauen hat. Die ersten Ansiedler glaubten, dass die Spanier diese Arbeit vollbracht hätten, und nannten die Steinbrüche „spanische Gruben". Aber Dr. Dorsey, der Direktor des Fieldmuseums in Chicago, hat festgestellt, dass hier die deutlichen Spuren eines halbzivilisierten Volkes zu erkennen sind, das viele Jahrhunderte vor der Zeit der amerikanischen Indianer hier eine ausserordentliche Leistung an Arbeit und Ausdauer vollbrachte, denn es erscheint kaum erklärlich, wie diese primitiven Menschen mit Steinhämmern und hölzernen Keilen ein solches Riesenwerk auch nur unternehmen konnten. — Eine andere rätselhafte Stätte früher Kultur bildet die berühmte Höhlenwohnung in Whalen-Danyon dar, in der bereits zahlreiche menschliche Knochen und Tierskelette gefunden wurden, die aber noch einer wissenschaftlichen Ausbeute der in ihr vorhandenen Schätze harrt. Nicht weit von dieser Troglodytenniederlassung liegt eine alte Felsenfestung, von der Archäologen behauptet haben, dass sie vor wenigstens 3000 Jahren erbaut worden sei. Auch dieses merkwürdige Denkmal, für dessen Erbauer und Bewohner vorläufig überhaupt keine Anhaltspunkte vorhanden sind, soll einer wissenschaftlichen Erkenntnis erschlossen werden. Je weiter man von hier aus in das Gebirge vordringt, desto räteelhafter werden die Mitteilungen, die über noch vorhandene Überreste alter Völker gemacht werden. So erzählen Cowboys von mehreren alten Tempeln, die hier einer unbekannten Gottheit errichtet sein sollen, besonders von einem gewaltigen Steinbau, der zwischen den am Fusse des Big Horngebirges sich ausdehnenden Hügeln liegt. Nach diesen Mitteilungen ist der Bau ein riesiger Gebäudekomplex, der aus rohen viereckigen Blöcken ausgeführt ist und von gewaltigem Mauerwerk umgeben wird. (Kref. Ztg.)

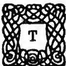

ulturfragen. Nach einer französischen Monatsschrift berichtet die Breslauer Zeitung vom 19. Aug. über die Vernichtung der grossen Bücherschätze des Altertums und Mittelalters. In der Geheimlehre wird oft auf diese Vorgänge hingewiesen mit der Andeutung, dass sich in Kleinasiatischen Klöstern und in Indien noch eine grosse

Anzahl von Manuskripten befindet, welche teils aus den vernichteten Bibliotheken gerettet, teils nach Erinnerung oder Vorlagen copiert sein sollen. Die genannte Zeitung sagt: Die älteste bekannte Bücherzerstörung wird auf Nabonassar zurückgeführt, der von 747 bis 733 v. Chr. über Babylon herrschte und nach der Angabe Herodots alle geschichtlichen Dokumente seiner Vorgänger zerstört haben soll; diese Angabe wird jedoch durch die Ueberreste der Keilschriftliteratur widerlegt. Der chinesische Kaiser Tschihoang-Ti, der 213 v. Chr. regierte, liess aus Hass gegen die Wissenschaften alle Bücher, die sich in seinem Reiche fanden, verbrennen; ausgenommen wurden nur die Chroniken seiner Familie und die astrologischen und medizinischen Werke. Die Bibliothek von Alexandria, die berühmteste Büchersammlung des Altertums, die von Ptolemäus Soter in dem Stadtteile Brucheion gegründet worden war, ging bei der Eroberung der Stadt durch die Römer in Flammen auf; von den 400000 Büchern, die sie enthielt, wurde auch nicht ein einziges gerettet. Mehrere Bibliotheken Roms wurden unter den Kaisern durch Feuerbrünste vernichtet, so unter Nero die Bibliothek, die sich im Palast des Tiberius befand, und unter Commodus die Kapitolsbibliothek. Die Kämpfe zwischen Christen und Heiden waren für die Wissenschaften stets verhängnisvoll. Bei jeder neuen Christenverfolgung verbrannten die Heiden die Bücher ihrer Feinde, aber wenn die Christen triumphierten, waren sie durchaus nicht besser, sondern zahlten ihren Gegnern den erlittenen Schaden mit Zins und Zinseszins heim. Die Bibliotheken von Konstantinopel, die sich durch die im Occident und im Orient erbeuteten Bücher bereichert hatten, konnten sich nie lange ihres Daseins freuen, da sie gewöhnlich schon nach kurzer Zeit durch die Feuerbrünste, die in dieser Stadt an der Tagesordnung waren, zerstört wurden. Die Barbaren, die das römische Reich zerstörten, vernichteten in den Ländern, die sie heimsuchten, die meisten Bücherschätze, die damals noch existierten. Die religiösen Kämpfe des Mittelalters, vor allem die Bilderstürmergräuel waren eine der Hauptursachen der Büchervernichtung. Im 9. und im 10. Jahrhundert erneuerten die Eroberungszüge der Normannen für die Literatur die Katastrophen, die durch die ersten Einfälle der Barbaren verursacht worden waren. Die Bibliothek der Kalifen von Aegypten in Kairo war nach den arabischen Historikern die bedeutendste des ganzen muselmanischen Reiches; man zählte dort 1600000 Bücher. Im 11. Jahrhundert wurde der grösste Teil dieser Bibliothek von den Türken geplündert; sie hatten sich empört und liessen sich mit den Büchern den rückständigen Sold bezahlen. Im 15. Jahrhundert waren besonders der lange und blutige Hussitenkrieg, die Eroberungszüge der Türken und die Kriege zwischen Frankreich und England für die Büchereien ein Unglück. Die Wissenschaften erlitten damals durch die Zerstörung von Kloster- und Privatbibliotheken unersetzliche Verluste. Zum Glück wurde damals gerade die Buchdruckerkunst erfunden; ihr ist es zu verdanken, dass eine ganze Anzahl hervorragender Werke gerettet werden konnte. In den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts wurden in der neuen Welt literarische und historische Dokumente von unersetzlichem Werte vernichtet;

mit ihnen hat man die Hoffnung verloren, über die Sprache und die Geschichte der Ureinwohner Amerikas sichere Kenntnisse zu erlangen. Die Missionare hielten die auf Tierhaut, Baumwollenstoff und auf Baumrinde gemalten Zeichen und Figuren der Mexikaner für Monumente des Götzendienstes und glaubten, sie vernichten zu müssen, um die Bekehrung der Indianer zu erleichtern. Im 17. Jahrhundert wurden grosse Bibliotheken zum Teil oder ganz durch Feuersbrünste zerstört; erwähnt seien u. a. die Augustiner-Bibliothek in Mainz (1649 zerstört) und die Bibliothek des spanischen Königsschlosses und Klosters Eskorial (1671) und die Bibliothek der belgischen Abtei Gembloux (1685). Zurzeit der französischen Revolution war der Verlust an Büchern und Manuskripten weit weniger gross, als man gewöhnlich glaubt; die Klosterbibliotheken wurden zerstreut und geplündert, aber nur selten zerstört und vernichtet; viele Bücher gingen damals zu Spottpreisen ins Ausland.


as Ende des Engels. — Friedrich Naumann hat dem am 5. September in Dresden zusammengetretenen Kongress für protestantischen Kirchenbau in der „Hilfe" den Vorschlag gemacht, die Gestalt des Engels aus der kirchlichen Kunst verschwinden zu lassen. Er begründet seinen Antrag folgendermassen: 1. Die äussere Gestalt des Engels ist für die Gegenwart unerträglich geworden, weil sie allen Erkenntnissen über den natürlichen Aufbau lebendiger Körper widerspricht. Wir Menschen von heute haben eine etwas andere Phantasie als die Leute der früheren Zeiten. Die neue Phantasie ist durch die Schule der Naturwissenschaften hindurchgegangen. Wir halten ein Menschengebilde für unerträglich, dessen Schultern wir nicht als richtig empfinden. Alle unsere Schulkinder lernen den menschlichen Knochenbau in seinen allgemeinsten Grundzügen kennen; sie unterscheiden sich dadurch von ihren Vorfahren. Sie machen bewusst oder unbewusst den Versuch, die Flügel in diesem Knochenbau unterzubringen. Dieser Versuch ist es, der für uns die Engelsgestalt zur beständigen Quälerei werden lässt. Unsere Phantasie verträgt auch heute noch sehr wunderliche Wesen, die es nie irgendwo gegeben hat, wenn sie nur richtig gebaut sind. Was wir aber unter keinen Umständen mehr vertragen, ist das Aufbauen von Körpern, die nicht lebens- und bewegungsfähig sind. Jeder normal gebaute Vogelkörper ist künstlerisch klarer und wertvoller als der Flügelmensch. Dem Flügelmenschen traut man weder zu, dass er fliegen kann, noch dass er mit zwecklosen Flügeln herumlaufen darf. Er ist ein unerklärliches Wesen im schlechten Sinne des Wortes. Dass ihn Künstler heute noch herstellen, spricht gegen die allgemeine Bildung dieser Künstler. Die Engel der Vergangenheit wollen wir ruhig stehen lassen, denn sie gehören in die alte Phantasie hinein und haben dort ihr volles Recht, wo die alte Phantasie zu Hause ist. Wer aber heute Flügelmenschen herstellt, ist ein Romantiker, der mit der Gegenwart nicht lebt. Er mag für sich allein seine archäologische Phantasie pflegen, soviel er will, aber Gemeinde-Kirchenräte sollten ihn beim Kirchenbau übergehen, weil er eine veraltete Kunstform abzustossen nicht stark genug ist. 2. Vom religiösen Standpunkt aus ist das

Anbringen von Flügelmenschen nicht notwendig. Es handelt sich hier nicht darum, über die Existenz der Engel zu sprechen. Wir wollen ohne weiteres als zugestanden ansehen, dass die Bibel von einem gewissen Zeitpunkt an eine Engellehre hat, und dass es ein sehr gut möglicher religiöser Gedanke ist, dass es zwischen dem einen Gott und der Welt eine Menge von übermenschlichen Wesen gibt. Dieser Glaube hat gegenüber einem starren Monotheismus eine gewisse mildernde Wirkung und erleichtert die Ausschaltung der älteren Naturgottheiten, ohne dass die Natur entgeistet wird. Auch dass sich die predigende Phantasie gelegentlich mit der etwaigen Sichtbarkeit dieser Wesen beschäftigt, ist auf Grund der biblischen Geschichten nicht ganz zu vermeiden, obwohl man dabei in allerlei Wirrnisse geraten kann. Es ist aber immerhin noch etwas anderes, wenn der Prediger gelegentlich ein unsicheres Wort über die Erscheinungen der Engel sagt, falls er es für nötig findet, als wenn der Künstler in dauerhaftem Material ein festes Bildnis des unsichtbaren Wesens vor das Auge der Gemeinde hinstellt. Dieses feste Bild verletzt die Zartheit der unsicheren Gedanken, die auch die gläubigsten Menschen der Gegenwart vom Engelwesen zu haben pflegen. Und, was sehr wesentlich ist: Das Bild des Flügelmenschen ist auch auf dem Boden biblischer Gläubigkeit nicht nötig. Man kann von fast allen Bibelstellen, wo einzelne Engeln handelnd auftreten, sagen, dass es sich nicht um Flügelmenschen handelt. Der gewöhnliche normale Flügel unserer Kirchenbauten ist unseres Wissens in der Bibel nicht vorhanden. Keinesfalls ist er ein notwendiges Stück des Glaubens und seine schlechte künstlerische Darstellung schädigt die Hoffnungen auf ein besseres Jenseits, indem sie sie ins Unnatürliche hineindrängt. 3. Der Engel wird meist in der kirchlichen Kunst verwandt, um den Mangel eines klaren religiösen Gedankens zu verdecken. Woher kommt es denn eigentlich, dass gerade in neuerer Zeit so viele Engel hergestellt werden? Ist etwa unsere Zeit besonders engelgläubig? Sicher nicht! Auch die strenggläubigen Geistlichen pflegen wenig von Engelerscheinungen in der Gegenwart zu halten. Auch für sie ist der Engel ein Stück Vergangenheit geworden. Man redet noch vom Schutzengel der Kinder, führt aber das übrige Leben ohne merkbaren Einfluss einer Engelslehre. Kein Kenner unserer Glaubenslitteratur kann auf den Gedanken kommen, dass wir eine Neubelebung des Engelsglaubens vor uns haben. Nur die Architekten und Glasmaler sind sehr engelgläubig. Sie zwingen aus Mangel einer besseren religiösen Formensprache der Gemeinde eine Menge von Flügelmenschen auf. Was ist es, was diese modernen Engel uns sagen? Nichts anderes, als dass wir keinen einfachen Wahrheitssinn besitzen? Eine Anklage sind sie, nichts anderes. Ein Glaube, der schlicht und wahrhaftig ist, vermeidet gerade diese Gestaltung."


Tibetanische Medizin. Dem Berliner Tageblatt entnehmen wir einem Bericht über tibetanische Medizin, über welche Geheimrat Leo Bertenson, der bekannte russische Gelehrte und Leibarzt des Zaren, der sich seiner Zeit so günstig über Karl Buttenstedts Flugtheorie äusserte, nach der Petersburger „Medizinischen Wochen-

schrift“ ein Gutachten abzustatten hatte. Es heisst darin: „Die tibetanische Medizin ist eine der historisch interessantesten Erscheinungen ärztlicher Wissenschaft. Sie stammt aus dem Jahre 685 nach Christus, in dem die ersten medizinischen Schriften in tibetanischer Sprache aus dem Indischen übersetzt wurden. Noch heute, nach zwölf Jahrhunderten, steht die tibetanische Medizin auf dem gleichen Standpunkte wie damals. Denn es haben die Lamaärzte, die am Anfang des 18. Jahrhunderts sich unter den Burjäten verbreiteten, das alte Handbuch der tibetanischen Medizin — Schnd-Sohi — nochmals in das Mongolisch-Burjätische übersetzt, um es dem allgemeinen Verständnis zugänglich zu machen: sie haben aber im wesentlichen nichts an dem Texte geändert. Vielfach setzt die Richtigkeit der Anschauungen in Erstaunen, vielfach freilich sind auch Dinge in dem Werk enthalten, die sie in nichts von den sonstigen alten, abergläubischen volksmedizinischen Ansichten unterscheiden.

Die Zahl der Knochen wird auf 360 angegeben, die der Nerven auf 99, die der Hautporen auf 11 Millionen. Das Herz ist der „König der Organe“, die Lungenlappen halten es umschlossen, wie eine Mutter ihr Kind in den Armen hält. Die Leber ist gleich einem Berg mit spitzem Gipfel, der Magen gleich einem Kessel zum Kochen der Speisen. Die Krankheitsursachen sind Bosheit, Unbesonnenheit und Unfähigkeit zur Beherrschung der Leidenschaften. Diese verursachen Störungen in der Ernährung der Organe; durch Mangel an wahrer Güte werden vor allen die Ernährung des Herzens und der Leber beeinträchtigt. Das Erkennen der Krankheiten soll durch richtiges Ausfragen, Besichtigung der Zunge und des Harns und durch Betasten des Pulses geschehen. Die Anhänger des Schnd-Sohi kurieren mit pflanzlichen Mitteln, ausserdem mit Kompressen, Bädern, Einreibungen, Massage, Aderlässen, Amputationen. Die Chirurgen besitzen seit altersher allerlei Instrumente für Zahn- und Staroperationen, ferner Sonden, Katheter, die sie „so rein halten sollen wie ihre Gedanken und Siegel“. Die Kranken, aber auch die Gesunden sollen vor allem eine vernünftige Lebensweise beobachten. Körper und Geist müssen in Sauberkeit erhalten und jedes Übermass vermieden werden. Physische Arbeit und körperliche Übungen werden empfohlen.

An die Aerzte selbst werden durch die Vorschriften des Schud-Sohi hohe Ansprüche gestellt. Sie müssen nicht nur ihr Fach völlig beherrschen, sondern auch den Kranken angenehm sein, sie beruhigen, ihnen Mitleid und Liebe entgegenbringen und sich aller schlechten Handlungen enthalten: das Glück des Arztes soll in der Pflichterfüllung liegen. Sie sollen Leben und Unterhalt erhalten, jedoch dürfen sie an das Honorar für ihre ärztliche Hilfeleistung erst dann erinnern, wenn sie dessen wirklich bedürftig sind. Interessant ist, dass die Burjäten und Kalmücken vor einigen Monaten an die zuständigen russischen Behörden ein Gesuch eingereicht haben, dass die gesetzliche Anerkennung der tibetanischen Medizin unter den buddhistischen Volksstämmen Russlands und die Genehmigung von Spezialschulen zur Ausbildung von Aerzten in der tibetanischen Medizin fordert. Es wurden darüber auch Verhandlungen gepflogen. Aber bis

zur Gleichstellung mit der modernen Medizin konnte man doch die Anerkennung der historisch hohen Stufe dieser Medizin nicht treiben."

adium. — Der berühmteste lebende Physiker der Gegenwart, Lord Kelvin, wendet sich in einem Briefe an die „Times" auf das nachdrücklichste gegen jene neue Schule von Physikern und Chemikern, welche die von Demokritus vor dritthalbtausend Jahren in die Naturlehre eingeführte und im neunzehnten Jahrhundert hauptsächlich unter dem Einflusse Daltons allgenommene atomistische Theorie der Materie durch Hypothesen ersetzen wollen, die Unveränderlichkeit der kleinsten Teile der Materie leugnen und an allmähliche Umwandlung von Elementen in andere Elemente glauben, wie dies in einem Falle bei Umwandlung von Radium in Helium durch Sir William Ramsay durch Versuche gezeigt worden sein soll. Kelvin leugnet, dass man aus diesem vereinzelten Versuch jene gewagten Schlüsse ziehen dürfe und meint, es beweise bloss, dass Radium schon von vornherein Helium enthalten habe, das während des Versuchs zum Vorscheine gekommen ist. T. R.

chopenhauers Krankheit. — Die Münch. Medizin. Wochenschrift berichtet über einen Vortrag Iwan Blochs in der Berliner Gesellschaft für Geschichte der Naturwissenschaften und der Medizin, der sich eingehend mit Schopenhauers Krankheit im Jahre 1823 beschäftigte: Erst die jüngste Zeit hat sich eingehend mit der Frage beschäftigt, welchen Einfluss die Krankheiten und Leiden hervorragender Persönlichkeiten auf ihr geistiges Leben gehabt haben; den Anstoss dazu gaben die Lehren Lombrosos, aber der eigentliche Begründer dieser Spezialwissenschaft, für die man den Namen „Phatographie", die Lehre vom bedeutungsvoll Krankhaften, eingeführt hat, ist Möbius. Die Krankheit nun, an welcher Schopenhauer im Jahre 1823 in München litt, scheint von nicht geringem Einfluss auf die Entwickelung seiner pessimistischen Weltanschauung gewesen zu sein. Wie es aus einer Reihe von Zitaten hervorgeht, kann es keinem Zweifel unterliegen, dass es sich um Syphilis handelte; den Beweis dafür liefern ärztliche Verordnungen, die in seinem Nachlass vorgefunden wurden, und die eine typische antisyphilitische Kur zum Inhalt haben. Aber auch verschiedene Stellen seiner Werke legen Zeugnis ab, dass der Philosoph aus eigener Erfahrung spricht. Er war bekanntlich der ärztlichen Kunst abhold und neigte mehr der Charlatanerie und Kurpfuscherei zu, gibt aber zu, „dass es Ausnahmen, also Fälle gibt, wo nur der Arzt helfen kann; namentlich ist die Syphilis der Triumph der Medizin." An einer anderen Stelle der „Parerga und Paraplipomena" spricht er von dem Einfluss, den die venerische Krankheit nicht bloss in physischer, sondern auch in moralischer Beziehung ausübt. „Seitdem Amors Köcher auch vergiftete Pfeile führt, ist in das Verhältnis der Geschlechter zu einander ein fremdartiges, feindseliges, ja teuflisches Element gekommen; infolge wovon ein furchtsames Misstrauen es durchzieht; und der mittelbare Einfluss einer solchen Änderung in der Grundfeste aller menschlichen Gesellschaft erstreckt sich mehr oder weniger

auch auf die übrigen geselligen Verhältnisse.“ Schopenhauer war eine stark sinnliche Natur und in der Praxis durchaus nicht zur Askese geneigt; unter dem unmittelbaren Einflusse seiner Leiden und Leidenschaften kam jedoch in seinen Schriften die pessimistische Anschauung zum Ausdruck. Daran änderte auch die Tatsache nichts, dass er von seiner Krankheit völlig geheilt wurde. Er spricht die Ansicht aus, dass die natürlichen Strafen des Lasters, insbesondere die venerische Krankheit, Moralität zum Zwecke haben, und dass sie ein natürlicher Damm gegen die Triebe des Menschen seien. Es ist somit wohl der Schluss berechtigt, dass die syphilitische Erkrankung des Philosophen mit zur Entwicklung seiner pessimistischen und asketischen Weltauffassung beigetragen habe.“



Psychologisches — „Ein normales Kind kennt gewöhnlich am Ende des dritten Lebensjahres, spätestens aber bei seinem Schuleintritt sämtliche Farben und kann meist auch ihre feineren Schattierungen angeben. Der Hauptlehrer Kannegiesser in Erfurt hat nun, wie er in der „Zeitschr. für die Behandlung Schwachsinniger und Epileptischer“ mitteilt, den Farbensinn geistig minderwertiger Kinder untersucht. Sein Ziel war, in der Frage, ob Intelligenz und Farbenkenntnis in einem näher zu bestimmenden Verhältnis stehen, Klarheit zu gewinnen. Dass die geistige Minderwertigkeit nicht nur bei den höheren Denkprozessen, sondern auch in sehr einfach psychischen Vorgängen zum Ausdruck kommt, ist eine bekannte Tatsache. Es fragt sich also, ob auch Farbenkenntnis als Beweis einer gewissen Intelligenz in Betracht kommt. Die Prüfung der Farbenkenntnis der Kinder bei ihrer Aufnahme in die Erfurter Hilfsschule ergab, dass Intelligenz und Farbenkenntnis im gleichen Verhältnis stehen. Je geringer die Begabung, desto grösser ist die Unkenntnis der Farben. Von 48 Kndern hatten 25 bei ihrer Aufnahme sämtliche Farben gekannt. Von diesen letzten kamen 21 bis zur ersten Klasse, während von den anderen 23 mit mangelhafter Farbenkenntnis nur 11 dieses Ziel erreichten. Demnach lässt guter Farbensinn auf eine bessere Intelligenz und grössere Bildungsmöglichkeit schliessen. Die Farbenkenntnis selbst lässt sich auch durch Übung entwickeln. Dies ergibt sich ebenfalls aus Beobachtungen Kannegiessers. Nach eineinhalb Jahren kannten alle Kinder, auch solche, die bei ihrer Aufnahme eine erhebliche Farbenunkenntnis bewiesen hatten, sämtliche Farben. Es ergab sich aber ferner, dass die Kinder, die bei ihrem Eintritt die geringste Farbenkenntnis besessen hatten, das Klassenziel nicht erreichten und demnach nicht versetzt werden konnten. Also auch hier zeigte sich eine Abhängigkeit des Farbensinnes der Kinder von ihrer allgemeinen Bildungsfähigkeit. — B. T. 15. VIII. 06.

Der englische Anthropolog Francis Galton, ein Vetter Darwins, hat es unternommen, auf Grund seines Systems die Menschen nach ihrer geistigen Begabung in 16 Klassen zu teilen und auf Grund von umfassenden Erhebungen den durchschnittlichen Satz jeder Klasse in einer Million Menschen zu berechnen. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, dass die Höchstbegabten und die Niedrigstbegabten in gleichen Zahlen vorhanden sind, und dass, von dem Durchschnitt

der Begabung an gerechnet, die Zahl der in jeder Klasse vorhandenen Individuen sich bis zu jenen Stufen der höchsten und der niedrigsten Begabung übereinstimmend vermindert. Eine Million Menschen verteilt sich nach Galton auf jene 16 Klassen in folgender Weise:

Ausserordentliche Genies	1
Genies	14
Grosse Talente	233
Talente	2 423
Begabte Köpfe	15 696
Leidlich Begabte	63 563
Etwas Begabte	162 279
Dicht unter dem Durchschnitt	256 791
Dicht unter dem Durchschnitt	256 791
Weniger Begabte	162 279
Beschränkte	63 563
Dumme	15 696
Schwachsinnige	2 423
Irrsinnige Blödsinnige	233
Irrsinnige	14
Mikrokephalen	1
Zusammen	1 000 000

— Im psychologischen Institut der Universität Chicago sind an 25 Männern und ebensoviel Frauen experimentelle Untersuchungen angestellt worden, über die nun ein Bericht von Helen Bradford Thompson vorliegt. Das Alter der Versuchspersonen hielt sich, wie dem neuesten Hefte der Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane zu entnehmen ist, zwischen 19 u. 25 Jahren; die Leute waren sämtlich Besucher der Universität und zeigten in bezug auf die Vorbildung grosse Gleichmässigkeit. Bei Prüfung der Koordination von Empfindung und Bewegung mittels Kartensortierens zeigte sich, dass die Frauen sowohl in der Schnelligkeit als in der Genauigkeit die Männer etwas überflügeln. Bei den Hautempfindungen ist das Empfinden der Frauen im allgemeinen etwas reiner als das der Männer. Deutlich tritt die grosse Sensibilität der Frauen hervor in der Zweipunktunterscheidung mit dem Ästhesiometer auf der Mitte der Volarseite des Vorderarmes, sodann in der Schmerzempfindlichkeit auf Druck, weniger bemerkbar ist sie dagegen bei dem Tastsinn. Bei Temperaturunterscheidungen findet sich kein Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern. Für Schmerz durch elektrische Reizung sowie in der Beurteilung gehobener Gewichte erzielten die Männer bessere Resultate. Die Versuche über den Geschmacks- und Geruchssinn ergaben, dass die Frauen in beiden Empfindungsklassen tiefe Schwellenwerte haben, bei starken Reizen jedoch weniger Unterscheidungsfähigkeit zeigen als die Männer. Raucher sollen allerdings einen durchschnittlich um zwei Fünftel der Norm abgestumpften Geruch haben. Bezüglich der Gehöre ergab sich, dass die Männer eine etwas tiefere untere Grenze

der Tonwahrnehmung hatten als die Frauen, dass diese aber ein feineres Unterscheidungsvermögen für Tonhöhe aufweisen. Auf dem Gebiete des Gesichtssinnes zeigten Männer ein feineres Unterscheidungsvermögen für Helligkeit und eine tiefere Lichtschwelle, die Frauen hatten dagegen eine erheblich feinere Farbenunterscheidung. Was die Affekte betrifft, so zieht die Verfasserin aus den Versuchen den Schluss, dass die Männer unter gleichen Umständen stärkere Affektempfindungen haben als die Frauen. Das gesellige Gefühl soll nach den Untersuchungen der Verfasserin beim Manne, das religiöse bei der Frau das stärkere sein. —


hrenologie. — Aus den interessanten Verhandlungen der im August in Görlitz abgehaltenen 37. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft können wir nur einen Vortrag hervorheben, da uns der Raum fehlt die anderen Mitteilungen, welche vielfach neue Gesichtspunkte über die Urgeschichte des deutschen Volkes enthielten, entsprechend zu würdigen. Professor Schwalbe, ein Anhänger der modernen Phrenologie äusserte sich nach dem Bericht des Berliner Tageblattes folgendermassen: „Bekanntlich hat Gall zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine Phrenologie zu begründen gesucht, indem er die Anlagen aus den Einbuchtungen der Schädeloberfläche erkennen zu können glaubte. Das Gehirn fasste er nicht als einheitlich wirkendes Organ auf, sondern jeder Geistestätigkeit sollte ein spezieller Teil des Gehirns, ein Organ entsprechen. Der Vortragende beschäftigte sich einleitend mit den von ihm gefundenen neuen anatomischen Grundlagen, die eine vorurteilsfreie Kritik des anatomischen Teils der Lehren von Gall gestatten. Diese Grundlagen sind in der Tatsache gegeben, dass an der Oberfläche des Schädels bestimmte Erhebungen ganz bestimmten, unter ihnen liegenden grösseren Abschnitten des Gehirns oder einzelner Hirnwindungen entsprechen können. Zunächst behandelte der Redner die Frage, inwieweit dieses Gehirnrelief den Gallschen „Organen“ entspreche, deren Lage zur Schädeloberfläche von Gall dadurch bestimmt wurde, dass er bei Individuen mit ausgeprägten einseitigen Begabungen nach besonderen Bildungen der Kopfform suchte. Besonders verglich der Vortragende die Erhebungen der Schläfenregion, welche der dritten Stirnwindung und zweiten Schläfenwindung des Gehirns entsprechen, mit den Gallschen Organen dieser Gegend und machte auf das Widersprechende in Galls spezieller Darstellung aufmerksam, während Galls allgemeine Anschauungen über die Gestaltung des Schädels durch das Gehirn, über den geringen Einfluss der Muskeln auf die Formgestaltung des Schädels volle Anerkennung fanden. Gall ist geradezu als der Begründer der Lokalisationslehre des Gehirns zu bezeichnen. Durch die genauen Untersuchungen der Grosshirnwindung hervorragender Männer verschiedener Berufsklassen — Mathematiker, Musiker usw. — wurde wiederum der Grund gelegt zu einer modernen Phrenologie, die nunmehr, mit einer genauen Kenntnis der Gehirnwindungen ausgerüstet sich der Assoziationsgebiete bemächtigte und innerhalb dieser die Windungen aufzufinden bestrebt war, die bestimmten geistigen Fähigkeiten entsprechen

möchten. Diese Untersuchungen mussten aus äusseren Gründen vom Schädel absehen. Offenbar aber liegen für diese Untersuchungen ganz ähnliche Grundanschauungen vor, wie diejenigen waren, von denen Gall ausging. Wir haben hier wieder stark individualisierte Lokalisation. In neuester Zeit ist dann Möbius wieder auf die Gallsche Methode zurückgekommen, von der Formation des Schädels auf die Bildung des Gehirns zu schliessen. Soll eine sichere Entscheidung getroffen werden, so muss stets die Untersuchung des Schädels und Gehirnes Hand in Hand gehen; ist das Gehirn nicht vorhanden, so können Ausgüsse der Schädelhöhle befriedigende Resultate liefern. Weiter besprach der Vortragende einige spezielle Lokalisationsversuche bestimmter geistiger Fähigkeiten: Zunächst Möbius Untersuchungen über den Sitz des mathematischen Organs. Der Vortragende konnte Möbius nicht beipflichten, dass die bei Mathematikern besonders stark ausgebildete „Stirnecke" durch besonders starke Entwickelung bestimmter Hirnwindungen erzeugt sei; hier schien ihm eine physiognomische Deutung wahrscheinlicher als eine phrenologische. — Eine weitere kritische Betrachtung des Vortragenden bezog sich auf die Frage nach dem Sitz des musikalischen Talents. Gall verlegte das Organ des Musiksinnes in die seitliche Stirngegend, dicht über die Stirnecke. Nach Möbius und Auerbach spricht vielmehr dafür, dass das Gebiet der beiden oberen Schläfenwindungen hierfür in Betracht kommen. Einer Definition von Möbius folgend und auf Grund eigener Untersuchungen an Gipsabgüssen von Schädeln von vier berühmten Musikern erörterte der Vortragende die Möglichkeit, dass neben den beiden oberen Temporalwindungen für den Musiksinn noch eine zweite Stelle in Anspruch genommen werden könne, die Gegend des hinteren Teiles der dritten Stirnwindung. Erstere Stelle würde dem passiven rezeptiven Teile des Musiksinnes entsprechen, letztere dem aktiven, produktiven Teil, der Fähigkeit zu komponieren. Das dem Vortragenden vorliegende Material liess hier noch keine sichere Entscheidung zu. Zum Schluss charakterisierte der Vortragende die moderne Phrenologie dahin, dass sie bestrebt sei, innerhalb der grossen Assoziationsgebiete der Grosshirnrinde Lokalisationen bestimmter Fähigkeiten zu ermitteln. Die moderne Lokalisation ist damit wieder eine individualisierende geworden, wie früher die von Gall. Die Zukunft liegt in möglichst zahlreichen individuellen Untersuchungen, die ausser Gehirn und Schädel auch die äussere Gestaltung des noch mit Weichteilen bedeckten Kopfes berücksichtigen."



raphologie. Professor Alfred Binet von der Sorbonne hat die Ergebnisse langjähriger graphologischer Studien in einer Schrift „Les Revelations de l'écriture" soeben veröffentlicht. Nach einer Darstellung des „Cri de Paris" sollen diese Studien einen „wahren Zusammenbruch der Graphologie" wie sich die Tägliche Rundschau ausdrückt, bedeuten. Uns will es erscheinen, als sei das Erraten des Geschlechtes wenig geeignet, einen Massstab zur Beurteilung der Graphologie abzugeben. Seitdem durch Walter Fliess und Weininger, und die astrologische Auffassung

der psychischen Entitit des Menschen ein helles Licht auf das Geschlechtsproblem gefallen ist, seitdem kann es nicht von Wert sein, ob wir durch die Graphologie die äusseren Geschlechtsmerkmale eines Menschen bestimmen können. Diese sind von untergeordneter Bedeutung gegenüber dem männlichen und weiblichen Charakter, dessen graphologische Fixiernng durchaus nicht zu den problematischen Arbeiten der Graphologie gehört. Bei den Handschriftdeutungen handelt es sich 1. um eine Charakterisiernng psychischer Werte, welche in beschränktem Masse einen Rückschluss auf körperliche Eigenschaften zulassen. Wenn unsere psychologischen Kenntnisse bessere geworden sein werden, dann wird auch die Graphologie bessere Darstellungen liefern können. Binets Ergebnisse fasst der Cri zusammen:

1) Wenn man einem Graphologen eine männliche und eine weibliche Handschrift vorlegt, so errät er das Geschlecht nur in drei Fällen von vier. 2) Binet stellte neben die Handschrift des berühmten Malers Henner die eines Dummkopfes, neben die des Gelehrten und Staatsmannes Panl Bert die eines Zerstreuten usw. Dann ersuchte er die Graphologen, von den beiden den bedeutenden Mann herauszufinden. Die richtigen Antworten betrngen bloss 60 v. H., nnr etwas mehr als die Hälfte. 3) Binet stellte Handschriften von Verbrechern neben diejenige ehrlicher Leute und fragte: Wo ist der Verbrecher? Der gewiegteste Graphologe, Crépieux-Jamin, riet achtmal richtig und dreimal falsch, die andern dagegen gaben nur sechs richtige und fünf falsche Antworten.

Die komischsten Irrtümer und Verwechselungen haben sich ergeben. Eine der Leuchten der Wissenschaft musste sich darein finden, nach dem Spruch der graphologischen Sachverständigen „nur geringe Intelligenz zu besitzen". Die Schrift Vidals, des Frauenmörders, wurde für die „eines jungen Mädchens, das man unter die gesetzten Charaktere einreihen muss", gehalten. Ein anderer Graphologe hat in dem Geschreibsel eines minderwertigen Mörders Zeichen „eines grossen Talentes" gefunden uud seine Schrift mit der von Taine verglichen, der ja ein grosser Denker gewesen sei. Ein dritter hat sogar erklärt, diese Schrift rühre von Professor Binet selbst her."

Irrtümer kommen bei der Jugend der Graphologie natürlich vor, doch sehe ich nicht ein weshalb man eine Lehre verwerfen soll, weil sie noch nicht die exakten Resultate liefert, die sie im Zustande ihrer Vollkommenheit geben könnte. Verwerfen wir vielleicht die innere Diagnotik am Krankenbette, weil sie zu vielen falschen Schlüssen Anlass gibt und häufig ein Fall soviel Diagnosen zulässt als Ärzte gefragt werden? Es wäre eine solche Verwerfung nicht allein voreilig sondern unwissenschaftlich, ebenso wie Binets Methode der Statistik der wichtigen und falschen Fälle nicht geeignet ist, über die Richtigkeit der Graphologie Rechenschaft zu geben.


Religionsvergehen im Strafrecht. Auf Anregung des Reichs-Justizamtes wird eine „Vergleichende Darstellung des deutschen und ausländischen Strafrechts" als Vorarbeit zur deutschen Strafrechtsreform herausgegeben. Der dritte Band ist soeben in Berlin bei Otto Liebmann erschienen und enthält als erste Abhandlung

die Arbeit von Professor D. Dr. Kahl[3] über Religionsvergehen, im besonderen über die beiden ersten Tatbestände aus § 166, Gotteslästerung und Beschimpfung von Religionsgesellschaften. Kahl fordert nicht eine Aufhebung, sondern eine Reform der Strafgesetzbestimmungen, und in den ausführlichen Betrachtungen darüber kommt er zu folgender höchst beachtenswerter Aeusserung: Parität wird zur Imparität nicht nur, wenn Gleiches ungleich, sondern auch, wenn Ungleiches gleich behandelt wird. Das aber ist durch die Spezialisierung auf „Einrichtungen oder Gebräuche" im Verhältnis von Katholizismus und Protestantismus wahrhaft der Fall. Was Wach bei Besprechung der heiklen Frage getan muss ich auch hier ausdrücklich in Anspruch nehmen: „Ich schreibe als Jurist, nicht als Protestant". Es ist vor Wahrheit und Gerechtigkeit nicht wegzubringen: die katholische Kirche ist vollkommener gegen Beschimpfung geschützt, als die evangelische. Hamm vermeint darüber hinwegzukommen mit der Erklärung, dass die evangelische Kirche weniger Gebräuche und Einrichtungen hat, als die katholische. „Sie wird weniger beschützt, weil sie weniger besitzt, das des Schutzes bedarf." Eine Beschwerde darüber sei ungefähr so, „als wenn die Armen und Besitzlosen die Strafbestimmung wegen Diebstahls als ungerechtfertigt angreifen wollten, weil nur der Diebstahl gegen Besitzende bestraft werde." Die Sache liegt denn doch tiefer! Das Gesetz ermisst nicht die durch die Wesensverschiedenheit beider Kirchen bedingte ungleiche Rückwirkung des Tatbestandes auf die Rechtsanwendung. Die Lehre soll an sich nicht Objekt des Strafschutzes sein. Alle Grundelemente katholischen Kirchenrechts sind aber dogmatisch fundiert. Angriffe auf die Lehre qualifizieren sich insoweit von selbst als Angriffe auf Verfassung und religionsgesellschaftlichen Tatbestand. Daher die unvermeidliche Kasuistik der Judikatur in dem früher erwähnten Umfang. Ferner kann nach ihrer bis ins Kleine durchgebildeten rechtlichen Organisation die katholische Kirche alle ihr irgend wertvollen Bestandteile der Gemeinschaftsordnung als Einrichtungen oder Gebräuche in Anspruch nehmen, während die evangelische Kirche ebenso entscheidenden Wert auf die Anerkennung ihres durch die persönliche Gewissenstat der Reformatoren gewirkten geistlichen Charakters legen muss, hierin aber strafrechtlichen Schutz vermissen muss. Dass hier Imparität empfunden wird, ist eine Tatsache, die der Gesetzgeber nicht ignorieren kann. Kahl kommt schliesslich zu einer Zusammenfassung seiner Vorschläge, aus der wir die § 166 betreffenden mitteilen. 1) Die Gotteslästerung ist nicht als Unterart der religionsgesellschaftlichen Beschimpfung und nicht als Verletzung des religiösen Gefühls anderer zu behandeln. Vielmehr rechtfertigt und bestimmt sich ihr Strafbestand gegenwärtig allein aus dem objektiven Grunde, dass sie sich darstellt als rechtswidriger Angriff gegen das in Reichs- und Landesgesetzgebung für staatlich wertvoll gehaltene und darum geschützte öffentliche Interesse an der Religion. Mit diesem Objekt ist sie selbständiges Vorgehen gegen die öffentliche Ordnung. Muss hiernach einerseits das Erfordernis der Aergerniserregung als Voraussetzung der Strafbarkeit entfallen, so ist andererseits eine Fassung der Gesetzbestimmung zu wählen,

welche die Gewissensfreiheit in allen Erscheinungsformen ausdrücklich und vollkommen schützt und überhaupt eine nicht in gotteslästerlicher Absicht geschehene Handlung von der Rechtswidrigkeit ausschliesst. 2) Soll eine besondere Strafbestimmung gegen Beschimpfung von Religionsgesellschaften beibehalten werden, so ist ohne Spezialisierung der Objekte der Strafschutz auf alle im Reiche mit Religionsübung zugelassenen Religionsgesellschaften als solche auszudehnen und der Begriff der Beschimpfung selbst dahin ausdrücklich zu beschränken, dass er nur die in roher Form und gemeiner Absicht geschehene Aeusserung umfassen kann. Als Modalität des objektiven Tatbestandes ist neu aufzunehmen, dass die Handlung „in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise“ geschehen war. Durch dieses das entscheidende Staatsinteresse bezeichnende Merkmal bestimmt sich auch die systematische Stellung unter Vergehen gegen den öffentlichen Frieden. Eine privilegierende Bestimmung zugunsten von Religionsdienern, welche sich in Ausübung ihres Berufs einer solchen Beschimpfung schuldig gemacht haben, erscheint nicht gerechtfertigt. Besonderes Interesse erweckt in der Abhandlung auch noch eine statistische Aufstellung. 22 Jahrgänge von 1881 bis 1903 hat der Verfasser untersucht, zunächst um sich eine Ansicht über die Strafmaxima zu bilden. Danach sind im Deutschen Reiche in diesen 22 Jahren 6921 Verurteilungen wegen Religionsvergehen im bisherigen Sinne erfolgt, und in diesen 6921 Fällen wurde 22 Male das Strafmass von 2 Jahren erreicht oder überschritten. 158 Male blieb es im Rahmen zwischen 1 und 2 Jahren, 1551 Male zwischen 3 Monaten und ein Jahr. In 5190 Fällen wurde auf Gefängnis bis zu drei Monaten oder nach blossen Tagen erkannt, darunter seit 1890 in 589 Fällen auf Gefängnis von weniger als 4 Tagen.


esuitismus. Auf der letzten Generalkongregation des Ordens der Jesuiten wurde beschlossen die Geschichte des Ordens zu schreiben. Die Arbeit soll nach Nationen geteilt werden und in den Sprachen der betreffenden Völker soll auch die Geschichte geschrieben sein. — An Stelle des verstorbenen Jesuitengenerals P. Martin wurde der deutsche Professor an der gregorianischen Universität zu Rom P. Wernz gewählt. Da die Jesuiten in Deutschland wieder Einzug halten und uns die nächste Zukunft den Kampf mit ihnen bescheeren wird, ist es sicher für unsere Leser wertvoll über die Arbeiten des jetzigen Generals unterrichtet zu sein. Der Reichsbote vom 13. Sept. verhilft uns zu dieser Kenntnis: Das standard work des neuen Generals der Jesuiten ist sein in den Jahren 1898 bis 1901 in 3 Bänden erschienenes „Dekretalenrecht“ (Jus decretalium). Hier lehrt er über die Frage des Verhältnisses von Staat und Kirche, die ja zur eigentlichen Domäne des Jesuitenordens gehört, da die Jesuiten die Papstkirche zum Universalstaat über alle Staaten machen wollen: „Der Staat ist der Kirche indirekt unterworfen. Diese Unterordnung ist nicht nur negativ, so dass der Staat nichts vornehmen darf, was zum Nachteil der Kirche ausschlägt, sondern sie ist positiv, d. h. die staatliche Gewalt hängt von der kirchlichen so ab, dass er auf Verlangen der Kirche mit seiner Tätigkeit zum

Wohl und zum Vorteil der Kirche mitwirken muss.“ Da der Jesuit nur eine Kirche, die Papstkirche, kennt, diese allein als vom Geiste Gottes, alle anderen als vom Geiste des Bösen geleitet ansehen muss, so ist der Staat verpflichtet für den Vorteil der Papstkirche und zum Schaden der anderen christlichen Kirchen zu wirken. An einer anderen Stelle heisst es in dieser Beziehung: „Die Kirche (natürlich die Papstkirche) ist durchaus nicht verpflichtet, die staatsgesetzlichen Vorschriften, die sich auf die sicherheitlichen und sanitären Einrichtungen der Friedhöfe beziehen, zu beobachten. Denn die Kirche ist eine vollkommene, unabhängige Gesellschaft, die den Staatsgesetzen nicht eigentlich unterworfen ist. Sind aber die Staatsgesetze in sich gerecht und geziemend (worüber die Papstkirche mit Unfehlbarkeit oder wenigstens mit absoluter Machtvollkommenheit befindet), so billigt und kanonisiert die Kirche diese Gesetze, um einen Streit zwischen beiden Gewalten zu vermeiden.“

Allein der Papst ist überhaupt der souveräne Herr über die staatlichen Gesetze, denn unser Gewährsmann schreibt: „Obwohl der Papst ausserhalb seines eigenen Territoriums (wenn der Jesuit hier nicht den Vatikan mit seinen 11000 Gemächern meint, so denkt er sich den Papst immer noch als Herrn des Kirchenstaats) bürgerliche Gesetze nicht geben kann, so folgt daraus aber durchaus nicht, dass er bürgerliche Gesetze, die (nach seiner Meinung) dem göttlichen und kanonischen Recht widersprechen, nicht für null und nichtig erklären kann. Mit vollem Recht hat stets die katholische Kirche bürgerliche Gesetze, die dem göttlichen und kanonischen Recht widerstreiten, für null und nichtig erklärt. Duldet die Kirche, dass die Gläubigen gewisse Staatsgesetze beobachten, so sind solche Gesetze keineswegs für die Gläubigen bindend kraft ihrer staatlichen Verpflichtungsgewalt, sondern kraft des Willens der Kirche.“

Ueber die Art und Weise, wie die Papstkirche sich zu den anderen christlichen Kirchen und deren Mitgliedern stellt, äussert sich der Jesuit wie folgt: „Zweifellos betrachtet die katholische Kirche alle Religionsgemeinschaften der Ungläubigen und alle christlichen Sekten als ganz und gar illegitim und jeder Daseinsberechtigung bar. Die giltig getauften Mitglieder der nichtkatholischen christlichen Sekten sind formelle Rebellen gegen die Kirche, wenn sie hartnäckig in ihren Irrtümern verharren. Denn durch die Taufe sind sie der absoluten und immerwährenden Herrschaft der Kirche untertan. Deshalb ist es ein schwerer Irrtum zu glauben, die verschiedenen christlichen Sekten, z. B. die Anglikaner, Lutheraner, Russisch-Orthodoxen usw. seien legitime Teile einer gewissen allgemeinen Kirche und der katholischen Kirche gleichsam als Schwesterkirchen verbunden. Nach dem bisher Mitgeteilten wird man sich nicht wundern, dass der neue Jesuitengeneral dem Staate auch jegliches Erziehungs- und Unterrichtsrecht abspricht. Ebenso wie die Zentrumsredner Danzenberg und von Heeremann aus den Worten des Herrn: „Gehet hin und lehret alle Völker“, das sich doch nur auf die Lehre des Evangeliums beziehen kann, das alleinige Unterrichts- und Erziehungsrecht der Papstkirche in den Beratungen des Kultusetats während der neunziger Jahre abgeleitet haben, genau so beansprucht auch

der Jesuitengeneral dieses Recht einzig und allein für die römische Kirche, bestreitet die Berechtigung des Staates, den Schulzwang einzuführen, legt ihm aber die Verpflichtung auf, dem Schulzwange der Kirche seine Exekutive zu leihen; er schreibt: „Die katholische Kirche kann aus eigenem, von Gott ihr verliehenem Recht nicht nur den religiösen Unterricht und die religiöse Erziehung der katholischen Jugend in allen Schulen, seien sie öffentlich oder privat, mit wahrer vom Staate unabhängiger Jurisdiktionsgewalt allein leiten, sondern sie beansprucht auch, dass der litterarische und bürgerliche Unterricht ihr insoweit unterworfen sei, als es zur Sicherung der religiösen Erziehung der Jugend notwendig ist. Wie diese Sicherung gegeben sein muss, darüber bestimmt die Kirche allein, daher der Widerstand der polnischen Priesterschaft gegen die Massnahmen der Regierung in Sachen des Religionsunterrichts. Wernz schreibt weiter: „Obwohl die Kirche sich nicht das alleinige Recht zuschreibt, Elementarschulen, Mittelschulen und Universitäten zu gründen und zu leiten für den Unterricht der Laien in den profanen Wissenschaften und Künsten, so beweist sie doch auf Grund rechtmässiger Titel, dass ihr gemäss ihrem Gutdünken zur Errichtung und Leitung auch solcher Schulen ein kumulatives und von der Staatsgewalt unabhängiges Recht zusteht. Endlich wie die Kirche nach eigenem Recht den Besuch gewisser schlechter Schulen verbieten kann (so verbot ja Bischof Korum vor einigen Jahren den Besuch der „schlechten" staatlichen Mädchenschulen), so kann sie den Gläubigen auch den Besuch der von ihr selbst errichteten Schulen positiv gebieten." Die Kirche, aber nicht der Staat, hat also das Monopol der Zwangsschule und an einer anderen Stelle sagt unser Gewährsmann, dass der Staat das Recht und die Pflicht hat, dieses Monopol der Papstkirche mit seinem weltlichen Arm zu unterstützen. Dass die kirchlichen Schulen deswegen dem Staate aber doch nicht unterworfen sind, versteht sich von selbst, wohl aber hat die Papstkirche das Recht der Beaufsichtigung aller staatlichen Schulen bis hinauf zur Universität, denn wir lesen weiter: „Wenn wir erklären, dass der katholischen Kirche auch der litterarische und bürgerliche Unterricht der katholischen Jugend unterworfen ist, so wollen wir damit ausdrücken, dass sich diese kirchliche Gewalt auf alle profanen Disziplinen und auf deren Lehrer und Lehrbücher erstreckt, dass von dieser Gewalt auch die Universitäten nicht ausgenommen sind, und dass diese Gewalt begründet ist in den höchsten Grundsätzen für das richtige Verhältnis von Glauben und Vernunft." So wenig wie bei den Kirchenbauten ist natürlich auch die Kirche bei den Schulbauten verpflichtet, den bürgerlichen Gesetzen über die Gesundheitspflege, über die Schulbaupläne usw. nachzukommen. Es konnte nicht ausbleiben, dass der Jesuit in seiner Lehre von den Schulen auch dem Protestantismus eins versetzte: „Damit die Elementarschulen Zuwachs erhielten, brauchte die Pseudoreformation durchaus nicht abgewartet zu werden, im Gegenteil, mit ihren falschen Grundsätzen über die kirchliche Gewalt hat sie den Elementarschulen keinen geringen Schaden zugefügt." Es folgt noch die Klage darüber, dass den Mönchsorden das Recht, Schulen zu gründen, vielfach beschränkt wird.

„Besonders die religiösen Orden werden von der Kirche nicht nur nicht gehindert, Schulen zu eröffnen, sondern die Päpste, die Bischöfe ermuntern sie zu diesem Werke. Deshalb wird der Kirche, den katholischen Gläubigen, dem Welt- und Ordensklerus eine offene Beleidigung zugefügt, wenn durch gottlose Gesetze, wie z. B. in Frankreich und Deutschland, Kleriker und Ordensleute wenigstens gewisser Orden von den Elementarschulen ferngehalten und nur Laien als taugliche Lehrer zugelassen werden.“ Noch einmal wird dann ein generelles Recht der Beaufsichtigung aller niederen und höheren Schulen für die Papstkirche reklamiert. Sie hat auch die Lehrbücher für die profanen Wissenschaften zu prüfen und kann verlangen, dass schlechte Lehrer entfernt werden. Speziell über die Universitäten heisst es: „Auf den vom Staate errichteten Universitäten fordert die Kirche kraft ihres eigenen und angeborenen Rechts, dass nicht nur die theologischen und kanonischen Fakultäten, nachdem sie den Bestimmungen des kanonischen Rechts entsprechend errichtet sind, der kirchlichen Leitung unterworfen bleiben, sondern dass auch in anderen Faktultäten Dozenten und Professoren katholisch seien und dass ihre Lehren übereinstimmen mit der katholischen Glaubenslehre und den guten Sitten.“ Das ist der neue deutsche Jesuitengeneral, den die „Kölnische Volkszeitung“ seinerzeit im Gegensatze zu seinem Kollegen de Luca für „modern im besten Sinne des Wortes“ ausgab und mit hohen Lobsprüchen bedachte.“ —

Eine hübsche Geschichte vom Aberglauben oder von jesuitischer Arroganz wissen die Zeitungen zu erzählen. An der als Musteranstalt bezeichneten Jesuiten-Universität von St. Louis hat sich folgendes Ereignis zugetragen: Der Jesuit Charoppin, Professor der Naturwissenschaften, reiste als Astronom mit vier protestantischen Astronomen, den Professoren Pritschek, Nipher, Engler und Waller, am 21. November 1888 nach St. Francisco, um dort eine Sonnenfinsternis zu beobachten. Am Tage der letzteren war der Himmel voll Wolken, aber als sich der Jesuit an die Madonna wandte, konnten die Astronomen zwei Minuten die Sonnenfinsternis beobachten, weil die Himmelskönigin die Wolken zerstreute. „Wir haben im Himmel eine Königin,“ so sprach der Jesuit zu seinen Kollegen, „die ihr Protestanten nicht kennt; sie ist allmächtig bei Gott und liebt zärtlich diejenigen, die sie ehren.“ Wir wissen nicht, was die protestantischen Kollegen geantwortet haben; nach der ultramontanen Legende, wie sie in der zu Neapel erscheinenden „Liberta Cattolica“ (Jahrg. 1890, Nr. 197) veröffentlicht wurde, sind sie alle vier katholisch geworden. —

Am 31. Juli feierte der Orden den 350jährigen Todestag von Ignatius von Loyola, des Stifters der Gesellschaft Jesu. —

Katholische Theologie. Die päpstliche Bibelkommission hat eine Reihe von Fragen betreffend die Urheberschaft des Pentateuch durch eine Veröffentlichung zu einem gewissen Abschluss gebracht. Es handelte sich darum festzustellen ob Moses der Urheber alles dessen sein konnte, was sich in dem ihnen zugeschriebenen Büchern findet. Die Uebersetzung der Entscheidung nach dem lateinischen Wortlaut der

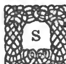
Revue biblique (N. S. III, 349—51 Paris 1906) lautet: „Als der Päpstliche Kommission für die Förderung der biblischen Studien die folgenden Zweifel zur Beantwortung vorgelegt wurden, entschied sie wie folgt: I. Ob die von den Kritikern zur Bekämpfung der Echtheit der heiligen Bücher, die mit dem Namen Pentateuch bezeichnet werden, zusammengebrachten Gründe so gewichtig seien, dass sie unter Hintansetzung der zahlreichen Stellen beider Testamente in ihrer Gesamtheit genommen, der fortlaufenden Uebereinstimmung des jüdischen Volkes, ebenso der beständigen Ueberlieferung der Kirche, sowie innerer Anzeichen, die aus dem Texte selbst eruiert werden, das Recht verleihen, zu behaupten, diese Bücher hätten nicht den Moses zum Urheber, seien vielmehr aus zum grössten Teile nachmosaischen Quellen zusammengearbeitet? Antwort: Nein. II. Ob die Mosaische Echtheit des Pentateuch notwendigerweise eine solche Redaktion des ganzen Werkes erfordere, dass man durchaus festhalten muss, Moses habe alles und jedes mit eigener Hand geschrieben oder seinen Gehilfen diktiert; oder ob auch die Hypothese jener Männer statthaft sei, die annehmen, dass er das von ihm unter dem Einflusse der göttlichen Inspiration konzipierte Werk einem anderen oder mehreren zur Abfassung überlassen habe, so jedoch, dass sie seine Gedanken getreu wiedergaben, nichts gegen seinen Willen schrieben und nichts wegliessen, und dass endlich das auf diese Weise zu stande gekommene Werk von demselben Moses, als dem ersten und inspirierten Urheber, gebilligt und unter seinem Namen veröffentlicht wurde? Antwort: Nein auf den ersten Teil, ja auf den zweiten. III. Ob ohne Präjudiz gegen die Mosaische Echtheit des Pentateuch zugegeben werden könne, dass Moses für die Herstellung seines Werkes Quellen verwendet habe, nämlich geschriebene Dokumente oder mündliche Ueberlieferungen, aus denen er, dem besonderen ihm vorschwebenden Zwecke entsprechend und aus göttlicher Inspiration manches geschöpft habe und dieses wörtlich oder dem Sinne nach, zusammengezogen oder erweitert in sein Werk selber eingefügt habe? Antwort: Ja. IV. Ob unter Wahrung der im wesentlichen Mosaischen Echtheit und Unversehrtheit des Pentateuch eingeräumt werden könne, dass in dem so langen Zeitverlaufe diesen manche Veränderungen betroffen haben, wie Zusätze nach dem Tode des Moses, die entweder von einem inspirierten Schriftsteller hinzugefügt sind, oder die in den Text eingestreute Glossen und Erläuterungen sind, Uebertragung gewisser Wörter und Formen aus dem veralteten Dialekt die jüngere Redeweise, fehlerhafte Lesarten endlich, die dem Versehen der Schreiber zuzuweisen sind, die man nach den Regeln der Kunst der Kritik untersuchen und beurteilen darf? Antwort: Ja, vorbehaltlich der Entscheidung der Kirche. Am 27. Juni des Jahres 1906 aber hat seine Heiligkeit in einer den hochwürdigsten Sekretären gütigst gewährten Audienz die oben genannten Antworten gebilligt und zu veröffentlichen befohlen. Fulcranus G. Vigouroux, P. S. S. Laurentius Janssens, O. S. B. Sekretäre."

Im Gegensatz zu den wenig zustimmenden Commentaren die der Protestantismus und die moderne Bibelkritik dem Erlass widmet, erblickt der katholische Professor der Theologie zu Paderborn Dr. N. Peters in den Entscheidungen einen

gewaltigen Fortschritt nach der Seite der wissenschaftlichen Freiheit für die katholischen Bibelforscher. „Hoffentlich werden diese Entscheidungen die Folge haben, dass das literarkritische Problem der Pentateuchfrage von katholischer Seite jetzt, freilich vorsichtig, aber auch zielbewusst, mehr und eindringlicher untersucht wird, als dies seither geschehen ist. Jedenfalls ist die Gefahr der beliebten Hinüberspielung derartiger Probleme auf das Gebiet einer grösseren oder geringeren Kirchlichkeit mit ihren persönlichen, oft recht einschneidenden Konsequenzen durch unsere Entscheidungen heute recht ferne gerückt. Wie viele Arbeit aber einerseits noch zu tun ist und was durch methodische gründliche Einzelarbeit andererseits noch zu erreichen ist, das zeigen beispielsweise die Untersuchungen über die literarkritische Bedeutung der Gottesnamen durch Paul Vetter [Theologische Quartalschrift 1903], die, obgleich dieser Punkt für die ganze Pentateuchfrage so wichtig ist und obschon von ihm historisch die ganze Entwicklung der Frage ausgegangen ist, doch erst den soliden, bleibenden Unterbau für die Pentateuchfrage nach dieser Seite geschaffen haben. Nicht Quietismus und unfruchtbares Klagen, sondern energische, gesundkritische Arbeit, das ist der einzige Weg, die Gefahren und Schädigungen der Kritik des Rationalismus zu überwinden. „Die Kritik kann nicht damit bekämpft werden, dass man ihre Berechtigung tatsächlich leugnet, sondern nur damit, dass man ihr recht gibt, wo sie recht hat, aber ihre Schwächen, Fehlgriffe und falschen Folgerungen aufdeckt.“ (Anton von Scholz.) —

Eines der berühmtesten Sanktuarien der Welt, die Casa Santa zu Loreto bei Recanati ist in Gefahr ihre Autorität zu verlieren. Das Heiligtum besteht in dem Hause, in dem Christus geboren, und welches vom Engel aus Nazareth entführt zuerst an die albanische Küste und dann nach Loreto versetzt sein soll. Die Päpste haben diesen Aberglauben gutgeheissen und ein Fest der „Translatio Almae Domus Lauretanae“ ins Brevier und Missale aufgenommen. Nun kommt der französische Kanoniker Ulisse Chevalier und weisst in einer umfangreichen Schrift nach, dass diese Legende durchaus den Tatsachen widerspricht. Seine Argumente gegen die Echtheit der Casa Santa sind: 1. Das seinerzeit in Nazareth als Haus der Maria verehrte Gebäude war schon vor 1291 zerstört. 2. Von einer Ueberführung des Hauses ist in Nazareth und im ganzen Orient nichts bekannt gewesen, und die Erzählung dieses Wunders ist erst im 16. Jahrhundert aus dem westlichen Europa nach dem Orient gelangt. 3. Schon vor der angeblichen Ueberführung bestand in Loreto eine Marienkirche. 4. Vor 1472 findet sich weder in Loreto noch sonstwo irgendeine Erklärung dieses Wunders. 5. Die Päpste selbst, mit Ausnahme vielleicht von Pius dem Neunten, waren sehr vorsichtig in ihren Urteilen über dies Wunder, und die erste Bulle, die der Ueberführung der Casa Santa Erwähnung tut, wurde im Jahre 1507 erlassen, die Einschreibung ins Martyrologium fand erst 1669 statt. Chevalier ist daher der Ansicht, dass der Ursprung der Legende zu suchen ist „in der mehr oder minder bewussten Wundersucht, die mit der Zeit in der Volksphantasie Tatsachen, die ursprünglich und in Wirklichkeit ganz natürlich waren, in Wunder

umwandelte." Das Werk Chevaliers hat das bischöfliche Imprimatur nach vielen Schwierigkeiten erhalten mit dem Hinweis, dass es für Gelehrte bestimmt und empfehlenswert sei, worin ausgedrückt ist, dass diese Dinge nichts für die Masse des Volkes seien.



Sektenwesen. In London halten sich zurzeit vier Vertreter der alten Religionsgemeinschaft der Samaritaner auf, von der noch ungefähr zweihundert Anhänger existieren, und die ihren Glauben als die einzig wahre hebräische Religion bezeichnen. Die vier Priester, die nach London gekommen sind, erinnern in ihrer äusseren Erscheinung und Haltung wie ihren Namen an die Patriarchen des alten Testaments: sie heissen Isaak Ben Amram ha-Cohen ha-Levi, Safik Ben Jakob ha-Cohen ha-Levi, Nage Ben Khader ha-Kohen ha-Levi und Silabi Ben Jakob Salabi. Die vier Männer sind aussergewöhnlich hoch gewachsene, hagere Gestalten und in ihrem Benehmen schweigsam und würdig. Sie sind in priesterliche Gewänder gekleidet und führen Bücher und Schriften von grossem Werte mit sich. Darunter ist eine Rolle, die seit ungezählten Jahrhunderten in ihrer Synagoge benutzt wird, uralte Gebetbücher und eine vergilbte Zeittafel, in der von ihren verstorbenen Hohenpriestern berichtet wird. Die Samaritaner sind nach England gekommen. um für ihren von den Türken verfolgten und mit Abgaben überbürdeten Stamm Unterstützung und Hilfe zu finden. Der Bischof von Jerusalem hat ihnen einen Brief an den Bischof von London mitgegeben, und König Eduard wird ihnen vielleicht eine Audienz gewähren. Die Samaritaner sprechen nur arabisch und eine alte Form des Hebräischen; sie glauben nur an die fünf Bücher Mose und betrachten die anderen Juden als Schismatiker. — (Berl. Tagebl.)

Ueber die sogenannte „mariavitische Vereinigung" macht Dr. Kurt Riezler in einem Artikel über „Die russische Revolution und das Religiöse" im „Tag" vom 27. 8. 06 (illustrierte Ausgabe) folgende interessante Mitteilungen: „Die Mariaviten sind die Anhänger eines neuen Erlösers, der in einer gewissen Dame Namens Felizitas Kozlowska erstanden ist. Diese Kozlowska ist die Frau des Heilands Jesus Christus, und ihre Gläubigen sind die Mariaviten. Frau Jesus-Kozlowska wohnt in Warschau und Lublin, reist von Ort zu Ort, und ihre Gemeinde nimmt stets zu. Die Mariaviten sind in erster Linie natürlich auf dem Lande zu suchen — aber auch in Lodz zählt man über 20 000 Mariaviten. Auf dem Lande sind weite Striche ganz und gar, andere zu zwei Dritteln mariavitisch. Der Pfarrer eines kleinen Dorfes, etwa 100 Werst von Warschau entfernt, erzählte mir, er habe eine bischöfliche Belobigung erhalten, weil seine kleine Gemeinde, während ringsum alles mitsamt ihren Priestern mariavitisch geworden war, unter seiner Obhut trotz der Feindseligkeiten und Belästigungen der ringsum wohnenden Anhänger der Frau Jesus dem katholischen Glauben treu blieb. Wie gesagt, traten vielerorts die Priester zum neuen Glauben mit über, an anderen Stellen, wo sie dem Willen der Ueberzahl ihrer Gemeinde Widerstand zu leisten versuchten, hat man sie einfach ermordet. In einem Dorfe, das zu zwei Dritteln Mariaviten, zu einem Drittel Katholiken zählte, kam es zu erbitterten

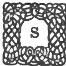
Kämpfen. Die Mariaviten leiteten aus ihrer Ueberlegenheit für sich das Besitzrecht der Dorfkirche ab, vertrieben die Katholiken während des Gottesdienstes und feierten ihre eigenen Messen. Die erbitterten Katholiken entschlossen sich zu tatkräftiger Gegenwehr. Man formierte aus 100 Ackergäulen, die Bauernburschen, mit Hacken und Sensen bewaffnet und durch weisse Schärpen gekennzeichnet, bestiegen, eine Reiterei und rückte, die Reiterei voran, die übrigen als Fussvolk hinterdrein, gegen die von den Mariaviten besetzte Kirche vor. Die Mariaviten zwar in der Ueberzahl, aber weniger furchtbar bewaffnet, wussten kein anderes Mittel, als den alten Mörser, der an Christi Himmelfahrt zu dröhnen pflegte, doppelt zu laden und mit Steinen zu füllen. Als nun die furchtbare Reiterei der Katholischen sich eben zur Attacke in Trab setzte, zerkrachte der also verstopfte Mörser unter entsetzlichem Getöse. Und wie weiland die Elefanten Hannibals in der Schlacht von Zama, geriet die Reiterei in Verwirrung, die erschreckten Gäule gingen durch und rissen die nachrückenden Fusstruppen in wilder Flucht mit sich fort, so dass die verfolgenden Mariaviten leichtes Spiel hatten und den Sieg errangen. Solche Kämpfe spielten sich nicht nur an dieser Stelle ab. Bis jetzt ist die Anhängerschaft der Kozlowska in stetigem Zunehmen begriffen. Es ist trotz der grossartigen Macht, über die die katholische Kirche in ihrer zentralen Organisation verfügt, zweifelhaft, ob die neueste Enzyklika des Papstes, die die Vereinigung der Mariaviten für aufgehoben und verdammt erklärt, viel nutzen wird." —

„Ueber seltsame neue Sekten berichtet die Berliner Morgenpost vom 28.8.06: „Die Sekten der heiligen Wälzer" und der „Kniebeuger" sind die neuesten Formen religiöser Gemeinschaft in dem an seltsamen Kulten schon so reichen Amerika. Die „heiligen Wälzer" bestehen seit etwa sechs Jahren im westlichen Teile des Staates New York, an den Ufern des Canandaiqua-Sees. Ihr Hauptglaubensatz ist die Hölle, und zwar eine höchst realistisch ausgemalte Hölle mit allen Schrecken mittelalterlicher Bilder, mit kochendem Schwefel und einem Flammenmeer, in dem der Körper des Verdammten nie verzehrt, aber unerhörten Folterqualen unterworfen wird. Die Häupter dieser Sekte sind Mrs. Mary Intyre, Miss Emma Chase, Professor N. L. Eastman und Iames Woodworth aus Syracuse im Staate New York. In diese Hölle kommt jeder, der den Glauben nicht annimmt . . . . Die Wiedergeburt wird auf verschiedene Art bewirkt; die Behandlung umfasst Gebet, Bäder, Bekleidung und Taufe durch Untertauchen. Wenn dadurch die Seele des Sünders noch nicht gereinigt ist, so beginnt das „heilige Wälzen". Der Sünder legt sich an dem einen Ende des Gebäudes auf den Boden und wälzt sich so lange hin und her, bis alle Anwesenden überzeugt sind, dass der Teufel herausgewälzt ist. Manchmal dauert die Zeremonie eine Viertelstunde, aber wenn es sich um einen zähen Sünder handelt, kann sie vier bis fünf Stunden erfordern; die knienden Zuschauer können nach Gutdünken Fragen stellen, und der Wälzende muss befriedigende Antworten geben, ehe er aufstehen darf. Die während seines Lebens begangenen Sünden muss er im einzelnen beichten, dabei muss er die innersten Geheimnisse seiner Seele offenbaren.

Die heiligen Wälzer haben im Zentrum und Westen des Staates New York mit Erfolg gearbeitet, einige kleine Gemeinden befinden sich in einem Zustand religiöser Erregnng, wie er sich vor Beginn des Mormonismus zeigte. Vielleicht noch merkwürdiger ist aber die Begründung der Sekte der Kniebeuger, einer kleinen Gemeinde am Ostufer des Seneca-Sees, von der die New-Yorker Tribune berichtet: Vor fünf Jahren bebanptete ein schwedischer Farmer namens Burson, dass er Visionen gehabt hätte. Er wollte nicht weiter arbeiten nnd verbrachte seine Zeit meist anf einer Bergkuppe in der Nähe des Sees. Er kniete ständig und antwortete auf alle Fragen, Jehovah hätte ihm befohlen, den Rest seines Lebens in dieser unbequemen Stollung zu verbringen. Bald danach begann er zu predigen. Allmählich wurden seine Verwandten von der Aufrichtigkeit seiner Predigten überzengt nnd traten für die seltsame Religion ein. Die ganze Familie lebte bald auf den Knien. Jetzt beträgt die Zahl der Anhänger über 200. Die Kniebenger lengnen das Verhandensein der Strafe in der anderen Welt nnd behaupten, die Hölle kommt auf Erden in Form grossen Leides über die Missetäter. Sie beten zur Natur, der alle Veränderungen in den Elementen nnd alle Unfälle, die dnrch Feuer, Wind nnd Wasser verursacht werden, zugeschrieben werden. Der erste Grundsatz dieser seltsamen Sekte ist Kommunismns. Die Felder werden gemeinsam bestellt, und alles Jäten, Pflanzen und Hacken wird kniend ausgeführt. Kniebeugegottesdienste werden fünfmal täglich auf der Bergkuppe abgehalten, auf der Burson „inspiriert" wurde, nnd dabei wenden sie die Gesichter der Sonne zu. Jede Woche findet eine Wiederbelebungsversammlung statt, und so lächerlich ihr Gebaren den Ungläubigen auch erscheinen mag, fast stets werden der Sekte neue Bekehrte zugeführt."


orzüge **der Steinbauten** werden im Gegensatz zu der Begeisterung für Eisenkonstruktion in der neueren Architektnr immer mehr in den Vordergrund gerückt. Ein Verfechter des „deutschen Steinbaus" Baumeister H. Grnnwald, Köln schreibt zu diesem Thema: „In Geldeswert unberechenbar, materiell unschätzbar sind, abgesehen von deren dauerndem Einflusse auf den Gebändewert, die gesundheitlichen Vorzüge solcher Bauten. Diese Vorzüge bestehen: 1. in einem vollkommeneren Schutze, welchen die rationell gewölbten Hochbanten, im Vergleich zu anderen Hochbauten, gegen alle die stetig wechselnden Veränderungen im Luftkreise unserer Erde gewähren, 2. in reichlicher Sonnenlichtzufuhr und in ausreichendem, organisch entwickeltem, mit der Heizung verbundenem, frischem, reinem Luftwechsel, unserer Lebensspeise zur Unterstützung der Lungen-, Blut- und Hautventilation, 3. in einer tunlichst ausgedehnten Vermeidung solcher Baustoffe, welche Verseuchungen, giftige Ausstrahlungen, krankheitserregende Keime ermöglichen oder befördern. Die Heilkunde belehrt uns, dass die Berührung des Körpers, zufolge seiner elektro-magnetischen Natur, mit erwärmten Steinen ebenso erfrischend, belebend, verjüngend und heilwirkend ist, wie die Berührung mit der Erde, der Erdkraft, weil dadurch die magnetischen und elektrischen Strahlungen den Körper besser durchfluten können, als wenn ein Isolator

oder mindestens ein schlechtleitendes Medium, wie z. B. Holzfussboden, eingeschaltet ist, welcher ausserdem, infolge seines in der Auflösung begriffenen Zustandes, Energie und Lebenskraft entzieht. Im Stein steigt das Leben empor, im Holz fällt es herab, gleichwie in den Früchten das Leben keimt, im Fleische aber der Tod steckt.“ „Der deutsche Steinbau leitet zurück zur Natur und führt vorwärts zum Geiste, zur Geistesfreiheit, und zur Geistesbildung.“ — Ausführlicheres darüber enthalten die Werke und Schriften des Verfassers: „Deutscher Steinbau“ und „Wohnungskultur“, Verlag von Bohm, Lorch i. Württbg.

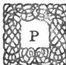

Studien unter den Cora-Indianern. Wie wir zu den religiösen Gesängen der uns so interessanten Cora-Indianer gekommen sind, beschreibt Herr K. Th. Preuss im Globus (90,5). Diese Indianer sind ausserordentlich verschwiegen und halten in heiliger Ehrfurcht, ihre Gebräuche, die alte Weisheit, alte Lehren unangetastet bergen und nur äusserlich verbrämt sind mit christlichem Flitter, vor den Weissen geheim, eine gewiss durchaus unanfechtbare Handlung, die man ehren müsste. Preuss dagegen berichtet, wie er einen Sänger endlich bewogen hat ihm den Text der Gesänge des heiligen Tanzes zu diktieren und fährt dann fort: Viel Gutes leistete dabei mein Phonograph. Nachdem mit Hilfe von viel Whisky die erste „Scham“ überwunden war, sang mein Sänger unermüdlich wie beim Mitote bis zum Morgen die ersten 10 Gesänge auf 20 Tuben des Phonographen. Und am nächsten Tage fand sich ein anderer aus Jesus Maria ein, den ich auf demselben Wege vermochte, sämtliche Anfänge der 22 allgemeinen Mitotegesänge von Jesus Maria dem Phonographen anzuvertrauen.“ Dem Herrn Forscher scheint es gar nicht in den Sinn gekommen zu sein, dass er sich eine ganz eigene Art von Achtung bei seinen Landsleuten erwirbt, wenn er uns diese unter dem Druck des Wisky erpressten religiösen Gesänge auftischen wird. Merkwürdig ist es, dass der Globus kein Wort der Empörung über eine solche Handlung findet, zumal Herr Preuss im Auftrag der preussischen Regierung reist. Wie weit das moralische Gewissen unserer Reisenden entwickelt ist, zeigt uns die Fortsetzung des Berichtes, in dem Preuss das Verschwinden des Sängers, eines reichen Indianers bedauert; er war in seine zwei Tagereisen entfernte Heimat zurückgekehrt, nachdem er seinen Rausch einen Tag lang ausgeschlafen hatte. Wie zuverlässig mögen da die Gesänge gesungen worden sein! Trotzdem stellt Preuss in Aussicht in 5—6 Monaten alles Wesentliche in authentischer Form (d. h. von betrunken gemachten Indianern) erfahren zu haben, und dass er ein Volk in die Wissenschaft einführen werde, dessen ausgedehnte Originalliteratur kaum ihresgleichen unter den primitiven Stammen der Welt hat.“ Sollte es wirklich nicht möglich sein, für uns Wertvolles auf einem eines Kulturmenschen würdigeren Wege zu erfahren als auf dem des Herrn Preuss? Hat das Verschwinden eines grossen Teiles wertvoller Manuskripte in Indien uns garnichts gelehrt? Und ist es nicht einer Wissenschaft würdiger, ihre Bestandteile und Arbeitsobjekte in einer Weise sich zu verschaffen, die ihren angenommenen Edelsinn beweist?



ven Hedin und Annie Besant. In Briefen an seine Angehörigen berichtet Sven Hedin, der bereits wieder auf Lhassa zuwandert, von einem Zusammentreffen mit Annie Besant in Srinagar. Er hielt sich dort incognito auf, um den überströmenden Liebenswürdigkeiten der Inder zu entgehen. „Nur ein Gast", schreibt er, „hat mich angetroffen, einer, aber ein Löwe — oder richtiger eine Löwin — Annie Besant. Sie sass einmal am Tische des Vizekönigs neben mir, doch da war sie so sehr in Anspruch genommen von einem Gespräch mit dem Hausherrn — und ich noch mehr von einem Gespräch mit einer Dame, — dass wir nicht zehn Worte wechselten. Nun suchte sie mich statt dessen hier auf, und wir haben manche interessante Unterhaltung geführt. Sie ist eine ältere Dame mit durchdringendem Blick, einem tiefen Ernst in ihrem ganzen Auftreten und von einer glänzenden Beredsamkeit. Vorgestern hielt sie im Garten des Maharadja einen Vortrag, das Glänzendste und Fesselndste, was ich je gehört habe, ein Vergleich zwischen den Grundwahrheiten der grossen, dominierenden Religionen und ein glücklicher Versuch, sie zu versöhnen. Es ist merkwürdig, die tiefe und ungekünstelte Ehrfurcht zu sehen, die ihr von den Hindus erwiesen wird."



loyd-Library. In Cincinnati haben vor einigen Jahren die Brüder Professor John Uri Lloyd, der Verfasser von Etidorhpa und Curtis Gates Lloyd eine Bibliothek botanischer, pharmakologischer, medizinischer und dazu gehöriger Wissenschaften ins Leben gerufen, die berufen scheint ein Sammelpunkt auserwählter Wissenschaft zu werden. Die Bibliothek besitzt unter anderem auch die grösste mykologische (Pilz-) Sammlung der Erde. Jetzt hat der verstorbene Generalarzt der Bengalischen Armee in Indien Dr. James Pattison Walker dem Institut 30000 Dollars vermacht, welche insonderheit verwendet werden sollen zum Studium der Arzeneiwirkungen und zu klinischen Arbeiten. Auch seine Bibliothek, die viele Seltenheiten und interessante orientalische Werke enthält, ist der Lloydbibliothek zugefallen und wird gegenwärtig dort aufgestellt.



apius! — Anschliessend an unsere Notiz über die Zauberei am Zarenhofe (N. M. R. XII, 6, Seite 247—250) können wir heute mitteilen, dass der zum Nachfolger des Spiritualisten Philipp als Berater des Zaren erwählte Papius (der, wie wir unten sehen werden, nicht identisch ist mit Papus,) entlassen worden ist. Man hat ihn ausser mit reichlichen Geschenken durch die Summe von 50000 Fr. für achtzehn Sitzungen entschädigt. Ueber die Ursache der Entlassung berichten mehrere Tageszeitungen, denen wir die Verantwortung für die Mitteilungen überlassen müssen. Danach soll „Zar Nikolaus II., in Mr. Papius nicht den gewünschten Ersatz für seinen kürzlich verstorbenen Hofspiritisten Mr. Philipp finden können; auch soll sich Mr. Papius bei der letzten vor einigen Wochen in Neu-Peterhof im Beisein des Zaren stattgehabten Sitzung derart eigenartig benommen haben dass die anwesenden Personen aus der nächsten Umgebung des Zaren ausser sich waren und eine vorzeitige Unterbrechung der Sitzung herbeiführten, um

dann sofort zu veranlassen, dass dem Hofspiritisten ein Laufpass ausgestellt werde. Die liberalen Hofbeamten nehmen dagegen Mr. Papius in Schutz und versichern, dass seine spiritistischen Prophezeiungen im allgemeinen grossen Anklang fanden, so dass Mr. Papius schon eine glänzende Zukunft winkte. Aber das ungemein strenge Regime des Palastkommandanten Trepow, besonders seit der Neuorganisation der Bewachung des Zaren, war für Mr. Papius unerträglich. Denn nach den am Zarenhof geltenden Bestimmungen soll der jeweilige Hofspiritist zumeist inkognito in der nächsten Nähe des Zaren weilen und der Palastkommandant die Aufgabe haben, dafür zu sorgen, dass die Tätigkeit des Hofspiritisten und sein Verkehr mit dem Zaren selbst vor den Hofbeamten geheim gehalten wird. General Trepow dürfte nun seine Aufgabe etwas übertrieben haben, denn er ordnete an, dass der an und für sich scharf überwachte Mr. Papius nicht nur die ihm zugewiesenen Gemächer nicht verlassen, sondern auch mit niemandem verkehren durfte. Auf Mr. Papius übte dieses „Regime" eine derartige Wirkung aus, dass einer der Hofärzte bei ihm eine gefährliche Nervenerkrankung konstatieren musste. Mit der Erstarkung der russischen Regierung ist auch der Hofspiritist am Zarenhofe überflüssig geworden."

Diesen Mitteilungen schliessen wir eine Notiz des Rhein. Kurier an, der über die Mystifikation unseres verehrten Dr. med. G. Encausse (Papus) berichtet. Man hatte sich, um diesen bedeutenden Occultisten zu diskreditieren, bemüht ihn mit dem Medium Papius des Zaren zu identifizieren, und die Zeitungen verkündeten eines Tages Papius sei am Zarenhofe verrückt geworden. Zu gleicher Zeit fand in Paris in der Volkshochschule ein Vortrag statt, in dem Papus als Vortragender bewies, dass er nicht in Petersburg weile und nicht verrückt sei. Er sprach über die Geheimnisse des Himmels und die Legende von der Materialisierung der Seele. Zu einem Mitarbeiter des „Petit Parisien" äusserte er „Die telegraphischen Nachrichten „sind von gewissen Leuten erfunden worden, um den Glauben zu erwecken, dass der Zar ein Schwachkopf sei, dem die von Tag zu Tag mehr anschwellende revolutionäre Bewegung den Verstand geraubt habe, und der sich in seiner Not an die Geister wende, um ihren Rat einzuholen. Ich soll ihm dabei als Medium dienen! Wenn es nicht so dumm wäre, könnte man darüber lachen. Ich habe im Zarenreich niemals und in Peterhof weniger als irgendwo anders „mediumistische" Experimente gemacht, aus dem einfachen Grunde, weil ich noch niemals dort gewesen bin. Ich war zweimal in Petersburg. Im Laufe des ersten Besuches, 1899, war ich einen Monat lang Gast des Grossfürsten Nikolaus Nikolajewitsch, der sich sehr für psychische Studien interessierte. Der zweite Besuch fand Ende 1900 statt. Ich blieb zwei Monate in der russischen Hauptstadt und wohnte auch diesmal im Palast des Grossfürsten. Ich erinnere mich nicht, jemals spiritistische Sitzungen veranstaltet zu haben. Die Rolle, die man mir jetzt zuschreibt, hat vielleicht der verstorbene Philippe beim Kaiser gespielt. Er ist mein Lehrer und mein Freund gewesen, und ich erfuhr während meines Aufenthaltes in Petersburg, dass er beim Kaiser „persona grata" war. Philippe war nicht reich, aber wohlhabend. Da er un-

abhängig bleiben wollte, nahm er von keinem Menschen, auch nicht von den Grossen der Erde, etwas an. Er wies alles, was der Zar ihm anbot — Orden, Aemter, Geld — rundweg zurück. Eine solche Selbstlosigkeit hatte Nikolaus II. noch niemals kennen gelernt, und Philippe, mit dem er oft zusammen war, stieg von Tag zu Tag in seiner Achtung, zumal, da er von dem, was er sah und hörte, auch nicht ein Wort verriet. Dadurch machte sich Philippe aber bei gewissen Leuten verdächtig, und mit ihm alle, die häufiger mit ihm verkehrten. Da ich auch zu seinen Freunden gehörte, machte man auf uns beide die Geheimpolizei aufmerksam, und da sie, die alles wissen muss, aus uns und über uns nichts Interessantes herausbrachte, kam man auf den Gedanken, dass wir Geisterseher sein müssten, die Tote aus den Gräbern riefen und auf den Geist des Zaren einen bösen Einfluss ausübten. Als Philippe gestorben war, erbte ich seinen schlechten Ruf. Ein Petersburger Blatt behauptete sogar, dass ich als kaiserlicher Hofzauberer stets rot gekleidet sei und in einem Flügel des Palastes ein Zimmer bewohnte, dass ich niemals verlassen dürfe. In diesem Zimmer, so raunte man sich in die Ohren, mischte ich geheimnisvolle Zaubertränkchen; ferner sollte ich dort das Tischrücken betreiben und die Geister Katharinas II. und Peters des Grossen zitieren um den Zaren zu melden, was seine Vorfahren von ihm hielten. Es ist höchst bedauerlich, dass es in Petersburg Leute gibt, die das alles wirklich glauben, und diese Leute sind nicht in den niederen Volkskreisen zu suchen. So werde ich wahrscheinlich später für irgend einen Hofhistoriographen eine „Graue Eminenz" werden, die auf den Gang der Ereignisse in dem modernen Russland einen grossen Einfluss hatte. Obwohl ich, wie gesagt, seit 1900 nicht in Petersburg war, schicken mir die russischen Revolutionäre fortwährend Drohbriefe, unter dem Vorwande, dass ich ihre Pläne durchkreuzte."


Der verlorene Abbé. Unweit von Etampes [Frankreich] liegt das Dorf Chatenay, aus dem der 34jährige Geistliche Abbé Josef Alfred Delarue vor kurzem verschwand. Man vermutete, dass er auf einer Radfahrt überfallen worden, ermordet und sein Leichnam beseitigt sei. Die Aufhellung des Verbrechens haben sich die beiden Zeitungen „Matin" und „Journal" angelegen sein lassen, ohne jedoch der Sache auf den Grund zu kommen. Uns interessiert dabei nur, dass bei der Auffindung der Leiche, die übrigens bis heute noch nicht bewerkstelligt ist, transzendentale Fähigkeiten in Aktion treten, allerdings in einer wenig Erfolg versprechenden Weise. Ein „Professor Devah aus Madras", mit seinem wahren Namen Josef Diaz, hatte sich erboten mit seinen psychometrischen Fähigkeiten die Sache aufzuklären. In der Tat hat er das stehengebliebene Zwei-Rad des Abbé im Walde auf diese Weise gefunden. Nach den Berichten der Tageszeitungen ist es jedoch verständlich, dass ihm nichts weiter gelang, da er beständig von einer grossen Zahl von Dorfleuten und Journalisten begleitet wurde, die aller Wahrscheinlichkeit nach ihm das Auffinden der feinern psychischen Influenzen unmöglich machten.

Bald darauf versuchte ein wirklicher Inder, Ramana mit Namen, mit Hilfe der Astrologie seine Kräfte an demselben Falle, doch blieb auch er erfolglos . . .

Nachschrift. — Soeben trifft die Nachricht ein, dass der verlorene Abbé mit einer Volksschullehrerin nach Belgien geflohen ist, um dort den Bund der Ehe mit ihr einzugehen. Er hatte sein Rad in der Tat versteckt stehen lassen, um die Suchenden auf eine falsche Fährte zu lenken. Jedenfalls hat Josef Diaz mit seinen psychometrischen Fähigkeiten ganz gut gearbeitet.



llerlei. Die Anhänger der Mrs. Eddy und ihrer Christian Science haben in Boston für zwei Millonen Dollars ein Gotteshaus nach dem Muster von St. Peter in Rom errichtet.

— Theosophischer Kongress. Der IV. Allgemeine theosophische Kongress tagte vom 4. bis 6. August in Nürnberg. Aus den verschiedenen Teilen Deutschlands sowie aus Oesterreich, Italien, Holland und Amerika waren Vertreter der theosophischen Verbrüderungsbewegung erschienen, um ihre geistige Zusammengehörigkeit zum Ausdruck zu bringen. Den natürlichen Mittelpunkt des Kongresses bildete der bekannte Pionier der theosophischen Bestrebungen Herr Dr. Fr. Hartmann aus Florenz, dessen öffentlicher Vortrag über „Die drei Zwecke der Theosophischen Gesellschaft“ ebenso wie die Vorträge der Herren Herm. Rudolph und A. Hartmann-Leipzig, Jaskowski-Danzig, Gorsemann-Bremen, Funke-Essen und Frau E. Helling-Nürnberg im grossen Saale des Evangelischen Vereinshauses mit grossem Interresse aufgenommen wurde. Der nächste Allgemeine Kongress wird im Jahre 1908 in Wiesbaden stattfinden. -

— Wilhelm Boelsche ist aus der Landeskirche ausgetreten und begründet seinen Austritt in der „Deutschen Kultur“ mit den Worten: „Die Abkehr von der Kirche aus religiösen Gründen, aus religiösem Tiefenbedürfnis: das ist nicht mehr ein Kampf, es ist eine einfache, schlichte Handlung neu keimenden Lebens, das nicht mehr fragt, nicht mehr hadert, sondern handelt. Das religiöse Tiefenleben ist ein Produkt weder unserer Ueberlegung, noch unserer Wünsche. Es ist ein Naturstrom, der uns durchrauscht, und der sich durch die Zeiten sein Bett gräbt, wie er will. Lange Zeit ist er quer durch die Kirche geflossen. Dieses Bett ist versandet. So gräbt er sich ein neues ausserhalb.“ —

Zum Kapitel des Jordanwassers geht uns die Nachricht zu, dass Oberst Clifford Nadaud aus Covington (in Kentucky) in Konstantinopel eine Gesellschaft zur Ausbeutung des Jordanwassers gebildet hat. (Intern. River Jordan Water Co.) Das Wasser soll in grossen Fässern nach Amerika geschafft werden. Die türkische Regierung gab dem Clifford das Alleinrecht für den Verkauf des Wassers. —

Der Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus, mit dem Sitz in Berlin, steht unter der Leitung des Senatspräsidenten Dr. von Strauss und Torney (W. Bayreuther Str. 40) und bezweckt a) die Verbindung aller erzieherisch, sozial und sanitär wirkenden Vereine und Körperschaften, welche die Bekämpfung des Alkoholismus als Haupt- und Nebenzweck ihrer Arbeit anerkennen; b) gemeinsames Vorgehen zur Aufklärung der Kinder der Volksmassen, zur Errichtung

alkoholfreier Wirtshäuser, zur Abschaffung des Trinkzwanges und zur Herbeiführung gesetzlicher Massnahmen auf dem gesamten Gebiete des Alkoholismus. —

— John Henry Mackay erlässt folgenden Aufruf: „In diesem Jahre, an dessen 25. Oktober vor hundert Jahren Johann Kaspar Schmidt — unsterblich als Max Stirner und Schöpfer des Werkes: „Der Einzige und sein Eigentum" — geboren wurde, tritt erneut der Wunsch seiner Bewunderer an mich heran, wie sein Sterbehaus und sein Grab, so auch endlich sein Geburtshaus in Bayreuth mit einer Gedenktafel bezeichnet zu sehen. Als letztes, was ich für das Andenken Stirners zu tun imstande bin, erfülle ich diesen Wunsch und fordere hierdurch alle, die sich ihm anschliessen wollen, auf, einen kleinen Beitrag an Herrn Verlagsbuchhändler Richard Schuster, den Inhaber der Firma Schuster und Löffler, Berlin W., Bülowstrasse 107, der sich als Verleger meiner Biographie Stirners zur Empfangnahme bereit erklärt hat, zu senden. Einen kleinen Beitrag — denn es handelt sich nicht um die Aufbringung einer nennenswerten Summe. Die Kosten der vor vierzehn Jahren erfolgten Anbringung einer Gedenktafel an Stirners Sterbehaus, Berlin NW., Philippstrasse 19, betrugen weniger als 200 Mark. Mit einer gleichen Summe wird sich dieser neue Wunsch ermöglichen lassen. Sie könnte leicht und allein durch die Mitwirkung der mir bekannten Freunde Stirners aufgebracht werden, doch möchte ich keinem seiner heute so zahlreichen Verehrer die Möglichkeit der Beteiligung an dieser letzten äusserlichen Ehrung nehmen. Jeder der Beteiligten wird nach Fertigstellung der Arbeit einen genauen Bericht von mir erhalten." —

— In Paris ist seit einigen Wochen ein Naturapostel Meva an der Arbeit für seine Ideen einer naturgemässen Lebensweise Propaganda zu machen. Er trägt nach der Schilderung der Stett. Neuest. Nachr. eine lange weisse Mönchskutte, geht barhäuptig und barfüssig und trägt langblonde Haare, wallenden blonden Bart und in Händen einen langen dünnen Apostelstab. Er ist Vegetarianer, isst von Gekochtem nur Kartoffeln und Kohl, sonst alles roh. Da er aus sehr guter holländischer Familie stammt und ausgezeichnete Zeugnisse vorweisen kann, ist die Polizei, die die Menschenaufläufe, welche sein Erscheinen hervorruft, nicht anders als durch vorläufige Verhaftungen zu unterdrücken weiss, ihm gegenüber machtlos. Aus dem Verkauf einer Broschüre, in der er seine Ideen entwickelt, nimmt er täglich fast 30 Franken ein, die er zur Gründung eines Erziehungsinstituts verwenden möchte, in denen die Kinder nach seinem System zu Naturmenschen erzogen werden sollen. Das soll die glückliche neue Generation werden, die rein bleibt vom Mord. Er selbst betrachtet sich noch als teilweise unrein. Denn da die Erneuerung des menschlichen Körpers im Zeitraum von sieben Jahren erfolgt, so wird er seine volle Reinheit in zwei Jahren haben. Fünf Jahre nämlich dauert bisher sein praktisches Apostelamt.

— Die preussische Akademie der Wissenschaften hat folgende Preisaufgabe gestellt: Es sollen die Typen und Symbole der altorientalischen Kunst kritisch untersucht und ihre Verbreitung in Vorderasien und im Bereich der mykenischen

und phönikischen Kunst verfolgt werden. Der Preis beträgt 5000 Mk: Einlieferungsfrist bis zum 31. Dez. 1908. —

Baronin Helene von Schewitsch teilt uns mit, dass ihre drei Reinkarnationsphantasien, von denen zwei in der Rundschau von uns bereits veröffentlicht wurden und deren dritte im XIV. Bande zum Abdruck kommt, soeben in englischer Uebersetzung in London erscheinen.

Flinten im Mahabharata. — Professor Gustav Oppert weist gelegentlich einer Polemik mit dem englischen Chemiker Oskar Guttmann (Mitt, z. Gesch. d. Med. u. Naturwissenschaft 1905) daraufhin, dass wir Indien als das Entdeckungsland des Schiesspulvers und der Schusswaffen zu betrachten hätten. Nachrichten über indische Feuerwaffen findet man schon im 12. Jahrhundert in indischen und arabischen Texten. O. stützt sich dabei auf Stellen der Sukraniti, die er für verlässlich hält. Daselbst findet man Beschreibungen von Schiessgewehren und Angabe über die Zusammensetzung des Pulvers. Der durch seine Fürsorge für den Buddhismuss bekannte König Asoka (259—222 v. Chr.) spricht in seinem Edikt von „Feuerwerken und anderen himmlischen Schaustellungen." Auch im Mahabharata, Harivamsa und Ramayana werden häufig feurige Waffen erwähnt, also schon im 2. Jahrh. n. Chr.

Oppert erzählt uns auch wie man dazu kam den Ausdruck „blaue Bohne" für die Flintenkugel zu gebrauchen. In Vanaparva heissen die kleinen Bleigeschosse Bandhuka. Bandhuka aber ist eine indische Lianenart (Caesalpina Benducella), deren Samenkörner einer Flintenkugel gleichen. In Arabien wurde die Bohne Benduk Hindi genannt. Eine Haselnuss am schwarzen Meer wird Karyon Pontikon genannt. Daraus entstand im Aramaeischen und Arabischen Pfunduq. Dies soll mit Bunduk verwechselt worden sein und letzeres erhielt die Bedeutung Haselnuss neben der von Flinte und Flintenkugel. Durch die Araber soll das ursprünglich sanskritische Wort wieder nach Indien gelangt sein. Nach der Bundukbohne wurde die Bleikugel und später auch das Geschütz genannt. (Die Bohne wurde in der Medizin auch als Brechmittel verwendet.)



BÜCHERSCHAU

Deussen, Prof. Paul, Vedanta und Platonismus im Lichte der Kantischen Philosophie. Berlin 1904. (1.—) (Weidmannsche Bh.)

„Die höchsten Güter der Religion" sagt der von uns hochverehrte Vedantist, „die wertvollsten Tröstungen, welche sie zu bieten hat, lassen sich zusammenfassen in die drei Worte: Gott, Unsterblichkeit und Freiheit. Die drei Heilsgüter lassen sich nur aufrecht erhalten, wenn Kant Recht behält, wenn Raum Zeit und Kausalität nur subjektive Anschauungsformen sind, wenn mithin die ganze, räumlich und zeitlich ausgebreitete und vom Kausalitätsgesetz beherrschte Welt nur Erscheinung ist, nicht Ding an sich. Denn gesetzt, die uns umgebende Weltordnung wäre eine ewige, auch unabhängig vom Bewusstsein bestehende Ordnung der Dinge an sich, so würden Gott, Unsterblichkeit und Freiheit unrettbar dahinfallen und alle Religion zu Grabe getragen werden müssen." „Wie die Religion, so wurzelt auch alle Philosophie von jeher in dem, was durch Kants Lehre zu ihrem Fundamentaldogma erhoben wurde, und die Philosophie aller Länder und Zeiten ist im Grunde nichts anderes als das Suchen nach einem Prinzip der Welterklärung, nach jenem geheimnisvoll verborgenen Innern, welches uns als diese räumliche und zeitliche Weltausbreitung vor Augen tritt, oder kurz und mit Kants Worten gesagt, alle Philosophie ist ein Suchen nach dem Ding an sich." Am System des Vedanta und den Lehren Pletos weisst der Verfasser nach, wie diese beiden Ideengruppen dieses Problem gelöst haben, im Sinne Kants, und er fügt als Hinweis diesem Dreigestirn aussichtsvoller Metaphysik noch die wahre Kunstbetätigung hinzu, die „in allen ihren Formen von jeher den Kantischen Grundgedanken zur unbewussten Voraussetzung gehabt hat." „Der Künstler ist ein unbewusster Metaphysiker." „Die Kantische, von jeher aller Religion, Philosophie und Kunst zu Grunde liegende Weltanschauung müsste nicht derartige Wahrheit sein, wäre sie nicht überall da, wo der menschliche Geist in die Tiefe ging, zum mehr oder weniger deutlichen Durchbruche gelangt." Bemerkenswert sind ferner Deussens Ausführungen über den indischen Luther Çankara, der, nur den Veda anerkennend, alles übrige verwarf. „Hier aber macht er Halt und muss alle jenen früheren Entwickelungsstufen, Idealismus, Pantheismus, Kosmogonismus und Theismus, mit ihrem bunten und widerspruchsvollen Inhalte als göttliches, von Brahman geoffenbartes Wort anerkennen. In dieser Verlegenheit hat er einen wundervollen Ausweg gefunden, der für die Rettung unserer christlichen Theologie vorbildlich sein kann und wohl noch einmal werden wird. Er unterscheidet eine exoterische, bildliche, mythische Theologie, welche der Fassungskraft der Menge angepasst ist, von der reinen esoterischen Vedantalehre, welche den strengsten Anforderungen des philosophischen Denkens genügte und noch heut genügt." Die liebevolle Analyse der Platonischen Anschauung, insbesondere ihre scheinbare Verwechselung von Idee und Begriff und ihre mangelhafte Auffassung der Materie bildet den Schluss der Arbeit, die versöhnend und vereinend mit dem Hinweis auf die schopenhauersche Lösung der Ideenfrage und die meisterhafte Analyse Kants schliesst. In diesen beiden Geistesheroen finden jene urwigen Erkenntnisprobleme endlich eine Lösung, soweit sie sich für andere finden lässt. Dem Leser sei es nun überlassen gleich diesen grossen Philosophen die Ewigkeit und Unveränderlichkeit einer metaphysischen Welt in sich zu erfahren.

Ferriem, Fraude, mein geistiges Schauen in die Zukunft. Meine Erlebnisse und Erfahrungen auf okkultem Gebiete. Berlin (3 —). (Püttmann.)

Wir haben bereits im vierten Bande der N. M. R. auf die deutsche Conédon Frau de Ferriem in längerem Artikel hingewiesen und versprochen zu gelegener Zeit darauf zurückzukommen. Diese Gelegenheit bietet sich uns im Erscheinen

obiger Schrift. Frau F. berichtet darin von der Entwickelung ihrer Mediumschaft. Sie hatte dabei die häufig beobachteten Erscheinungen durchzumachen. Ihre Mutter war medial. In ihrer Umgebung manifestieren sich astrale Wirkungen. Ein Stuhl fällt um beim Tode der Mutter. Sie fängt an Gestalten zu sehen ähnlich dem Medium d' Espérance, erst eine männliche sodann die weibliche ihrer verstorbenen Mutter. Eine Pause von mehreren Jahren folgt. 1883 beginnt die Periode des Schauens von neuem. Sie schaut Ereignisse voraus, die in kurzer Spanne Zeit eintreten. So sieht sie ein Haus zwei Stunden, ehe sie es physisch erblickt, mit seinen Insassen astral und beschreibt es. Sie steigt auf einen Stuhl und hält eine drei Stunden währende Predigt. Martin Luther erscheint ihr in Verbindung mit der Krankheit zweier Verwandter und wiederholt seine Besuche, sobald der Familie etwas übles zustösst. Die menschenähnlichen Phanteme mehren sich. Es tritt ein Hellhören auf. Stimmen lassen sich vernehmen, ohne dass sie die Sprecher sieht. Sie schliesst aber daraus, dass die Wesen einer jenseitigen Welt nicht nur sich uns sichtbar machen können, sondern auch hörbar. Kleinere transzendentale Erlebnisse, wie Träumen, wo ein verlorener Gegenstand liegt u. s. w. übergehen wir hier. 1885 endlich beginnt die Periode des Fernschauens von Dingen, mit denen sie nicht in persönlichen Kontakt steht, eine der eigenartigsten Erscheinungen des Sommambulismus. Sie sieht bei Swinemünde eine 300 Kilometer entfernte Stadt und sich selbst im strömenden Regen in der Stadt gehen. 14 Jahre später ist die Vision eingetroffen. Alexander von Battenberg erscheint ihr auf einem Schiffe fliehend. Ein Jahr später dankt er wirklich ab und wird auf einem Schiff nach der russichen Grenze transportiert. Auch hat sich ihr Aetherkörper inzwischen so stark empfänglich gemacht, dass sie im Stande ist eine Predigt eine Stunde nach dem Anhören wörtlich niederzuschreiben. 1895 verfällt sie im Gegensatz zu den bisherigen Erlebnissen, die bei tagwachem Bewusstsein durchgemacht wurden, bei einer ersten Versuchssitzung in Trance und verkehrt von nun an regelmässig mit Intelligenzen anderer Bewusstseinszustände, mit denen sie lange Gespräche führt. Im Mai 1896 endlich treten die Visionen auf, von denen ein grosser Teil durch die Tagespresse gelaufen ist. Auch ihr erscheint unter anderem gleich der Conédon ein Spirit mit Namen Gabriel, der durch sie spricht und schreibt. So ist der Zustand auch heute noch. Auf die lange Reihe von Prophezeihungen, welche in dieser Zeit bis jetzt erfolgt sind, einzugehen, verbietet uns der Raum. Einige sind eigenartig in Erfüllung gegangen. Eine Anzahl können wir in ihrem Eintritt oder Nicht-Eintritt noch beobachten.

Man mag zu diesen Phänomenen sei es vom animistischen, sei es vom spiritistischen Standpunkt Stellung nehmen, in einem wird man mir beistimmen: Die Phänomene sind bemerkenswert, und wir können Frau de F. nur dankbar sein, dass sie uns ihre Erlebnisse in so abgerundeter klarer Form mitgeteilt hat. Dem Büchlein fehlt, um es vollkommen zu machen, und dem Studium eine noch bessere Grundlage zu geben, ein Bild der Seherin mit der nötigen psychophysiologischen Diagnose, die gewiss einer der mit der Seherin bekannten Aerzte und Astrologen einer zweiten Auflage hinzufügen könnte.

Münz, Dr. I., Rabbi Moses ben Maimon (Maimonides). Sein Leben und seine Werke. Teil I. Mainz 1902. (2.50.)

Eine Biographie des Rabbi (geb. 30. März 1135 in Cordova), deren echte Volkstümlichkeit ihr den Beifall aller Kreise sichert, die sich für das Leben und Denken wirklich grosser Menschen begeistern können. Sie kommt uns besonders gelegen, da wir in den nächsten Bänden uns vielfach mit jüdischen Lehren beschäftigen müssen.

Dass Maimon recht wohl den Namen eines Theosophen verdient, beweist sein Kommentar zu dem Mischna Traktat, der unter dem Namen Schemon Perakim (die acht Abschnitte) eine Sammlung von „Sprüchen der Väter“ enthält. Die Ein-

leitung dazu wollen wir nach der Darstellung von Münz hier inhaltlich wiedergeben. Diese Einleitung „enthält die schönsten und trefflichsten Gedanken Maimunis über die wichtigsten ethischen und philosophischen Fragen; Gedanken, die ihren Wert und ihre Bedeutung noch heute in der Gegenwart nicht eingebüsst haben. In dem ersten und zweiten Abschnitte spricht M. von der menschlichen Seele und ihren Kräften und setzt die Aufgabe der Ethik darin, die Sitten, die Eigenschaften des Menschen zu veredeln und seinen Charakter zu vervollkommnen; im dritten und vierten handelt er über die moralischen Gebrechen, die er Krankheiten der Seele nennt, und über die Mittel, dieselben zu töten, im fünften versucht er die Richtung anzugeben, welche man den Geisteskräften geben müsse, um zu dem nächsten Ziele des irdischen Daseins, zur Gotteserkenntnis zu gelangen; im sechsten erörtert er den Unterschied zwischen dem wahrhaft Tugendhaften, der aus innerer Herzensneigung das Gute übt, und dem Enthaltsamen, der die bösen Leidenschaften erst unterdrücken, beherrschen muss, und löst in geistvoller Weise den Widerspruch, der diesbezüglich zwischen der Auffassung der Philosophen und den Aeusserungen der talmudischen Weisen zu herrschen scheint; im siebenten gibt er die verschiedenen Stufen prophetischer Vollkommenheit und den ausgezeichneten Rang unseres Lehrers Moses an; und endlich im achten entwickelt er die Lehre von der menschlichen Willensfreiheit der göttlichen Allwissenheit gegenüber." Wir ersehen aus dem Inhaltsabriss, dass sich Maimonides über den Weg zu Gott ebenso klar war, wie unsere christlichen Mystiker. In diesem Boden innerer Erkenntnis wurzelnd schuf er als der erste eine zusammenhängende jüdische Glaubenslehre mit 13 Glaubenssätzen, die sich bis zum heutigen Tage in den jüdischen Gebetbüchern erhalten hat. Von diesen Sätzen aus zur Darstellung des gesamten jüdischen Lehrgebäudes in Form eines Systems von Gesetzessammlungen war nur ein notwendiger Schritt für den nie rastenden, von heiliger Begeisterung durchglühten Rabbiner, und so schuf er das Riesenwerk, den Religionscodex Mischne-Thora (Wiederholung der Lehre) der 1180 vollendet wurde. Mit der Besprechung dieses Werkes schliesst dieser erste Band der Maimunbiographie, die in unseren Kreisen einer freundlichen Aufnahme gewiss sein kann.

Newest, Ph., einige Weltprobleme; populär-wissenschaftliche Abhandlung. Teil I. Die Gravitationslehre — ein Irrtum! Teil II. Gegen die Wahnvorstellung vom heissen Erdinnern. Wien 1905—1906. (Konegen.) (I. 1.25, II. 1.50.)

Von allen Seiten werden die Grundpfeiler der exakten Wissenschaft erschüttert. Was bisher für ewige Wahrheit galt, ist von kecken Geistern ins Wanken gebracht worden. Der Okkultismus hat stetig diese mechanistischen Mauern unterminiert, kein Wunder also, wenn der stolze Bau eines Tages in sich zusammenstürzt. Es wird ja dann aus der Welt kein Chaos werden, im Gegenteil, sie bleibt, wie sie ist; aber das, was uns heute als unveränderlich gilt, das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, der Gravitation und vieles andere, wird nur noch in bescheidenem Umfange gelten. Dafür aber werden wir endlich das Walten jener geistigen Gesetze erkennen, die von Anfang an wirksam, unserem Fassungsvermögen nur durch den materialistischen Dünkel verschleiert wurden.

Einer von den kühnen Einreissern möchte der Ingenieur sein, den obige interessante Schriftchen zum Verfasser haben. Leider berührt er so viele grösste Fragen menschlichen Erkennens, dass wir uns aufs strengste Beschränkung auferlegen müssen bei unserer Besprechung, um nicht ein ganzes Buch zu diesem Thema zu schreiben. Wir verzichten deshalb zunächst auf eine kritische Betrachtung, die in einige Artikel des kommenden Bandes verschmelzen werden soll und geben nur das wieder, was Newest als seine neue Anschauung uns vorträgt.

Protuberanzen. Die Sonne scheidet Wasser — und Metalldämpfe aus, welche analog dem Leidenfrostschen Phänomen, bei dem ein Wasser-tropfen

auf einer glühenden Metallplatte hin- und herrollt, nicht aber sogleich verdampft, sich nicht oberflächenartig ausbreiten, sondern von der kolossalen Strahlenwirkung des Sonnenballes in den Weltraum geschleudert werden, weil sie atherman sind.

Ebbe und Flut. Diese Erscheinungen sind nicht dem Monde zuzuschreiben, sondern der Sonnenbestrahlung.

Flussbettwanderungen unterstehen in gleichem Masse dem mechanisch wirkenden Einfluss der Sonnenbestrahlung.

Der Golfstrom findet die gleiche Erklärung: die Strahlenwirkung der Sonne ist ausser der oberflächlichen Wasserverdrängung, durch welche die Ebbe und Flut hervorgerufen wird, am Aequator eine noch viel tiefergehende.

Die Gravitation. Die Frage „wodurch erhält die Masse Gewicht? beantwortet N. mit dem Satze: Um den Mittelpunkt einer bewegten Masse entsteht infolge von Kompressionswiderständen eine Energie, die wir als Schwere oder Gewicht bezeichnen. Diese Widerstände, verursacht durch die Starrheit der Masse (der Erde) kommen bei festen Körpern als Gewicht, bei Gasen als Spannungen zum Ausdruck. Dem wird dann Seite 61 der Satz zugefügt, dass die konzentrische Bewegung der Erdachsendrehung erhöht wird durch Eigenbewegung eines schweren Körpers in der Ebene oder nach aufwärts. und dass bei solchen Eigenbewegungen das Hindernis des Gewichtes, also die zentrische Energie zu überwinden ist. Die Schwere der Massen ensteht nach und nach durch eine fortgesetzte Konzentration um den Mittelpunkt.

Trägheitsgesetz: Ein bewegtes Rad wird, sobald die Kontrazentration nicht mehr fortwirkt, infolge der durch die Zentration bewirkten Hemmung in gewisser Zeitfolge jenes Schwergewicht zurückerhalten, welches durch die Dichtigkeit seiner Atome im ruhenden Zustande gegeben ist. Wir haben also in der Hemmung die Ursache einer der Gravitation entgegenwirkenden Kraft zu sehen, in der Weise wie es in der Geheimlehre angedeutet ist. Es heisst da, „dass alle Kraftwirkungen zweipolig sind. Der Attraktionskraft unentrinnbar verknüpft ist eine Repulsionskraft“ (-Kontrazentration), was den Anschauungen von N. im Wesen wohl gleichkommt.

Teil II. Kann das Erdinnere heiss sein? Das Erdinnere ist gar nicht heiss, sondern beinahe kalt. Die im Innern der Weltkörper befindlichen Massen besitzen nur jene Wärmetemperatur, welche mit der Dichtigkeit infolge des ungeheuren Druckes übereinstimmt. Im grossen Radius um das Erdzentrum besitzen die Massen eine Wärme, die die Nulltemperatur um weniges übersteigt, weil sich die Massen in ziemlicher Nähe des absoluten Volumens befinden müssen. Dabei ist nach N. das Volumen der Körper deren relativen Nullpunkten proportionell. Das Erdinnere hat also unter dem ungeheuren Drucke infolge der Konzentration nach dem Mittelpunkte sein absolutes Volumen erreicht. Wird der Druck entfernt, so wird die durch den Druck gebundene Wärme frei und die Materie schnellt gewissermassen in ihren früheren gasförmigen Zustand zurück, sie wird zunächst glühflüssig und verdampft, wenn möglich. So sind nach N. die Vulkane zu erklären, die auch nur dort gegeben sind, wo durch Rutschungen, Abbröckelungen kolossaler Felsmassen sich der Oberflächendruck verändern kann, an den Meeresküsten.

Die Mondfläche: Der Mond ist eine Eisenkugel, die bei der Erkaltung Luftblasen nach oben getrieben hat, wie ein geschlagener Kuchenteig. Die Gebirge sind nichts anderes als ganz gewöhnliche Schlacken. Der Mond ist ein zusammengesetztes Eisenmeteor. Unsere Erde hingegen ein Steinmeteor.

Oberflächenbildung der Himmelskörper: Der Abkühlungsprozess der Himmelskörper vollzieht sich infolge Verdichtung zuerst im Innern und schreitet kontinuierlich bis zur Oberfläche fort.

Ursprung der Erdwärme: Die Gesteinsmasse, welche in heissem Zustand unter dem Druck erstarrt, wird wieder flüssig, wenn dieser Druck an einer Stelle bedeutend vermindert wird. (E. Reyer.) Die Erdwärme ist ein Wiederaufglühen nach unmessbarem Zeitraum, daher sind alle Wärmeerscheinungen des Erdinnern, sei es vulkanische oder Erdwärme bei Horizontal- oder Vertikalbohrungen, auf die in der Erdmasse vorhandene latente Wärme, die aus dem Urzustand des Erdkörpers stammt zurückzuführen.

Kocksch, Dr. med., das Luftbad und seine Bedeutung für Grossstädte und Industriezentren. Leipzig. (1.—) (Strauch.)

Pudor, H., Nackt-Kultur. I. Bändchen: Allgemeines, Fusskultur. Steglitz 1906. (1.—) Mit zahlreichen Tafeln. (Pudor.)

Beide Schriftchen sind von dem gleichen Drange beseelt, uns die Sorge um unsern Körper nahezulegen. Trotzdem die theosophischen Kreise die gekreuzten gleichseitigen Dreiecke als Wahrzeichen haben, glauben sie doch fast allgemein, die Vernachlässigung des Körpers sei, ich möchte fast sagen Pflicht der theosophisch Strebenden. Wie irrtümlich ist dies doch! Die Gleichmässigkeit und Symmetrie des Zeichens lehrt uns doch gerade, dass die Durchdringung des Geistes und der Materie symmetrisch, also nicht auf Kosten des einen oder des anderen geschehen soll. Also sollen wir getrost die nötige Zeit auf die Entwickelung des Körpers verwenden, ohne uns deshalb von unseren geistigen Zielen abwendig machen zu lassen.

Um den Pudor'schen Zielen: Nacktheit als Kur- und Regenerationsmittel, Nacktturnen und Nacktsport, näher zu kommen, bedürfen wir in allererster Linie Räume, in denen wir diesen Ideen nachleben können. Also ist die Einrichtung von Luftbädern das erste Erfordernis. Dr. Kocksch hat mit viel Umsicht den hohen Wert derartiger Einrichtungen geschildert.

Ein Luftbad ist nicht ein Ruhe-, sondern ein Bewegungsbad! Man vergesse nicht, dass es nötig ist, im Luftbad den Körper in beständiger Bewegung zu erhalten. Diese Bewegung erzeugt eine lebhafte abkühlende Luftzirkulation über der Haut, eine Entspannung der inneren Organe zugunsten der erhöhten Spannung in Armen, Händen, Beinen und Füssen, und so einen wohltuenden Ausgleich der Spannungen des ganzen Körpers. (Man vergleiche Dr. med. Lots [Friedrichsroda] über die Wohltätigkeit der zentripedalen Erregungen für den menschlichen Körper (Zeitschrift f. klin. Med. 30. Band, 1, 2.) Notwendig ist dabei besonders Bewegung der Füsse und Hände. Den ersteren Übungen ist Pudor's treffliche Arbeit gewidmet, die uns mit der Ausführung der Fussübungen vertraut macht und das Thema mit Geschick nahezu erschöpft.

Vom metaphysischen Standpunkte aus ist eine Fusskultur in umso höherem Masse Bedingung, als die Füsse das Symbol oder besser das Analogon des geistigen Stehens auf dem Felsen der Erkenntnis sind und ihre Entwicklung der des inneren Menschen parallel gehen muss. Unser Organismus ist der Ausdruck unserer geistigen Verfassung, sorgen wir dafür, dass diese durch Übung, Pflege usw. eine gute ist, so müssen wir auch ihrem körperlichen Ausdrucke die nötige Sorgfalt zuwenden, um dem Ideal der gekreuzten gleichseitigen Dreiecke immer näher zu kommen.

Spruchwörterbuch. Sammlung deutscher und fremder Sinnsprüche, Wahlsprüche, Inschriften an Haus und Gerät, Grabsprüche, Sprichwörter, Aphorismen, Epigramme, von Bibelstellen, Liederanhängen, von Zitaten aus älteren und neueren Klassikern, sowie aus den Werken moderner Schriftsteller, von Schnadahüpfln, Wetter- und Bauernregeln, Redensarten usw. nach den Leitworten, sowie geschichtlich geordnet und unter Mitwirkung deutscher Gelehrter und Schriftsteller herausgegeben von Franz Freiherr von Lipperheide. In 20 Lfgn. zu 60 Pfg. Gesamtpreis 12.— Mk. Lfg. 1 u. 3. Berlin 1906. (1.20)

Was das Buch enthält sagt der Titel; dass es eine tüchtige Arbeit ist, verrät der Name des Herausgebers, dessen umfassender kulturgeschichtlicher Arbeit wir vielseitige Anregungen verdanken. Eine überraschende Fülle von Zitaten (30000 Stellen wird das Gesamtwerk enthalten) ist hier gesammelt. Die Anordnung unter Schlagworten ermöglicht ein sofortiges Auffinden des Materials. Von jeder einzelnen Stelle ist die Herkunft angegeben, also: Verfasser, Titel des betreffenden Werkes, Entstehungsjahr, bei Dramen der Akt, Szene, sprechende Person, bei bekannten Opern und dergl. Ort und Tag der ersten Aufführung, bei vielen Gedichten und Liedern selbst Monat und Tag der Entstehung.

Da in unserer Zeit die Heilszeichen der alten Arier durch die grossen Gedanken und Worte unserer Dichter und Denker ersetzt sein sollen, so haben wir hier eine geistige Anregung schönster Art vor uns. Das Werk, das sich als Geschenk sehr gut eignet, wird sich bald als Hausbuch in allen Familien eingebürgert haben.

Du Prel, Karl, Das Kreuz am Feuer. Ein hypnotisch-spiritistischer Roman. Dritte Auflage. Stuttgart u. Berlin 1905 (Cotta). (5.— geb. 6.—)

Mit Vergnügen weisen wir darauf hin, dass von diesem trefflichen Roman, der in leichtfasslicher Form die interessanten Fragen des Hypnotismus und Spiritismus den Lesern nahebringt, die dritte Auflage erschienen ist. Das Werk hat sich längst das Bürgerrecht in allen Kreisen erworben und wird stets die beste Einführung in den Spiritismus bleiben.

Windelband, W., Immanuel Kant und seine Weltanschauung. Gedenkrede. Heidelberg 1904. (Winters Univ.-Bchl.) (—.60) 32 SS.

Die feinsinnige Rede wurde zur Feier der Wiederkehr von Kants Todestag an der Universität Heidelberg gehalten. Wer sich kurz über Kant orientieren möchte, und jeder Laie muss dies heutzutage, wird in dem kleinen Schriftchen eine gute Anregung finden.

Cattullus, Valerius, sämtliche Dichtungen in deutscher Uebersetzung nebst ausführlichen Erläuterungen von Dr. Mauriz Schuster. Wien 1906. (Pauscheck). (3.—)

„Catull ist einer jener Dichter, an denen die Nachwelt gutmachen musste, was die Mitwelt übersah. Uns gilt Catull als Roms originellster und begabtester Lyriker, als ein wahrer Götterfreund. Er darf vom höchsten Standpunkt der Kritik aus beurteilt werden, denn er ist vom Hauche unvergänglicher Grösse berührt. Seine Sprache ist (im Gegensatz zu Vergil) durchaus schlicht und ungesucht, witzig und volkstümlich, ja, so es der augenblickliche Einfall heischt, cynisch derb. Sie perhorresziert (im Gegensatz zu den Alexandrinern) das Prunken mit mythologischer Gelehrtenweisheit. Auch begegnen uns nirgends jene langatmigen Reflexionen, nirgends jenes rhetorische Pathos, das sich bei den meisten römischen Dichtern oft unliebsam in den Vordergrund drängt. Die verschiedenen mitunter schwierigen Metren handhabt er mit virtuoser Leichtigkeit.“ Mit diesen Worten charakterisiert Schuster den Dichter, dessen lebens- und liebestrunkene Lieder in dieser recht guten Uebertragung zahlreiche neue Freunde finden werden.

Besant, A., die vier grossen Religionen. Vier Vorträge von der einundzwanzigsten Jahresversammlung der Theosophischen Gesellschaft zu Adyar bei Madras. Autor. Uebersetzung von Günther Wagner. Leipzig 1905. (Altmann) X, 197 SS.

„Die vier Vorträge“ (über Hinduismus, Zoroastertum, Buddhismus, Christentum „erheben“, sagt die berühmte Theosophin, „keinen Anspruch, mehr als eine populäre Erklärung der vier grossen Glaubenssysteme zu sein und sind nicht für ein eigentliches Studium derselben geschrieben . . . . ihre Absicht ist, den Anhängern jeder der vier Religionen es zu erleichtern, den Wert und die Schönheit der drei anderen Glaubensrichtungen anzuerkennen und die ihnen allen ge-

meinsame Grundlage darzulegen . . . Der allgemeine Ideengang dieser Vorträge ist folgender: Jede Religion wurde im Lichte okkulter Kenntnisse betrachtet, sowohl in Beziehung auf ihre Geschichte, als auf ihre Lehren. . . . . Ich gehe von dem Standpunkt aus, dass alle Religionen den Menschen von einer grossen Brüderschaft gegeben wurden, die den spirituellen Erkenntnisschatz verwaltet und bewacht. Jede Religion behandelte ich als eine Kundgebung ewiger spiritueller Wahrheiten, die von Sendboten oder Mitgliedern dieser Brüderschaft überbracht wurde. Jede Religion hat ihre eigene Mission in der Welt, jede ist den Nationen angepasst, denen sie gegeben ist, und dem Typus der Zivilisation, die sie durchdringen soll und die sie in Uebereinstimmung zu bringen hat mit der allgemeinen Entwickelung der menschlichen Familie . . . . Es ist der Versuch gemacht in jeder Religion das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu unterscheiden und hauptsächlich das erstere zu behandeln."

Besant, A., der Pfad der Jüngerschaft. Vier Vorträge gehalten am zwanzigsten Stiftungsfest der Theosoph. Gesellschaft zu Adjar Madras (27. 28. 30. Dezember 1895. Autoris. Uebersetzung von Gräfin H. Scheler. Leipzig 1905 (Altmann) (2.— geb. 3.—) 162 S. 8.

Die vorzügliche Einweihungsschrift ist längst in englisch lesenden Kreisen als ein Lehrbuch zur inneren Entwicklung eingeführt und als solches auch von uns in englischer Ausgabe bereits gewürdigt. Es genügt wohl der nachdrückliche Hinweis auf die recht gute deutsche Uebersetzung, um dem Werkchen unter unseren Freunden willige Leser zu werben.

Ruest, Dr. A. Stirnerbrevier. Die Stärke des Einsamen. Max Stirners Individualismus und Egoismus mit seinen eigenen Worten wieder gegeben. Auswahl und Einleitung. 3. Auflage Berlin 1906. (Herm. Seemann Nachf.) (1.— geb. 2.—) VII, 283 S. S.

Ruest, Dr. A. Max Stirner: Leben-Weltanschauung-Vermächtnis. 2. Auflage Berlin (1906) (Seemann Nachf.) 2.— (geb. 3.—)

Die Wiederkehr des 100. Geburtstages von Johann Kaspar Schmidt, genannt Stirner, gibt Anlass, und diesmal mit mehr Ruhe als in den 90er Jahren, sich mit diesem eigenartigen Charakter, zu beschäftigen. Heute ist es nicht Stirner-Nietzsche, nicht der Anarchismus, nicht der Kampf um das Uebermenschentum, der uns St. nahebringt, sondern das Bedürfnis den Menschen St. voll zu erfassen. Es soll keine Stirnerbewegung entstehen, wir sollen aber unser Interesse jenem Buche in erhöhtem Masse widmen, das uns allen, die wir es vor Jahren gelesen und in glühender Begeisterung gelobt oder mit Abscheu verworfen haben, eine Revolution im Innern und einen Kraftzuwachs im Aeussern bedeutet. Es gibt wenige Bücher, mit denen man innerlich so ringen muss, wie mit dem „Einzigen." Deshalb wird es gewiss dankbar empfunden, wenn Ruest es in seiner zweiten Schrift versucht die Stirnersche Persönlichkeit psychologisch zu analysieren. Das ist eine schwere Aufgabe bei dem wenigen Tatsächlichen, was wir über Stirner wissen. Aus seinen Schriften auf ihn selbst zu schliessen ist sehr problematische Arbeit. Doch ist es der einzige Weg Licht in dieses Leben und Denken zu bringen. Mackays Biographie Stirners enthält alles, was sich heute noch über das äussere Leben des Philosophen feststellen lässt. Auf dieser Basis, mit Stirners Schriften zur Hand verfolgt nun Ruest „nur das Ziel, eine Brücke zwischen dem höheren Mädchenlehrer Stirner und dem Verfasser des „Einzigen und sein Eigentum" aufzuzeigen . . . bisher gab es einige Inhaltsangaben des „Einzigen usw." ich möchte sagen: blosse Paradigmen, Schemata, welche sich nicht von der äusseren Struktur dieses Werkes freimachen wollten und infolge dessen nicht alle Wurzeln und Motive zugleich des Denkers aufdecken konnten. Wir zeigen zum ersten Male die gesamten theoretischen Grundlagen aus ihnen abgeleitet erst den praktischen oder moralischen Teil; ins allgemeine

Bewusstsein sind überhaupt nur aus diesem letzteren einige, in ihrer Abgetrenntheit von den Grundlagen paradoxwirkende Bestandteile, Sätze, übergegangen. . . . endlich ist auch ein historischer Ueberblick über die Fortwirkungen der Stirnerschen Philosophie zum ersten Male versucht, und ein ausführlicher Vergleich der Stirnerischen mit den Nietzscheschen Ideen führte zur Aufstellung eines positiven Zukunftsideales." Der Verf. schliesst und wir können ihm in dieser Steigerung nur beistimmen, mit den Worten: unser Ich ist nicht Ausgangspunkt, den wir schon kennen, unser Ich ist Zukunft, der wir zusteuern. Und ehe wir es vielleicht einmal als letzten Gesetzgeber wieder aufstellen können, so glauben wir, dass abermals eine Metaphysik, die auch das Ich zunächst nur als einen Spezialfall des Kosmos erkennt, vorangehen muss, um nicht von vornherein einen schmerzlichen Widerspruch zwischen dem Ich und jeglichem Gesetz zu sehen, sondern im Gegenteil aus der letzten Erklärung des Makrokosmos unmittelbar die Fäden zu gewinnen, an denen — notwendig und doch frei — auch der Mikrokosmos, der Mensch, ohne den unseligen Zwiespalt im Busen, sich leiten lässt und selber leitet."

Nach einiges aus dem Stirnerbrevier mag hier Platz haben. In den Kleinen Schriften (Hrsg. von J. H. Mackay.) charakterisiert St. seine eigene Lehre: „Der Egoismus, wie ihn Stirner geltend macht, ist kein Gegensatz zur Liebe, kein Gegensatz zum Denken, kein Feind eines heissen Liebeslebens, kein Feind der Hingebung und Aufopferung, kein Feind der innigsten Herzlichkeit, aber auch kein Feind der Kritik, kein Feind des Sozialismus, kurz kein Feind eines wirklichen Interesses: er schliesst kein Interesse aus. Nur gegen die Uninteressiertheit und das Uninteressante ist er gerichtet: nicht gegen die Liebe, sondern gegen die heilige Liebe, nicht gegen das Denken, sondern gegen das heilige Denken." Man erinnere sich, dass Stirner in der Weinstube bei Hippel in Berlin an einem Tisch sass mit L. Feuerbach und Bruno Bauer! —

„Das Wissen, so gelehrt und reich, oder so breit und fasslich es auch sei, bleibt so lange doch nur ein Besitz und Eigentum, als es nicht in dem unsichtbaren Punkt des Ich zusammengeschwunden ist, um von da als Wille, als übersinnlicher unfasslicher Geist allgewaltig hervorzutreten." Die Morgenröte einer neuen Kultur dämmert in den Worten: „Dir kommt mehr zu, als das Göttliche, das Menschliche usw.; „Dir kommt das Deinige zu." „Du bist nicht bloss berufen zu allem Göttlichen, berechtigt zu allem Menschlichen, sondern Eigner des Deinigen d. h. alles dessen, was Du Dir zu eigen zu machen Kraft besitzest, d. h. Du bist geeignet und befähigt zu allem Deinigen."

Oldenburg, H., Indien und die Religionswissenschaft. Zwei Vorträge. Stuttgart (Cotta) 1906 (1.60).

Obwohl die beiden Dioskuren am Himmel religionsphilosphischer Forschung Deussen und Oldenberg Gegner der Schriften H. P. Blavatskys und der sich an diese anschliessenden Vereinsbewegungen sind, so sind doch alle ihre Arbeiten dazu angetan, die von H. P. Blavatsky gezogenen Grundlinien religionswissenlicher Anschauungen zu verstärken und ihre Richtung als richtig zu beweisen. Was in der Geheimlehre, einem Buche „tollster und ungereihmtester Phantasien", als welches es von Deussen angeschaut wird, mit genialem Blick festgelegt ist: Grundzüge historischer, religionsphilosophischer und religionsvergleichender Erkenntnis, die erst Jahrzehnte, ja vielleicht Jahrhunderte lange Einzelforschung wird beweisen können, das gilt auch diesen Gelehrten als das zu erreichende Ziel.

In dem ersten Vortrag steht die Frage im Vordergrund: wie verhält sich die Erforschung der altindischen zu den benachbarten Forschungszweigen und zum Ganzen der Religionswissenschaft. Als Grundlage aller Arbeit hat zu gelten Indien für die Inder, wie ja „überall in der Geschichtswissenschaft heute eine mächtige Strömung dahin drängt das Inkommensurable, Bodenständige in den Nationen hervorzukehren". Dazu aber gehört, dass wir uns den Faktoren unseres

Studiums unterordnen und sie auf uns möglichst rein und unverfälscht einwirken lassen, „Wir wollen die Tragödie des Kampfes der beiden Seelen in der Brust des indischen Volkes, der arischvornehmen und der niedrigwilden mit durchkämpfen". Von dieser Vertiefung in das Begränzte müssen wir aber hinausgelangen ins Ganze, von Indien aus den Zusammenhang Indiens mit der Welt finden. Dazu ziehen wir nun alles heran, was an Wissenschaft des Altertums uns zugänglich ist. Dabei ist aber der Wert dieser Hilfsmittel recht verschiedenartig. Von vergleichender Mythologie erwartet Verfasser wenig Erspriessliches, von Sprachvergleichung mehr, viel vom Studium der Indoeuropäer, jenes Muttervolkes der Inder, Iranier, Griechen, Italiker, Kelten, Germanen, Slaven. Es ist dabei so interessant, wie sehr sich Oldenburg dabei der Geheimlehre nähert. „Man kann das Wesen der Untersuchungen, von denen ich bisher gesprochen habe, dahin zusammenfassen, dass die Erforschung der altindischen und die der verwandten Religionen gemeinsam durch ihre Vergleichungen das Bild des direkt Ueberlieferten nach rückwärts, in prähistorische Perioden hinein, zu erweitern sich bemühen. Dass da auf die Gebiete, die den geschichtlichen Zeit näher liegen, ein sehr viel helleres Licht fällt, als auf die entferntere Vergangenheit, ist ja begreiflich. Aber nun kann es einen Augenblick paradox erscheinen, wenn ich jetzt weiter vom Zurückdringen in noch tiefere Vergangenheit spreche und behaupte, dass hier die Sicherheit unseres Vorgehens nicht nur nicht weiter abnimmt, sondern im Gegenteil wieder zunimmt. Sie nimmt zu, weil wir bei jenen vorgeschichtlichen Fernen anlangen, in denen die Freiheit der Volksindividualitäten noch nicht ihr unergründliches Spiel treibt, sondern eine Notwendigkeit, mit der wir rechnen können, überall gleichartige Gestalten hervorbringt." Diese „Notwendigkeit" sehen wir von unserem Standpunkte in der noch grossen Stärke psychischer und astraler Fähigkeiten erklärt, die den vorgeschichtlichen Rassen ein unmittelbareres Verständnis geistiger Symbole ermöglichte, als uns heute. Daher die einheitliche Symbolik der Atlantier, Lemurier und wenn wir wollen noch früherer Rassen, daher die Möglichkeit einer Annahme einer einheitlichen Gotteserkenntnis, oder Religion (Theosophike) in jenen Zeitfernen. Und wäre es nicht so, wäre dann nicht eine Rekonstruktion dieses Urwissens einfach unmöglich? Sie ist aber möglich, wie unsere zeitgenössische Philosophie und Wissenschaft zeigt.

Volle Anerkennung findet O. für die Ethnologie, die ja Bastian so viel verdankt; die Philologentechnik möchte er auf einige Zeit aus diesen Studien verbannt sehen. Seite 15, 16 begegnen wir unseren theosophischen Anschauungen z. B. dass des Pythagoras Lehre die Spur indischer Anregungen zeigt, dass in den Gedankengängen der Neuplatoniker orientalische Mystik „auch indische Denker und Wundermänner Anteil haben", als diskussionsfähig. Von da bis zur Anerkennung der planmässig arbeitenden okkulten Brüderschaft ist es nicht mehr sehr weit!

Wie Verfasser, begeistert von dem geistigen Reichtum Indiens die Vorteile eines indischen Studiums für alle unsere Kenntnisse und Kultur schildert, brauche ich nicht wiederzugeben, er ist darin Meister!

Auf die zweite Rede: Gottesgnade und Menschenkraft, die obiger Arbeit beigedruckt ist, kommen wir ein andermal zu sprechen.

Verantwortlicher Redakteur: Paul Zillmann.

Redaktion und Verlag; Gross-Lichterfelde, Ringstrasse 47a.

Druck von Robert Schumann, Cöthen [Anhalt].



